

Iren Schulz

Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter

**Kommunikative Praktiken und
Beziehungsnetze im Wandel**

Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter

**Kommunikative Praktiken und
Beziehungsnetze im Wandel**

von
Iren Schulz

TLM Schriftenreihe
Band 22



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Herausgeber:
Thüringer Landesmedienanstalt (TLM)
Steigerstraße 10
99096 Erfurt
Tel.: 0361/2 11 77 - 0
Fax: 0361/2 11 77 - 55
E-Mail: mail@tlm.de
Internet: www.tlm.de

TLM Schriftenreihe; Band 22
2. unveränderte Auflage 2013

Copyright © 2012 by
VISTAS Verlag GmbH
Goltzstraße 11
10781 Berlin
Tel.: 030/32 70 74 46
Fax: 030/32 70 74 55
E-Mail: medienverlag@vistas.de
Internet: www.vistas.de

Alle Rechte vorbehalten
ISSN 1869-3865
ISBN 978-3-89158-572-6

Umschlaggestaltung, Satz und Layout: Schriftsetzerei – Karsten Lange, Berlin
Druck: buchbuecher.de, Birkach
Produktion: VISTAS media production, Berlin

Inhalt

Vorwort	9
1 Einleitung	11
1.1 Forschungsbedarf	14
1.2 Ziele und Fragestellungen	16
1.3 Vorgehensweise und Gliederung	18
2 Sozialisation, Beziehungen und Medien	21
2.1 Mediatisierung als Metaprozess sozialen Wandels	21
2.1.1 Medienwandel als Ausgangspunkt sozialen Wandels	25
2.1.2 Soziale Ausdrucksformen und Konsequenzen	27
2.2 Beziehungen als Herausforderung im Sozialisationsprozess	30
2.2.1 Beziehungen als sozial-kognitive Fähigkeit	31
2.2.2 Beziehungen als Entwicklungsaufgabe	35
2.2.3 Struktur und Funktion von Beziehungen im Jugendalter	44
2.3 Beziehungen als mediatisierte Kommunikationsnetze	53
2.3.1 Die kommunikative Konstitution sozialer Netzwerke	53
2.3.2 Soziale Beziehungsnetze und digitale Medien	61
2.4 Zwischenfazit	66
3 Mediatisierung von Sozialisation im Jugendalter	69
3.1 Mediatisierung der Sozialisationsbedingungen	70
3.1.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen	70
3.1.2 Alltägliche Kontexte	75
3.1.3 Institutionen und Personen	79

3.2	Mediatisierung der Sozialisationsprozesse	85	5.3	Kommunikationsgrenzen und das Mobiltelefon als problematisches Medium	234
3.2.1	Medienaneignung als kulturelle Alltagspraxis	85	5.3.1	Finanzielle Ausgaben für das Mobiltelefon	235
3.2.2	Kommunikative Praktiken bei der Aneignung traditioneller Medien	98	5.3.2	Aneignung von (audio-) visuellen Inhalten	240
3.2.3	Kommunikative Praktiken in digitalen Medienumgebungen	102	5.3.3	Handlungsbedarf und Handlungsmöglichkeiten	252
3.3	Mediatisierung der Sozialisationsergebnisse	112	5.3.4	Fazit zum Mobiltelefon als problematisches Medium . . .	261
3.3.1	Digitale Medien als Ressourcen im Sozialisationsprozess .	115			
3.3.2	Digitale Medien als Risiken im Sozialisationsprozess . . .	118	6	Schlussbetrachtung: Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter . .	265
3.3.3	Medienkompetenz und digitale Medien	129			
3.4	Zwischenfazit	139	Literatur	281	
4	Methodisches Vorgehen	143	Anhang	317	
4.1	Forschungsfragen und methodologische Verortung	144	Beobachtungsprotokoll (Vorstudie)	317	
4.2	Untersuchungsdesign und Materialbasis	151	Leitfaden: Beispiel Freundschaftsbeziehung (Vorstudie)	318	
4.3	Auswertungsstrategie und Analysekatogorien	162	Tagesablaufprotokoll (Langzeitstudie)	319	
5	Mediatisierte Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen. Ergebnisse der empirischen Analyse	169	Leitfaden: Handyrückgabe bei der Intervention (Langzeitstudie)	320	
5.1	Kommunikationspraxis und das Mobiltelefon als Beziehungsmedium	170	Leitfaden: Elterninterview (Erweiterungsstudie)	322	
5.1.1	Beste Freundschaften: Ein kommunikativer Mikrokosmos .	171	Übersicht: Wortbildungen & Workshops (Erweiterungsstudie)	324	
5.1.2	Peer-Beziehungen: Der Speckgürtel im Beziehungsnetz . .	179	Codeliste (Beispiel: Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen) . . .	325	
5.1.3	Partnerschaftliche Beziehungen: Ein emotionaler Drahtseilakt	186	Analysekatogorien (mit Subkatogorien und ihren Eigenschaften)	326	
5.1.4	Familienbeziehungen: Kommunikative Pseudo-Freiheiten .	194			
5.1.5	Jugendszenen: Hip Hop als kommunikativer Bezugsrahmen	202	Abbildungsverzeichnis	328	
5.1.6	Fazit zum Mobiltelefon als Beziehungsmedium	206	Danksagung	329	
5.2	Kommunikationspotenziale und das Mobiltelefon als persönliches Medium	209	Die Autorin	331	
5.2.1	Personalisierungsprozesse	210			
5.2.2	Alltagsbezogene Praktiken	217			
5.2.3	Beziehungsrelevante Verortungen	222			
5.2.4	Fazit zum Mobiltelefon als persönliches Medium	230			

Vorwort

Von Internet bis Smartphone beherrschen immer neue digitale Medientechnologien inzwischen das tägliche Leben. Die neuen Möglichkeiten der digitalen Kommunikation besitzen das Potenzial, Bindung an Zeit und Raum aufzuheben, soziale Strukturen zu verändern, aufzulösen oder neue zu schaffen sowie die Rolle der Massen- und Individualmedien und der Rezipienten neu zu definieren. Die Folgen dieser allgegenwärtigen und umfassenden Verfügbarkeit von Medien und Kommunikation für die Gesellschaft werden jedoch erst nach und nach wissenschaftlich untersucht.

Vor diesem Hintergrund hat die TLM 2006 ein Promotionsstipendium zur Erforschung der sozialen Auswirkungen von digitalen Medien ausgeschrieben. Das Stipendium wurde vom Forschungszentrum „Communication and Digital Media“ an der Universität Erfurt betreut. Es sollte Nachwuchsforschern die Gelegenheit geben, dem Einfluss der Digitalisierung auf das Verhalten und die Einstellung der Rezipienten und ihres sozialen Umfeldes nachzugehen und ihre Überlegungen durch eine Feldstudie zu überprüfen.

In der Auswahlkommission setzte sich die Kommunikations- und Medienwissenschaftlerin Iren Schulz mit ihrem Dissertationsvorhaben zur Bedeutung digitaler Unterhaltungsangebote auf mobile Mediengeräte für Jugendliche und ihre Auswirkungen auf die sozialen Beziehungen durch. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildete die Erfassung der Medienaneignung von Jugendlichen innerhalb sozialer Bezüge.

Bereits die ersten Zwischenergebnisse der Studie stießen 2007 auf große öffentliche Resonanz. Schon damals konnte Frau Schulz belegen, dass auditive und audiovisuelle Zusatzangebote ergänzend zur Telefonie- und SMS-Funktion für Jugendliche große Bedeutung haben. Neben kommerziellen Angeboten spielten vor allem selbstproduzierte Bilder, Filme (Handyclips) und Töne bereits eine wichtige Rolle.

In den folgenden Jahren hat Frau Schulz ihren Forschungsansatz kontinuierlich weiterverfolgt und fundiert. In der nun vorliegenden Dissertationsfassung ihres

Abschlussberichts beschäftigt sie sich mit den mediatisierten Kommunikationspraktiken in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen und untersucht den Wandel der Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse von Sozialisation im Jugendalter. Durch die rasante Entwicklung mobiler Endgeräte und Anwendungen hat die Forschungsarbeit von Frau Schulz in den letzten Jahren sogar noch an Bedeutung gewonnen. Durch die Bezugnahme auf die aktuellen Mediatisierungsprozesse sind die Ergebnisse ihrer Studie aktueller denn je.

Wir freuen uns deshalb sehr, diese ausgezeichnete und besonders wichtige Arbeit im vorliegenden Band 22 der TLM-Schriftenreihe der Öffentlichkeit vorstellen zu können.

Erfurt, Juli 2012

Jochen Fasco

Direktor der Thüringer Landesmedienanstalt (TLM)

1 Einleitung

Mit Bezeichnungen wie „Generation Fun“ (Boberski 2004: 121) oder „Generation Porno“ (Siggelkow/Büscher 2008), vor allem aber auch mit medienbezogenen Begriffen wie „Generation@“ (Opaschowski 1999; Schulmeister 2008) und „Generation Mobile“ (Schuh 2007) sowie mit Charakterisierungen wie „Digital Kids“ (Montgomery 2007) oder „Digitale Natives“ (Palfrey/Gasser 2008; Tapscott 2009) wird in der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatte immer wieder versucht, Jugendliche zu charakterisieren. Dabei werden nicht nur die jungen Menschen selbst, sondern auch die gesellschaftlichen Bezüge, in denen sie aufwachsen, mit einem Label versehen. Dementsprechend ist dann beispielsweise von „Risikogesellschaft“ (U. Beck 1986), „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1992) oder „Mediengesellschaft“ (Imhof et al. 2004) die Rede. Die in diesem Zusammenhang getroffenen Verallgemeinerungen beinhalten zweierlei.

Sie zeigen erstens, wie Jugendliche aus einer „erwachsenen“ Außenperspektive wahrgenommen und bewertet werden und verweisen damit auf die gesellschaftliche Einbettung von Jugend. In Deutschland leben nur etwas mehr als vier Millionen junge Menschen im Alter zwischen 14 und 19 Jahren (Statistisches Bundesamt Deutschland 2009a), wobei mit Blick in die Zukunft davon ausgegangen wird, dass die Zahl der unter 20-Jährigen bis 2060 durch politische, wirtschaftliche und soziale Bedingungen noch weiter sinken wird (Statistisches Bundesamt Deutschland 2009b). Im Gegensatz zu diesen demografischen Entwicklungen stehen der hohe Stellenwert von „Jugend“ in unserer Gesellschaft sowie die große Aufmerksamkeit, die jungen Menschen in diesem Lebensabschnitt geschenkt wird (K. Hurrelmann 2007; Schäfers/Scherr 2005). In der Wissenschaft findet die Jugendphase seit über 200 Jahren Beachtung, wobei die damit verbundenen Begrifflichkeiten und Konzepte ganz unterschiedliche Facetten in den Mittelpunkt stellen (ebd.: 17 ff.). So wird „Pubertät“ als eine biologische und „Adoleszenz“ als eine psychologische Kategorie verstanden, die in entwicklungspsychologischen Theorien eine Rolle spielen und bei denen es vor allem um Prozesse körperlicher und psychosexueller Reifung von Jugendlichen geht

(Fend 2005). Der Begriff „Jugend“ steht eher mit soziologischen Theorien in Verbindung, die sich mit der sozialen und gesellschaftlichen Einbettung junger Menschen sowie den damit verbundenen Rollenzuweisungen, Statusübergängen und Handlungsmöglichkeiten beschäftigen (K. Hurrelmann 2007). Das traditionelle Verständnis vom Jugendalter, das mit der Pubertät beginnt und mit dem Eintritt in die Arbeitswelt, der Gründung einer eigenen Familie und der Festlegung auf einen privaten und beruflichen Lebensentwurf endet, ist heute nicht mehr haltbar. Vielmehr wird von einer Ausdehnung der Jugendphase ausgegangen, bei der körperliche, vor allem aber auch gesellschaftliche Veränderungen eine Rolle spielen. Zum einen setzt die Pubertät durch hormonelle Veränderungen immer zeitiger ein und Mädchen und Jungen müssen sich früher mit den damit einhergehenden individuellen und sozialen Konsequenzen auseinandersetzen (K. Hurrelmann 2005: 122; Kahl et al. 2007; Kluge 2006). Zudem werden Jugendliche im Rahmen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse frühzeitiger aus kindlichen Schutzräumen freigesetzt und als Gesellschaftsmitglieder gefordert (z. B. mit dem Wahlrecht ab 16 Jahren) sowie als erwachsene Konsumenten angesprochen (Ferchhoff 2007). Zum anderen findet eine Verlängerung der Jugendzeit statt, insofern die etwa 19- bis 30-jährigen zumeist im Berufsleben stehen, aber noch zu Hause wohnen oder umgekehrt über eine eigene Wohnung verfügen, in der sie mit einer Partnerin bzw. einem Partner leben, aber finanziell noch von ihren Eltern abhängig sind. Selbständigkeit und Abhängigkeit vermischen sich also in ökonomischer, politischer, sozialer und beruflicher Hinsicht (Baacke 2005; BMFSFJ 2002: 14 ff.; K.-J. Tillmann 1993; Zimmermann 2000). Daneben wird die interne Strukturierung der Jugendphase diskutiert¹, wobei jedoch weitestgehend Einigkeit darüber herrscht, dass es eine „Kernphase“ gibt, die sich etwa auf das Alter zwischen 13 und 18 Jahren bezieht. Diese Phase soll auch in der vorliegenden Arbeit im Mittelpunkt stehen, weil sich in dieser Zeit das Bedürfnis von Jugendlichen nach Umstrukturierung und Neuorientierung in allen persönlichen, sozialen und gesellschaftlichen Bereichen verdichtet. (K. Hurrelmann 2005: 13 ff.).

Zweitens betonen einige der oben erwähnten Begriffe die zunehmende Bedeutung von Medien im Jugendalter. Tatsächlich verfügen Jugendliche nicht erst seit Kurzem über eine umfangreiche Medienausstattung. Bereits die in den 80er Jahren durchgeführte Studie „Jugend und Medien“ (Berg/Kiefer 1986) verweist

1 Zur Diskussion der internen Strukturierung der Jugendphase aus rechtlicher und politischer sowie entwicklungspsychologischer und jugendsoziologischer Sicht vgl. u. a. Ferchhoff 2007: 85 ff.; Flammer/Alsaker 2002: 17 ff.; K. Hurrelmann 2005: 41; Schäfers 1994: 30 f.; United Nations 2003: 74; Wiesner 2006; Zimmermann 2000: 147.

darauf, dass Medien im Alltag von Jugendlichen fest verankert sind und 1990 bezeichnen Baacke und andere die Lebenswelten von Jugendlichen als „Medienwelten“ (Baacke et al. 1990). Vor allem das Fernsehen, Radio und Kassettengeräte, aber auch Zeitungen gehören zu den Medien, mit denen Jugendliche bis zu fünf Stunden ihrer täglichen Freizeit verbringen (Berg/Kiefer 1986). Darüber hinaus ist in fast allen Haushalten ein Festnetztelefon vorhanden, wobei nur wenige Jugendliche über einen eigenen Apparat verfügen und gern noch viel öfter telefonieren würden, wenn die Eltern es zuließen (Baacke et al. 1990: 64 f., 99 ff.).

Auch wenn heute, also über zwanzig Jahre später, diese medialen Geräte und Aktivitäten nach wie vor eine wichtige Rolle spielen, hat sich ein grundlegender Medien- und Kommunikationswandel vollzogen. Heute verfügen nicht nur die Haushalte, in denen Jugendliche aufwachsen, über eine sehr hohe Medienausstattung, auch die Mädchen und Jungen selbst nennen schon sehr frühzeitig ein umfangreiches, multimediales Medienensemble ihr Eigen: angefangen von traditionellen Medien wie dem Fernsehgerät und dem Stereorecorder, über digitale Medien wie Computer mit Internetzugang, Laptop oder DVD-Player, bis hin zu portablen Multifunktionsmedien wie Mobiltelefon bzw. Smartphone, MP3-Player und Spielkonsole (MPFS 2011: 6 ff.). Das Mobiltelefon steht dabei mit 96 Prozent an erster Stelle des persönlichen Medienbesitzes und weist die höchste Alltagsrelevanz unter allen Medien auf (Feierabend/Kutteroff 2008: 613; MPFS 2011: 57).

Gleichzeitig ist nicht nur die Ausstattung mit Medien umfangreicher und vielfältiger geworden, auch die Möglichkeiten der Mediennutzung haben sich diversifiziert. Multimodalität und Interaktivität sowie die Möglichkeiten des aktiven und kreativen Gestaltens und Experimentierens mit digitalen Medien erweitern und verändern im Vergleich zu traditionellen Medien² die Formen des Medienumgangs (Gleich 2007: 529). Als multifunktionale Kommunikationsplattformen bieten vor allem PC und Internet sowie insbesondere das Mobiltelefon vielfältige Optionen, die ursprünglich an traditionelle Medien gebunden waren und die bei Jugendlichen auf großes Interesse stoßen. Dazu zählen unter anderem Musik hören oder Videos ansehen, Fotos und Videos selbst erstellen, bearbeiten und verbreiten sowie die vielfältigen Formen interpersonaler Kommunikation per

2 Unter traditionelle Medien werden hier alle Mediengeräte und -inhalte gefasst, die vor dem umfassenden Prozess der Digitalisierung und Konvergenz der Medien sowie vor dem Aufkommen des Internets und des Mobiltelefons in den sozialen Beziehungen von Jugendlichen bedeutsam waren. Dazu gehören insbesondere Fernseher, Videorecorder bzw. DVD-Player, Stereoanlage, Walkman und Zeitschriften.

E-Mail, Chat, Handytelefonat³ oder Kurznachricht (Klingler 2008a; MPFS 2010; MPFS 2011).

Mit Blick auf diesen umfangreichen Medienbesitz und die damit verbundenen Umgangsweisen ist davon auszugehen, dass nicht nur der Stellenwert von Medien in der Lebenswelt von Jugendlichen zunimmt, sondern auch neue und veränderte Formen von Kommunikation entstehen, die einen Bezug zu Medien aufweisen und die für die sozialen Beziehungen von Jugendlichen und damit für Sozialisation bedeutsam sind.

1.1 Forschungsbedarf

Die vorliegende Arbeit setzt an den kommunikativen Praktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen an und zielt darauf ab, mit dem Konzept der mediatisierten Sozialisation die Bedeutung von Mediatisierungsprozessen für den Wandel von Sozialisation im Jugendalter theoretisch und empirisch fassbar zu machen. Die Relevanz dieses Vorhabens und der damit verbundene Forschungsbedarf ergeben sich aus den theoretischen Bezügen, vor deren Hintergrund sich das Buch aufspannt. Dabei handelt es sich um kommunikationswissenschaftliche Theorien und um Theorien aus der Sozialisationsforschung, die aus ihrer jeweiligen Perspektive der Verwobenheit von Kommunikation, Medien und Sozialisation oftmals nicht gerecht werden.

Aus der Perspektive der Kommunikationswissenschaft ist es längst ein Allgemeinplatz, dass Medien für Jugendliche unverzichtbar sind, während die Bedeutung von langfristigen Sozialisationsprozessen eher vernachlässigt wird. Quantitative Studien wie die seit 1988 jährlich herausgegebene JIM-Studie⁴ oder das 2006 ins Leben gerufene, europäische Projekt „EU Kids Online“⁵ belegen in Zahlen, wie umfassend die Medienausstattung von Jugendlichen ist und wie vielfältig die Funktionen und Nutzungskontexte sowie Chancen und Risiken sind, in denen digitale Medien eine Rolle spielen. Qualitative Studien, die sich mit der Bedeutung von Medien für den sozialen Alltag von Jugendlichen beschäftigen, nehmen die komplexen Zusammenhänge und Hintergründe in den Blick, die beim Umgang mit Medien eine Rolle spielen. Dazu gehören nicht nur sozio-

demografische Fakten wie Alter, Geschlecht und Bildung, sondern vor allem auch die alltäglichen Lebenszusammenhänge sowie die individuellen Bedürfnisse und Orientierungen, vor deren Hintergrund sich Jugendliche den Medien zuwenden. So wurden in der Vergangenheit zahlreiche Untersuchungen veröffentlicht, die sich mit der Bedeutung von Spielfilmen, Fernsehserien oder Talkshows für soziale Beziehungen und die Herausbildung von Identität im Jugendalter beschäftigen (vgl. u. a. Barthelmes/Sander 2001; Paus-Haase et al. 1999; Theunert 2000). In aktuelleren Studien stehen vor allem digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon im Mittelpunkt, die für die Gestaltung von sozialen Beziehungen immer wichtiger werden (vgl. u. a. boyd⁶ 2008; Haddon/Vincent 2009; Ling 2007; Schmidt et al. 2009; Turkle 2008).

Sowohl diese eher qualitativ ausgerichteten Untersuchungen, als auch die quantifizierenden Studien befassen sich vor allem mit gerade neu aufkommenden Medien, konzentrieren sich zumeist auf einzelne Funktionen und stellen das aktuelle Medienhandeln in den Mittelpunkt. Der Sozialisationsaspekt sowie die damit verbundenen sozialen Prozesse und gesellschaftlich-historischen Kontexte werden eher vernachlässigt (Hoffmann 2007: 19 ff.; Mikos 2007: 27 ff.).

Im Gegensatz dazu beschäftigt sich die Sozialisationsforschung kaum mit der zunehmenden Bedeutung von Medien. So wird den Massenmedien neben Gleichaltrigen und Freizeitorganisationen der Rang tertiärer Sozialisationsinstanzen zugewiesen, die „keine auf Sozialisation zugeschnittene Aufgabe“ erfüllen, aber unter Umständen einen, wenn auch pädagogisch nicht gewollten, Einfluss nehmen können (K. Hurrelmann 2006: 33). In dem seit 1985 immer wieder neu aufgelegten, sozialisationswissenschaftlichen Standardwerk „Lebensphase Jugend“ von Klaus Hurrelmann werden Medien im Kontext des Freizeit- und Konsumhandelns von Jugendlichen erwähnt und auf wenigen Seiten als finanzieller Kostenpunkt, Freizeitgestalter und als erzieherisches Problem für Eltern abgehandelt (K. Hurrelmann 2005: 134 ff.). Die Ursache für diese Vernachlässigung sieht Dagmar Hoffmann darin, dass in der Sozialisationsforschung die Auffassung vertreten wird, zwischen dem Individuum und den medial vermittelten Inhalten könne keine reziproke Wechselbeziehung hergestellt werden und Medien würden damit auch kein authentisches Interagieren sowie keine sozialisationsrelevanten Erfahrungen ermöglichen (Hoffmann 2007: 15 ff.). Medien sind also nicht wie andere klassischen Sozialisationsinstanzen (z. B. Familie oder Schule) in der Lage,

3 In diesem Buch wird sowohl der eher wissenschaftlich konnotierte Begriff „Mobiltelefon“, als auch der eher alltagssprachlich eingebettete Begriff „Handy“ verwendet. Hintergrund sind aktuelle Studien zur Aneignung des Mobiltelefons sowie die empirischen Ergebnisse der Langzeitstudie, bei denen die Perspektive der handelnden Menschen eingenommen und deshalb auch der Begriff „Handy“ benutzt wird.

4 Vgl. <http://www.mpfs.de> [02. 07. 2012].

5 Vgl. <http://www.eukidsonline.de/index.html> [02. 07. 2012].

6 Vor dem Hintergrund, dass sich die Autorin danah boyd für eine Kleinschreibung ihres Namens entschieden hat und auch andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dieser Schreibweise folgen, wird dieser Stil auch im Buch beibehalten. Vgl. <http://www.danah.org/name.html> [02. 07. 2011]

Jugendlichen im Hinblick auf ihre Orientierungen oder ihr Handeln etwas zurückzuspiegeln und werden deshalb auch nicht als grundlegend bedeutsam für sinnstiftende Prozesse und für Sozialisation unter postmodernen Gesellschaftsbedingungen verstanden (Junge 2004).

Das fehlende integrative Moment zwischen dieser sozialisationstheoretischen Perspektive und den kommunikationswissenschaftlichen Ansätzen wird besonders deutlich, wenn man sich die derzeit stattfindenden Entwicklungen im Bereich digitaler Medien vergegenwärtigt und den Stellenwert vor Augen führt, den die Kommunikation im Internet und mit dem Mobiltelefon für Jugendliche und ihre Beziehungen heute einnimmt. Als unverzichtbarer Alltagsbegleiter spielt das eigene Handy eine wichtige Rolle, um kontinuierlich und flexibel mit Freundinnen und Freunden verbunden zu sein, um sich mit Peers zu vernetzen und um erste Kontakte im partnerschaftlichen Bereich zu knüpfen. Darüber hinaus dient das Mobiltelefon als modisches Accessoire und fungiert als materielles Objekt, das vielfältige Möglichkeiten der Selbstdarstellung bereithält (I. Schulz 2010, 2011a, 2011b, Reißmann/Schulz 2012). Gleichzeitig vernetzen sich Jugendliche im Internet über Instant Messenger Programme und richten sich auf sozialen Netzwerkplattformen persönliche Profile ein, auf denen sie nicht nur ihre Interessen und Vorlieben preisgeben, sondern auch visuelle Selbstpräsentationen realisieren und beispielsweise per Handy stündlich Updates ihrer aktuellen Aktivitäten und Befindlichkeiten veröffentlichen (U. Gleich 2011; Livingstone 2006; Reißmann 2010, 2011). Digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon sind heute also untereinander und mit sämtlichen Lebensbereichen von Jugendlichen verwoben und spielen insbesondere für das Aushandeln von und die Kommunikation in sozialen Beziehungen eine grundlegende Rolle.

1.2 Ziele und Fragestellungen

Ziel des vorliegenden Buches ist es, die Verwobenheit von Kommunikation, Medien und Beziehungen im Sozialisationsprozess in den Blick zu nehmen und die erwähnte Forschungslücke zwischen kommunikations- und sozialisationswissenschaftlichen Theorien über das Konzept der mediatisierten Sozialisation zu schließen. Dabei geht es nicht darum, ein weiteres Label für Jugendliche zu finden oder lineare Zusammenhänge zwischen Nutzerbedürfnissen und einzelnen Medieninhalten herauszuarbeiten. Vielmehr zielt die Arbeit darauf ab, die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen theoretisch zu fundieren, empirisch zu erfassen und den Zusammenhang zwischen mediatisierter Kommunikation und dem Wandel von Sozialisation im Jugendalter herauszuarbeiten. Im Mittelpunkt steht dabei die Aneignung des

Mobiltelefons im Zusammenspiel mit anderen Medien und im Kontext von face-to-face-Kommunikation. Folgende Fragestellungen sind leitend:

- Welche Bedeutung haben Mediatisierungsprozesse für den Wandel der Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse von Sozialisation im Jugendalter?
- In welche Beziehungsnetze sind Jugendliche eingebunden und durch welche Merkmale zeichnen sich die darin stattfindenden, mediatisierten Kommunikationspraktiken aus?
- Welche besondere Relevanz kommt der Aneignung des Mobiltelefons für den Wandel von sozialen Beziehungsnetzen und von Sozialisation im Jugendalter zu?
- Welche Anknüpfungspunkte liefern die Analysen für kommunikationswissenschaftliche Theoriebildung und welche Möglichkeiten eröffnen sich für einen Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in die medienpädagogische Praxis?

Über die Beantwortung dieser Forschungsfragen soll es gelingen, eine materialbasierte Theorie der mediatisierten Sozialisation zu entwickeln, mit der sich die komplexen und dynamischen Wandlungsprozesse fassen lassen, wie sie sich heute im Zuge von Mediatisierungsprozessen und über die Aneignung digitaler Medien im Sozialisationsprozess vollziehen. Im Hinblick auf diese, bereits mehrfach erwähnten Wandlungsprozesse stehen zweierlei Ebenen im Mittelpunkt des Buches.

Die erste Ebene wird vor allem im theoretischen Teil des Buches bearbeitet und bezieht sich auf den Wandel der Medienumgebungen von Jugendlichen und die darauf bezogenen kommunikativen Praktiken aus *historischer Perspektive*. Während traditionelle Medien wie Fernseher oder Stereoanlage zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten für Jugendliche präsent und in diesen Kontexten an einzelne, beziehungsrelevante Aushandlungen gebunden waren, sind digitale Medien wie Computer und Internet heute jederzeit und allorts an der Gestaltung unterschiedlichster Beziehungen beteiligt. Ziel ist es, diese Wandlungsprozesse, wie sie im Zuge der Digitalisierung und Konvergenz der Medien zustande kommen, systematisch zu erfassen und ihre Bedeutung für Beziehungen und Sozialisation im Jugendalter herauszuarbeiten.

Die zweite Ebene fokussiert Wandlungsprozesse aus *biografischer Perspektive* und steht im Mittelpunkt des empirischen Teils der Arbeit. Hier werden digitale Medienumgebungen, wie sie derzeit bestehen, als Ausgangspunkt genommen, um zu rekonstruieren, durch welche mediatisierten Kommunikationspraktiken sich jugendtypische Beziehungsnetze heute auszeichnen und wie sich diese Praktiken im Zeitverlauf des Jugendalters von 13 bis 18 Jahren verändern. Vor dem Hintergrund jugendsoziologischer und entwicklungspsychologischer Literatur

ist bekannt, dass sich Jugendliche im Altersverlauf unterschiedlichen Beziehungen zuwenden und diese auf verschiedene Weise verhandeln. Offen ist, auf welche Weise digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon mit diesen kommunikativen Praktiken verwoben. Ziel der Arbeit ist es, diese mediatisierten Kommunikationspraktiken in ihrer Vielfalt und Prozesshaftigkeit zu rekonstruieren und ihre Bedeutung für den Wandel von Sozialisation im Jugendalter herauszustellen.

Um diese komplexen Wandlungsprozesse auf historischer und der biografischer Ebene erfassen zu können, werden mittels theoriegenerierender Verfahren theoretische Analysen und empirische Erkenntnisse aufeinander bezogen. Neben der Aufbereitung von theoretischen Konzepten und empirischen Studien zum Thema Sozialisation, Beziehungen und Kommunikation mit Medien im Jugendalter bildet die über mehrere Jahre durchgeführte und ethnografisch angelegte Langzeitstudie den methodischen Kern der Arbeit.

Insgesamt liefert das Buch mit dieser Vorgehensweise und deren Einbettung in den Rahmen der Sozialisations- und Mediatisierungsforschung datennahe Verallgemeinerungen, die als materialbasierte Theorie neue Erkenntnisse zu mediatisierter Sozialisation liefern und zudem einen Transfer wissenschaftlicher Ergebnisse in die medienpädagogische Praxis ermöglichen.

1.3 Vorgehensweise und Gliederung

Ausgehend von Kommunikation als grundlegendes Charakteristikum menschlichen Handelns, über das Medien eine Bedeutung für Jugendliche und ihre sozialen Beziehungen erlangen, gliedert sich das Buch in einen theoretischen und einen empirischen Teil, wobei alle Hauptkapitel mit schlussfolgernden Zwischenfazit abgeschlossen werden.

Der theoretische Teil setzt sich aus zwei Kapiteln zusammen. Im ersten Kapitel (Kapitel 2) werden die theoretischen Eckpfeiler erläutert, vor deren Hintergrund sich die Arbeit aufspannt. Dazu gehört einmal die Metatheorie der Mediatisierung, mit der sich soziale Wandlungsprozesse fassen lassen, wie sie über den derzeit stattfindenden Medienwandel und die zunehmende Verbindung von Kommunikation und Medien zustande kommen. Darüber hinaus geht es um Sozialisation und die Bedeutung von Beziehungen als eine sich entwickelnde, sozial-kognitive Fähigkeit sowie als eine besondere Herausforderung des Jugendalters. Darauf aufbauend erfolgt eine erste theoretische Verknüpfung dieser theoretischen Eckpfeiler, indem die sozialen Beziehungen von Jugendlichen als aufeinander bezogene und von mediatisierter Kommunikation durchdrungene Beziehungsnetze konzeptualisiert werden, in denen Vergemeinschaftungsprozesse per Internet und mit dem Mobiltelefon eine wichtige Rolle spielen.

Das zweite theoretische Kapitel (Kapitel 3) knüpft an diese Implikationen an und befasst sich ausführlich mit dem Wandel der Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse von Sozialisation im Jugendalter. Im Hinblick auf Sozialisationsbedingungen wird aufgezeigt, dass der Metaprozess der Mediatisierung sowohl auf gesellschaftlicher Ebene, als auch in Bezug auf die alltäglichen Kontexte und auf sozialisationsrelevante Personen und Institutionen zu Veränderungen beiträgt. Ausgehend vom Konzept der Medienaneignung als kulturelle Alltagspraxis befasst sich der Abschnitt zum Wandel der Sozialisationsprozesse mit der sozialen Kontextualisierung von Medienaneignung sowie den komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen, in denen sich Jugendliche heute bewegen und die dazu beitragen, dass sich die kommunikativen Praktiken in sozialen Beziehungsnetzen grundlegend verändert haben. Schließlich geht es um die Herausbildung von Identität als Ergebnis von Sozialisation und die damit verbundene Rolle von Medien als Ressourcen und Risiken. Die hier zusammengetragenen Erkenntnisse fungieren zugleich als Bezugspunkt, um auf die veränderten Anforderungen an gesetzlichen und präventiven Jugendmedienschutz hinzuweisen.

An diese theoretischen Ausführungen schließt sich der empirische Teil des Buches an, der sich schwerpunktmäßig mit dem Mobiltelefon und den mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von drei jugendlichen Freundschaftsgruppen befasst und der zunächst mit dem Methodenkapitel eingeleitet wird (Kapitel 4). Hier erfolgt die methodologische Verortung der empirischen Langzeitstudie im qualitativen Forschungsparadigma, wobei der Fokus auf Verfahren der Grounded Theory und auf eine ethnografische Vorgehensweise gerichtet ist. Die Darstellung der empirischen Ergebnisse (Kapitel 5) basiert auf den Schlüsselkategorien, die im Zuge der Datenanalyse herausgearbeitet wurden. Dabei handelt es sich erstens um die Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium und die darüber realisierte Kommunikationspraxis im Beziehungsnetz. Zweitens geht es um das Mobiltelefon als persönliches Medium und die damit verbundenen Kommunikationspotenziale, die Jugendliche über ihr Handy als materielles und individualisierbares Objekt bündeln. Schließlich beschäftigt sich die dritte Schlüsselkategorie mit Kommunikationsgrenzen und der Bedeutung des Mobiltelefons als problematisches Medium im Sozialisationsprozess.

Im Schlusskapitel (Kapitel 6) werden die zentralen Erkenntnisse der Arbeit noch einmal resümierend zusammengeführt und die historischen und biografischen Wandlungsprozesse vor dem Hintergrund des theoretischen Konzepts der mediatisierten Sozialisation beleuchtet.

2 Sozialisation, Beziehungen und Medien

Sozialisation ist zu verstehen als ein Prozess der Persönlichkeitsentwicklung, der durch das wechselseitige Zusammenspiel von individuellen und gesellschaftlichen Faktoren beschrieben werden kann. Dieter Geulen und im Anschluss Klaus Hurrelmann führen diesen Anspruch im Modell des produktiv realitätsverarbeitenden und gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekts zusammen (Geulen 1989; K. Hurrelmann 2006), wobei ihre Argumentationen vor allem an den Überlegungen zur menschlichen Sozialität in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus ansetzen (Blumer 1973; Lindesmith/Strauss 1974, 1975; Mead 1968). Zentral für den Sozialisationsprozess sind demnach soziale Interaktionen, in denen gesellschaftlich geteilte Bedeutungen vermittelt, neu erworben und auch individuell verändert werden. Dabei ist das Jugendalter eine besonders relevante Lebensphase, weil sich zu dieser Zeit vielfältige Interaktionsformen konstituieren, bei denen das Ausdifferenzieren und Neugestalten von Beziehungen im Mittelpunkt steht (Selman 1984; Selman/Schultz 1990). Heute sind diese Aushandlungen zunehmend mit digitalen Medien wie Internet und Mobiltelefon verwoben, sodass von medienbezogenen Wandlungsprozessen in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen auszugehen ist.

Vor diesem Hintergrund werden nun Mediatisierung und Sozialisation als die zwei theoretischen Säulen des Buches erläutert und anschließend in einer ersten Annäherung aufeinander bezogen. Ziel ist es, die Beziehungen von Jugendlichen als kommunikativ konstituierte Beziehungsnetze zu beschreiben, die zunehmend von der Kommunikation mit digitalen Medien durchdrungen werden.

2.1 Mediatisierung als Metaprozess sozialen Wandels

Einen zentralen Ausgangs- und immer wiederkehrenden Bezugspunkt dieses Buches bildet die Metatheorie der Mediatisierung als eine Theorie, die komplexe gesellschaftliche Langzeitentwicklungen und rapide, dynamische Wandlungsprozesse zu fassen versucht, wie sie über die Kommunikation mit digitalen Medien

zustande kommen und für alle Bereiche menschlichen Handelns bedeutsam sind (Krotz 2006b). Wie anschlussfähig diese Theorie und die daran anknüpfenden Überlegungen sind zeigt, neben der Vielfalt der zu dieser Thematik erschienenen Publikationen (vgl. u. a. Hartmann/Hepp 2010; Krotz et al. 2010; Lundby 2009), vor allem das seit 2010 stattfindende Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft „Mediatisierte Welten“⁷. Im Rahmen dieses Programms werden Forschungsprojekte gebündelt, die sich aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven mit der Bedeutung digitaler Medien für soziales Handeln beschäftigen und so zu einer disziplinübergreifenden Erforschung von Mediatisierungsprozessen beitragen.

Abgesehen davon findet auch innerhalb der Kommunikations- und Medienwissenschaft eine breite inhaltliche Auseinandersetzung mit Mediatisierungsphänomenen statt, was bereits die begriffliche Vielfalt deutlich macht, die im Zusammenhang mit der Untersuchung von Mediatisierungsphänomenen verwendet wird. Dabei sind mit Begriffen wie „Mediation“, „Mediatization“, „Medialisation“, „Mediaziation“, „Remediation“ oder auch „Mediatic Turn“ (Livingstone 2009; Meyen 2009) Überlegungen verbunden, die jeweils unterschiedliche theoretische Ausgangspunkte haben und sich auf verschiedene Themenbereiche beziehen. Während einige die Mediatisierung der Politik in den Fokus nehmen (Strömbäck 2008; Vowe 2006), beschäftigen sich andere mit dem Zusammenwachsen von Konsum- und Medienkultur (Jansson 2002) oder analysieren die „Mediatization“ des Internets im Zusammenhang mit einer „Internetization“ der Massenmedien (Fortunati 2005b). Das diesen Konzepten zugrunde liegende Verständnis von Mediatisierungsprozessen lässt sich im Wesentlichen zu zwei Positionen zusammenfassen.

Aus einer eher linear angelegten Sichtweise wird von einer transformativen Logik der Medien ausgegangen, durch die Gesellschaft und Kultur ausgehend von einer Quelle und in eine Richtung mediatisiert werden. So beschäftigt sich zum Beispiel Winfried Schulz (2004, 2008) mit der Verschränkung von Medien und Politik und beschreibt anhand von vier Prozessen, wie Massenmedien zunehmend das politische Handeln durchdringen. Dabei handelt es sich um die Erweiterung („extension“) politischer Kommunikationsmöglichkeiten, aber auch um die Substitution politischen Handelns durch Medien („substitution“). Gleichzeitig verschränken sich Politik und Medien immer mehr („amalgamation“) und politische Akteure passen ihr Handeln zunehmend an die Möglichkeiten und Leistungen (den „Logiken“) der Medien an (W. Schulz 2004, 2008: 31 ff.). Mediatisierung bezieht sich hier also auf den Wandel von öffentlicher und insbesondere

politischer Kommunikation, weil sich die medialen Bedingungen und Möglichkeiten massenmedialer Kommunikation verändern (Imhof 2006; Vowe 2006). Dieses eher linear angelegte und kausal gedachte Verständnis wird unter anderem deshalb kritisiert, weil es die komplexen Zusammenhänge von Mediatisierungsprozessen zu einseitig und nur punktuell beleuchtet und die sich daraus ergebenden, vielschichtigen Konsequenzen nicht angemessen berücksichtigt (Couldry 2008).

Aus dieser Kritik ergibt sich die zweite Sichtweise auf Mediatisierungsphänomene, die auf die Heterogenität der mit Medien verbundenen Veränderungsprozesse abhebt. Vertreter dieser Perspektive argumentieren aus einer mediensoziologischen Sicht und verstehen Mediatisierung als einen sozialen Wandlungsprozess, der keineswegs linear verläuft, sondern sich über komplexe Formen der Aneignung von Medien im sozialen Handeln der Menschen konkretisiert. Auch wenn mit den unterschiedlichen Begriffen „Mediation“ und „Mediatization“⁸ argumentiert wird, führen die einzelnen Autoren ähnliche Konzepte und Überlegungen an. Beispielsweise plädiert Roger Silverstone für ein dialektisches Verständnis und beschreibt „Mediation“ als einen Prozess, in dem institutionalisierte Medien an der Konstitution von Bedeutungen im Leben der Menschen beteiligt sind, ebenso wie die Menschen Einfluss auf Medien nehmen und diese mitgestalten und verändern können (Silverstone 2002, 2005). Nick Couldry schließt an diese Argumentationen an, spricht sich aber über dieses dialektische Verständnis hinaus für eine umfassendere Definition von „Mediation“ aus:

„Rather than seeing mediation as a dialectic or implied conversation, it is suggested that it may be more productive to see mediation as capturing a variety of dynamics within media flows. By media flows I mean flows of production, circulation, interpretation or reception, and recirculation, as interpretations flow back into production or outwards into general social and cultural life.“ (Couldry 2008: 380)

Diese komplexen Prozesse der Produktion, Zirkulation und Interpretation von Medieninhalten sowie die damit verbundene Veränderung von Kommunikation und sozialem Handeln im Rahmen soziokultureller und gesellschaftlicher Wandlungsprozesse werden auf ähnliche Weise von den Autoren verschiedener Sammelbände aufgegriffen (vgl. u. a. Lundby 2009, 2013; Krotz/Hepp 2012).

⁸ Eine ausführliche Erörterung zur historischen Bedeutung und den spezifischen Charakteristika sowie den Vor- und Nachteilen der Begriffe „Mediation“ und „Mediatization“ im Zusammenhang mit kommunikationswissenschaftlichen Fragestellungen vgl. Livingstone 2009.

⁷ Vgl. <http://www.mediatisiertewelten.de/startseite> [02. 07. 2012].

Insbesondere Friedrich Krotz liefert in diesem Zusammenhang einen meta-theoretischen Zugang zu Mediatisierungsprozessen, der für die Fragestellungen der vorliegenden Forschungsarbeit anschlussfähig ist. Ausgehend von Kommunikation als grundlegendes Charakteristikum des Menschen und als Basisbegriff der Kommunikationswissenschaft beschreibt Krotz Mediatisierung als einen sozialen Veränderungsprozess, der durch die untrennbare Verbindung von Kommunikation und Medien vorangetrieben wird und mit sich in Bezug auf Medien wandelnden Kommunikationsformen und -bedingungen einhergeht. Der soziale Wandel kommt über die Aneignung von digitalen Medientechnologien zustande und bezieht sich auf alle Bereiche des persönlichen und sozialen Lebens: auf Identität, Alltag und Beziehungen, ebenso wie auf Kultur und Gesellschaft (Krotz 2001, 2007, 2009b). Um die Bedeutung von Kommunikation und Medien für Mensch, Kultur und Gesellschaft empirisch und theoretisch fassbar zu machen, konzeptualisiert Friedrich Krotz Mediatisierung als einen prozessual angelegten und historisch gewachsenen Metaprozess, der viele einzelne Phänomene unter einem begrifflichen Konstrukt zusammenfasst und eng mit anderen Metaprozessen wie Globalisierung, Individualisierung und Kommerzialisierung verwoben ist (Krotz 2005c, 2006b).

Um die Mediatisierung von Sozialisation und konkret die Bedeutung digitaler Medien für den Wandel von sozialen Beziehungsnetzen im Jugendalter theoretisch zu konzeptualisieren und empirisch zu erfassen, liefert dieses Mediatisierungsverständnis wesentliche Eckpunkte. Es erlaubt erstens, von Jugendlichen als sich entwickelnde Individuen auszugehen, die sich Medien vor dem Hintergrund spezifischer Sozialisationsanforderungen und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu Eigen machen. Dabei ist Mediatisierung als Metatheorie gedacht, die Raum für sozialisations- und netzwerktheoretische Überlegungen lässt und gleichzeitig in Verbindung mit anderen Metatheorien steht, die maßgebliche Rahmenbedingungen für das Aufwachsen in einer mediatisierten Welt setzen.

Zweitens integriert der Mediatisierungsansatz sämtliche Medien und ist offen für alle damit verbundenen Kommunikationsformen, wobei die digitalen Medien und die darauf bezogenen kommunikativen Praktiken im Mittelpunkt stehen.

Schließlich wird drittens die empirische Umsetzung der Forschungsarbeit gestützt, bei der die Veränderungen sozialer Beziehungsnetze im Jugendalter über einen qualitativ ethnografischen Zugang und aus einer Langzeitperspektive erfasst sowie daraus theoretische Erkenntnisse abgeleitet werden.

Entlang dieser Eckpunkte wird nun im Folgenden die Metatheorie der Mediatisierung näher erläutert, indem zunächst der durch die Digitalisierung und Konvergenz der Medien vorangetriebene Medienwandel beschrieben wird. Anschließend werden die sozialen Konsequenzen erörtert, die über diesen Medienwandel zustande kommen.

2.1.1 Medienwandel als Ausgangspunkt sozialen Wandels

Voraussetzung und technischer Ausgangspunkt für die Veränderung von Kommunikation sind die Medien und deren Kommunikationspotenziale. Dabei sollen Medien nicht nur auf einer technischen Ebene als inhaltsneutrale Speicher- und Übertragungsmittel und damit nach Herbert Kubicek als Medien erster Ordnung verstanden, sondern als sozio-kulturelle Institutionen gefasst werden, die der Produktion und Verbreitung von Informationen sowie der Verständigung dienen (Kubicek 1997: 220). Bei diesen Medien zweiter Ordnung wird also der Aspekt der Kommunikation berücksichtigt, über die Medien überhaupt erst eine Bedeutung für die Menschen erhalten können (K. Beck 2006: 12 ff.). Solche Kommunikationsmedien zeichnen sich durch ein technisch basiertes Zeichensystem aus, sind als soziale Institutionen zu verstehen und erbringen für die Kommunizierenden bestimmte Leistungen, ebenso wie sie für die Gesellschaft oder für andere soziale Systeme (z. B. Gruppen) bestimmte Funktionen erfüllen:

„Wir sprechen dementsprechend also dann von Medien, wenn es sich um menschlich hergestellte technische, zugleich aber auch um sozial institutionalisierte Einrichtungen handelt, die die Komplexität menschlicher Kommunikation zum Ausdruck bringen können, die Kommunikate von Menschen und von Institutionen der Interpretation anderer Menschen zugänglich machen und die Teil des etablierten gesellschaftlichen Kommunikationssystems sind.“ (Krotz 2008b: 48)

Da im Verlauf der menschlichen Geschichte stets neue Kommunikationsmedien ergänzend zu bereits bestehenden entwickelt und auf unterschiedlichste Weise verwendet wurden, ist heute von einem Ausdifferenzierungsprozess auszugehen, in dem sich immer komplexere mediale Kommunikationsformen entwickeln und Kommunikation immer häufiger, länger und in immer mehr Lebensbereichen auf Medien bezogen stattfindet (Krotz 2003, 2005a, 2007). Eine wichtige Rolle spielt dabei die Digitalisierung von Daten. Friedrich Krotz spricht in diesem Zusammenhang von der Entstehung einer neuen Basistechnologie, die aus einer computer-gestützten Infrastruktur in Form von Servern, Datenkabeln, Satelliten oder Funknetzen besteht und das Übermitteln, Transformieren und Speichern von Daten sichert (Krotz 2007: 30 ff.). Darauf basierende, multifunktional einsetzbare, kostengünstige und handliche Technologien ermöglichen neue mediale Inhalte, Darstellungsformen und Endgeräte und halten neue Funktionen für die Menschen als Verbraucher bereit. Dabei ist diese Basistechnologie so allgemein angelegt, dass sie sämtliche Medientypen und ihre Kommunikationsweisen nicht nur berührt, sondern auch miteinander vermischt.

In der kommunikationswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser Vermischung von medialen Geräten, Inhalten und Diensten werden auch Begriffe wie „Medienverbund“, „Crossmedia“ oder „Medienkonvergenz“ verwendet und damit das Verschmelzen klassisch getrennter Bereiche der Produktion, Regulation und Distribution von Medien beschrieben (Hasebrink 2002; Hasebrink et al. 2004; Schweiger 2002; Wagner et al. 2004). Im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung verbinden sich alte und neue Mediengeräte miteinander und es entstehen neue Angebote, über deren Mehrwert und Akzeptanz ausgiebig diskutiert wird. Henry Jenkins spricht in diesem Zusammenhang von einer neuen „Convergence Culture“, in der sich alte und neue Medien überschneiden und sich die Potenziale von Medienproduzenten und -konsumenten auf nahezu unvorhersehbare Weise vermischen (Jenkins 2006: 2).

Im Anschluss an die Weiterentwicklung digitaler Rundfunkangebote und das Zusammenwachsen von Fernsehen und Internet geht es heute vor allem um die Verbindung zwischen PC und Internet als Konvergenzmedium schlechthin. Über diese Plattform werden sämtliche Einzelmedien, damit verbundene Branchen und Teilnetze sowie verschiedene Formen medienbezogener Kommunikation integriert und zu neuen Angeboten vermischt (Krotz 2001: 23 ff.) Dabei findet mit dem als „Mitmach-Netz“ bezeichneten Web. 2.0 noch einmal ein grundlegender Wandel hinsichtlich der Möglichkeiten von PC und Internet statt. Durch die Verbreitung und Nutzerfreundlichkeit sogenannter „Social Software“ können Internetnutzer auf einfachste Weise und ohne großes technisches Vorwissen eigene Beiträge im WWW publizieren, Beiträge anderer kommentieren und sich virtuell vernetzen oder präsentieren. Die damit einhergehenden Formen der Partizipation und des Austausches gehen weit über die bisherigen Kommunikationsmöglichkeiten (z. B. Schreiben von E-Mails oder das Gestalten eigener Homepages) hinaus (Busemann/Gscheidle 2009; Fisch/Gscheidle 2007, 2008).

Darüber hinaus wird auch den Veränderungen im Bereich portabler Mediengeräte und mobiler Telekommunikations- und Mehrwertdienste größere Aufmerksamkeit geschenkt (Breunig 2006; Freienstein 2002; Gleich 2006; C. Winter 2002). Hier hat sich vor allem das Mobiltelefon zu einem multifunktionalen, mobilen Integrationsmedium entwickelt, das traditionelle Medien wie Radio, Fernsehen oder Print in sich vereint, als Telefon, Spielkonsole, Musik- und Videoabspielgerät oder Fotoapparat funktioniert und mit PC und Internet verbunden werden kann. Es handelt sich inzwischen also weniger um ein mobiles Telefon, sondern vielmehr um einen portablen, an das Telekommunikationsnetz angeschlossenen Kleincomputer, der als Kommunikations-, Unterhaltungs- und Informationsmedium vielfältige Formen der Sprach-, Text- und Bildkommunikation integriert (Krotz/Schulz 2006). Im Zuge der Entwicklung neuer Handygenera-

tionen und der damit verbundenen Vermarktung mobiler Mehrwertdienste werden immer wieder neue Übertragungstechniken und Standards getestet und veränderte ökonomische Rahmenbedingungen und Wertschöpfungsketten ausgelotet (Franz 2010; Gleich 2009).

Darüber hinaus gilt es, rundfunk- und telekommunikationsrechtliche Vorgaben zu diskutieren und neu zu verhandeln. Ein Beispiel dafür sind die Bemühungen um die Vermarktung von Handy-TV. Im Zuge großer Sportereignisse wie der Fußballweltmeisterschaft oder der Olympischen Spiele wird seit 2006 in Deutschland versucht, Fernsehangebote für das Handy zu etablieren. Aufgrund unterschiedlicher technischer Standards und vor allem wegen der bisher eher geringen Nutzerakzeptanz ist dies jedoch noch nicht übergreifend gelungen (Breunig 2008; Hans-Bredow-Institut 2006).

Es wird also deutlich, dass sich mit den beschriebenen technischen Entwicklungen die Bedingungen und Voraussetzungen von Kommunikation verändern. Digitale Medien erweitern und verändern Kommunikation, indem sie vielfältige Kommunikationsmöglichkeiten bereitstellen oder neue Kommunikationsumgebungen und -gelegenheiten schaffen. Sie fungieren als Inszenierungsmaschinen, über die sich ein Kommunikator ausdrückt und sie stellen für die Menschen Orientierungs- und Erlebnisräume bereit, mit denen sie ihren Alltag und ihre sozialen Beziehungen gestalten können (Krotz 2008b). Es handelt sich bei den hier beschriebenen Mediatisierungsprozessen also keineswegs um einen medieninduzierten Wandel, vielmehr werden über die Digitalisierung und Konvergenz der Medien veränderte und neue Kommunikationspotenziale geschaffen und Nutzungsweisen nahegelegt⁹, die jedoch erst im sozialen Handeln der Menschen ihren spezifischen Ausdruck finden (Hepp 2009). Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass die Kommunikation mit digitalen Medien in sämtlichen Lebensbereichen der Menschen ihren Ausdruck findet und mit Konsequenzen für das soziale Miteinander verbunden ist.

2.1.2 Soziale Ausdrucksformen und Konsequenzen

Der mit der Veränderung von Medien einhergehende soziale Wandel und die daraus resultierenden langfristigen Folgen sind schon heute sichtbar, beziehen sich auf Medienproduzenten ebenso wie auf Medienangebote und Mediennutzer und können auf allen Ebenen des sozialen Lebens empirisch erfasst werden. Im Zuge von Mediatisierungsprozessen entstehen veränderte Persönlichkeitskonzepte,

⁹ Andreas Hepp bezeichnet diese Potenziale als Prägkraft der Medien („moulding forces of the media“), vgl. Hepp 2009.

Wirklichkeitsvorstellungen und kommunikative Orientierungen der Menschen sowie neue Wissensformen und Erfahrungsbereiche in Kultur und Gesellschaft (Krotz 2001, 2005c). Diese Veränderungen kommen zustande, weil sich Menschen in ihrem Handeln, ihren Vorstellungen und Orientierungen zunehmend auf Medien beziehen und mit bzw. in digitalen Medien kommunizieren.

Die dabei stattfindenden Formen von Medienkommunikation sind nach Friedrich Krotz zu verstehen als eine Modifikation von face-to-face-Kommunikation und als eine Form von Interaktion (Krotz 2001: 74). Den theoretischen Bezugspunkt für dieses Kommunikationsverständnis liefern die Erkenntnisse zu Kommunikation und sozialem Handeln in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973; Blumer 1973; Charon 2004). Diese Ansätze gehen davon aus, dass der Mensch ein symbolisches Wesen und die soziale Wirklichkeit symbolisch vermittelt ist, wobei die Sprache das wichtigste Symbolsystem des Menschen darstellt. Aufgrund des Austausches von Zeichen und Symbolen entstehen kommunikativ verhandelte Bedeutungen, die für jedes soziale Handeln konstitutiv sind. Um kommunizieren zu können, muss sich der Mensch auf die Wirklichkeit seines Gegenübers einlassen und verstehen, von welchem Standpunkt dieser handelt und interagiert. In dem darüber stattfindenden, wechselseitigen Prozess der Perspektivenübernahme werden Bedeutungen mitgeteilt, verstanden oder neu ausgehandelt (Krotz 2001: 62) Kommunikation ist folglich soziales Handeln, das von äußeren und inneren Prozessen begleitet ist, eingebettet in soziale und kulturelle Kontexte stattfindet und die Grundlage für die Konstitution von Alltag und Identität, ebenso wie für Beziehungen, Kultur und Gesellschaft bildet. Indem der Mensch in eine soziale Welt hinein geboren wird, eignet er sich die Kommunikation seiner sozialen Gemeinschaft an, gestaltet sie aber auch gleichzeitig mit und wird so zu einem vergesellschafteten Menschen einer bestimmten Zeit und Kultur (Krotz 2008a; Weber 1990).

Heute werden diese Kommunikationsprozesse zunehmend medial durchdrungen. Für die vorliegende Forschungsarbeit von besonderer Relevanz sind dabei medienbezogene Kommunikationsformen, die im Zusammenhang mit der Veränderung sozialer Beziehungen stehen. Friedrich Krotz argumentiert, dass über die Kommunikation mit digitalen Medien ein zweites digitales Kommunikationsnetz entsteht, das jederzeit und überall erreichbar ist, sämtliche Medien integriert und sich unentwerrbar mit dem primären, auf face-to-face-Beziehungen basierenden interpersonalen Beziehungsnetz verschränkt.

Im Kern besteht dieses mediatisierte Kommunikationsnetz aus drei Räumen, die sich auf das Handeln und Erleben der Menschen beziehen (Krotz 2005c, 2008b). Dazu gehören erstens interaktive Kommunikationsräume, die durch

„Gespräche“ mit Computerspielen und Avataren entstehen. Zweitens finden Formen globaler kommunikativer Vernetzung statt, die über Universalmedien wie das Internet eine Gestalt bekommen. Drittens ist von einer mobilen Vernetzung auszugehen, die für die vorliegende Arbeit besonders relevant ist. Hier geht es um die mobile, orts- und zeitunabhängige Vernetzung von Menschen und Objekten. Im Mittelpunkt steht dabei der als Mobiltelefon vermarktete portable Kommunikations-Computer, der nicht nur mediatisierte interpersonale Kommunikation ermöglicht, sondern auch einen mobilen Zugang zu Inhalten der globalen kommunikativen Vernetzung liefert (Krotz 2003, 2008b).

Es wird also deutlich, dass sich im Zuge digitalisierter Vernetzungsprozesse das Beziehungsnetz der Menschen verändert, indem es neue Funktionen erhält und durch neue Kommunikationsmöglichkeiten, Beziehungsformen und Integrationsmuster modifiziert wird. Gleichzeitig wandeln sich beziehungsrelevante Kontexte wie der Alltag der Menschen, weil früher getrennte Lebensbereiche zeitlich und räumlich ineinander übergehen und immer mehr von Medien durchdrungen sind (Krotz 2001).

In diesem Zusammenhang das Augenmerk auf Jugendliche und deren Kommunikation mit digitalen Medien zu richten, ist aus mehreren Gründen höchst relevant. Erstens stehen in der Jugendphase Sozialisationsanforderungen im Mittelpunkt, die nicht nur elementar für die Herausbildung von Identität, sondern vor allem auch für soziale Einbindung und gesellschaftliche Orientierung des Menschen bedeutsam sind. Auf welche Weise Jugendliche mit Medien kommunizieren, welchen Zugang sie beispielsweise zu medialen Wissensvorräten haben und wie bzw. wozu sie diese Ressourcen nutzen, steht immer auch im Zusammenhang mit der Entwicklung von Normen und Werten, Beziehungswünschen oder Berufsvorstellungen. Jugendliche wenden sich also zweitens diesen digitalen Medien zu, um sozialisationsspezifische Anforderungen zu bewältigen. Dabei nutzen sie die vielfältigen Kommunikationsmöglichkeiten für das Aushandeln von Beziehungen, aber auch für Prozesse der Selbstdarstellung und des Selbstausdrucks. Sie stehen neuen medialen Angeboten neugierig und aufgeschlossen gegenüber, experimentieren mit den Potenzialen, die ihnen der Medienmarkt offeriert und beschreiten neue, ganz eigene Wege durch die konvergente Medienwelt (Schuegraf 2007; Theunert 2002; Wagner/Theunert 2006). In diesem Zusammenhang gelten Jugendliche oftmals als „Early Adopter“ (Klingler 2008b: 634), deren Mediennutzung Prognosen darüber zulässt, welche Medienentwicklungen und gesellschaftlichen Veränderungen zukünftig von Bedeutung sein können.

Drittens verweisen die über digitale Medien entstehenden Kommunikations- und Vernetzungsformen auf soziale und gesellschaftliche Chancen, aber auch auf

Risiken, die nicht nur heute, sondern vor allem auch in Zukunft Kultur und Gesellschaft verändern werden. Beispielsweise gehören neue Möglichkeiten sozialer Integration und Partizipation zu den Chancen, die mit der Mediatisierung von Sozialisation verbunden sind, aber nur von denjenigen genutzt werden können, die auch die entsprechenden Voraussetzungen dazu mitbringen (Krotz 2002: 196). Neben der notwendigen finanziellen Ausstattung, um sich neue Mediengeräte und -angebote überhaupt leisten zu können, zählen zu diesen Voraussetzungen vor allem technische Fähigkeiten und ein kritisches Bewusstsein gegenüber digitalen Medien. Mangelnder Datenschutz, digitale Spaltung oder kulturelle Homogenisierung stellen dabei Gefahren dar, die zu Desintegration sozialer Gruppen und eben auch zur Ausgrenzung von Jugendlichen führen können (Krotz 2003, 2005c). Vor diesem Hintergrund sind gesetzlicher Jugendmedienschutz und die Vermittlung von Medienkompetenz zwei immer wichtiger werdende Instrumente, mit deren Hilfe die Integrationspotenziale der Medien gestärkt und mit denen Jugendliche auf das zukünftige Leben in einer mediatisierten Gesellschaft vorbereitet werden.

Mit diesen Erläuterungen zum Mediatisierungsprozess als einem Metaprozess sozialen Wandels ist der erste theoretische Eckpfeiler des Buches gesetzt. Im Folgenden werden nun Sozialisationstheorien in den Mittelpunkt gestellt und erläutert, wie sich die Fähigkeit entwickelt, mit anderen zu kommunizieren und so soziale Beziehungen auszuhandeln.

2.2 Beziehungen als Herausforderung im Sozialisationsprozess

„Soziale Beziehung soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen. Die soziale Beziehung besteht also durchaus und ganz ausschließlich: in der Chance, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht.“ (Weber 1984: 47)

Mit dieser Definition betont Max Weber, dass soziale Beziehungen ein Mindestmaß an beiderseitigem, aufeinander bezogenem Handeln erfordern, egal ob es sich um Feindschaften oder Freundschaften handelt und unabhängig davon, wie lange die Beziehung dauert und mit welchen sinnstiftenden Inhalten sie ausgefüllt wird (Weber 1984: 47 ff.). Dementsprechend kann auch nur dann von sozialem Handeln die Rede sein, wenn zumindest immer wieder der Versuch unternommen wird, dass sich Personen in einem, wie auch immer gearteten, subjektiv gemeinten Sinn, aufeinander beziehen (ebd.: 19 ff.). Diese gegenseitige Orientierung aneinander stellt auch George Herbert Mead in den Mittelpunkt, hebt aber hervor, dass

der für Beziehungen bedeutsame Sinn nicht einfach vorausgesetzt werden kann, sondern sich erst in Interaktionsprozessen entwickelt (Mead 1968).

Indem Max Weber und Georg Herbert Mead die prozesshafte und aufeinander bezogene Konstitution von Beziehungen über sinnhafte, kommunikative Aushandlungen in den Mittelpunkt stellen, setzen sie wichtige Orientierungspunkte für ein interaktionistisches Verständnis von Sozialisation, wie es den folgenden Argumentationen zugrunde liegt. Beziehungen stellen dabei einmal eine sozial-kognitive Fähigkeit dar, die sich im Sozialisationsprozess entwickelt und die maßgeblich an soziale Aushandlungen und die darüber gesammelten Erfahrungen in Beziehungen gebunden ist. Darüber hinaus können Beziehungen als eine bedeutsame Entwicklungsaufgabe bezeichnet werden, die vor allem im Jugendalter relevant wird und die auf das Ausdifferenzieren von Beziehungen gerichtet ist. Dabei konstituieren Jugendliche ganz unterschiedliche Beziehungsformen, die verschiedene Funktionen im Sozialisationsprozess erfüllen und die durch spezifische kommunikative Aushandlungen gekennzeichnet sind.

Diese drei Zugänge zur Bedeutung von Beziehungen im Sozialisationsprozess sollen im Folgenden zugespitzt auf das Jugendalter beschrieben werden. Es geht darum, herauszuarbeiten, dass kommunikative Aushandlungen eine zentrale Rolle für Beziehungen spielen und dass die Konstitution von Beziehungen immer in enger Verbindung mit der Herausbildung von Identität steht. Dabei wird auch diskutiert, auf welche Weise der Wandel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu einer Veränderung des Verständnisses von Beziehungen und Identität beigetragen hat. Insgesamt dienen diese Erläuterungen dann als ein wichtiger Ausgangspunkt, um auf Forschungslücken hinzuweisen und anschließend die Beziehungen von Jugendlichen als kommunikativ verhandelte Beziehungsnetze zu beschreiben, die zunehmend von mediatisierter Kommunikation durchdrungen werden.

2.2.1 Beziehungen als sozial-kognitive Fähigkeit

Weil soziale Beziehungen auf Gegenseitigkeit beruhen, können sie auch nicht als etwas verstanden werden, das einen Menschen einfach umgibt. Vielmehr machen sie Beziehungsarbeit im Sinne aufeinander bezogenen Handelns erforderlich. In diesem Zusammenhang steht der Begriff der sozialen Interaktionen für Formen des Handelns, die auf geteilten Symbolsystemen beruhen und durch gemeinsame Verständigungsmuster gekennzeichnet sind. Symbole stehen stellvertretend für Laute, Gesten und Objekte und damit für alles, was in einer Gesellschaft wichtig ist und worüber sich die Menschen den Sinn ihres Handelns anzeigen und sich Sachverhalte in der Welt erklären (Lindesmith/Strauss 1974: 9 ff.). Während die

Sprache das wichtigste Symbolsystem des Menschen darstellt, existieren noch eine Vielzahl weiterer symbolischer Darstellungsmittel, die zum Beispiel bildlicher Natur sind. Indem solche signifikanten Symbole im Alltagswissen annähernd die gleiche Bedeutung haben, ist es möglich, dass Menschen darüber miteinander kommunizieren und ihr Handeln in sozialen Interaktionen sinnvoll aufeinander beziehen können (Mead 1968: 107 ff.; Blumer 1973: 81 ff.). Mit Blick auf den Sozialisationsprozess kommt den sozialen Interaktionen eine zentrale Rolle zu, weil in ihnen gesellschaftlich geteilte Bedeutungen vermittelt, neu erworben und auch individuell verändert werden:

„Die soziale Interaktion ist ein formender Prozess eigener Art, in den zwar sozialstrukturelle und psychophysische Gegebenheiten eingehen, die jedoch von einem produktiv Realität verarbeitenden Subjekt interpretiert, mit Bedeutungen versehen und mit den eigenen sowie den antizipierten Handlungsplänen der Interaktionspartner abgestimmt werden.“ (K. Hurrelmann 2001: 68)

Die Fähigkeit zu sozialen Interaktionen entwickelt sich im Kleinkindalter und ist die Voraussetzung dafür, dass Jugendliche später soziale Beziehungen aushandeln können. Von zentraler Bedeutung sind dabei die Prozesse des Perspektivwechsels und die damit verbundene Rollenübernahme, die George Herbert Mead mit den Metaphern des „Spiels“ und des „Wettspiels“ beschreibt (Mead 1968: 194 ff.). In einer Art nachahmendem Spiel mit fiktiven Spielgefährten imitieren Kinder zunächst selbst andere Personen, die sie aus ihrer Erfahrungswelt kennen. Dazu gehören etwa die Mutter, der Lehrer oder der Polizist (Mead 1968: 192). Sie wechseln dabei zwischen der eigenen und der anderen Rolle, zeigen sich bestimmte Gesten an und reagieren selbst darauf. In der später stattfindenden, komplexeren Form des Wettspiels zeigen sich Kinder nicht mehr nur selbst etwas an, sondern anspielen die Rolle von Spielgefährten, die tatsächlich in einer Situation anwesend sind, planen deren Reaktionen ein, kooperieren und entwickeln ein Verständnis für gemeinsame Spielregeln, an die sie sich dann auch halten (ebd.: 193 f.). Durch die erfolgreiche Wiederholung dieser Erfahrungen lernen Kinder die Perspektive anderer einzunehmen und sich selbst von deren Standpunkt aus zu betrachten. Mead fasst diese Organisation von Rollen mit dem Begriff des „generalisierten Anderen“ und meint damit keine tatsächliche Gruppe von Personen, sondern eine Vorstellung, die jede Person aus ihren Erfahrungen ableitet und die ihr Handeln in sozialen Interaktionen reguliert (Lindesmith/Strauss 1975: 44 f.; Mead 1968: 216 ff.).

In ähnlicher Weise argumentiert auch James Cooley und fasst seine Überlegungen mit dem Begriff des „Spiegelselbst“ zusammen. Nach Cooleys Auffassung entwickelt sich der Mensch zu einem sozialen Wesen, indem er sich

fortwährend mit der Frage beschäftigt, wie er aus der Sicht der anderen erscheint (Helle 1977: 55 f.; Lindesmith/Strauss 1975: 110 f.). Durch den Blick in einen imaginären Spiegel und das damit verbundene Nachdenken über sich selbst aus der Perspektive anderer, persönlich bedeutsamer Personen entsteht eine Selbstidee, die drei Hauptelemente enthält: Vorstellungen über die eigene Erscheinung aus der Perspektive der anderen sowie Vorstellungen über deren Bewertung und damit verbundene Selbstgefühle wie Stolz oder Kränkung. Auch wenn sich Cooley bei dieser Konzeption des „Spiegelselbst“ auf real bestehende Personen und Gruppen bezieht und nicht auf eine gesellschaftliche Ebene abhebt, sind seine Erkenntnisse für die Sozialisationstheorie bedeutsam. Sie verweisen darauf, dass sich die Persönlichkeit eines Menschen in sozialen Interaktionen entwickelt und dass die antizipierten Reaktionen der anderen das eigene Handeln maßgeblich mitbestimmen (Helle 1977: 56).

Diese Erkenntnisse zur grundlegenden Bedeutung von sozialem Handeln und sozialen Beziehungen greift Robert L. Selman auf und arbeitet den entwicklungs-spezifischen Zusammenhang von sozialen Interaktionen und sozialem Verstehen bei Kindern und Jugendlichen heraus (Selman 1984). Inspirierende Ausgangspunkte seiner Überlegungen sind vor allem Jean Piagets Arbeiten zur Entwicklung formaler Denkstrukturen und -operationen (Piaget 1972; Piaget/Inhelder 1991)¹⁰ sowie die Untersuchungen von Feffer, Flavel und Kohlberg zur Rollenübernahme sowie Sprach- und Moralentwicklung bei Kindern (Feffer/Gourevitch 1982; Flavell/Hurley 1975; Kohlberg 1996: 123 ff.). Selman entwickelt deren Erkenntnisse grundlegend weiter, indem er betont, dass die Herausbildung sozialer Kognitionen und die Fähigkeit zu sozialem Handeln weit über die einfache Anwendung kognitiver Strukturen auf beliebige soziale Objekte hinausgehen. Vielmehr übernimmt das sich entwickelnde Subjekt in sozialen Interaktionen die Perspektive eines oder mehrerer wichtiger anderer, koordiniert diese mit der eigenen Sichtweise, reflektiert darüber und entwickelt so ein Verständnis von sich selbst in Beziehungen und den Beziehungen untereinander. Zur Fundierung dieser Festlegung bezieht sich Selman vor allem auf Meads interaktionistischen Rollenbegriff und konzipiert eine entwicklungspsychologische Definition der Perspektivenübernahme:

„Der Begriff der sozialen Perspektivenübernahme beinhaltet nicht nur die Art, in der soziales oder psychologisches Wissen der einen vom Standpunkt der

¹⁰ Jean Piaget beschreibt in seinem, auf vier Phasen der kognitiven Entwicklung aufbauendem Stufenmodell, wie Individuen durch die Auseinandersetzung mit Objekten der physikalischen Natur von einem anfänglichen Egozentrismus zu einer dezentralisierten Perspektive gelangen. Vgl. Piaget 1972; Piaget/Inhelder 1991.

anderen gesehen werden mag, wie dies der Begriff der Rollenübernahme tut, sondern umfaßt wesentlich das sich entwickelnde Verständnis dafür, wie verschiedene Blickwinkel zueinander in Beziehung stehen und miteinander koordiniert werden. Der Begriff der sozialen Perspektivenübernahme schließt nicht bloß die komplexe Koordination dezentrierter kognitiver Operationen, sondern auch ein sich entwickelndes Verständnis der intrinsischen Eigenschaften und Fähigkeiten von Personen mit ein; er enthält folglich eine wesentliche soziale Komponente.“ (Selman 1984: 30)

Entlang dieser theoretischen Erkenntnisse führt Selman umfassende empirische Studien mit Kindern und Jugendlichen durch und arbeitet am Beispiel von Freundschafts-, Gleichaltrigen- und Eltern-Kind-Beziehungen fünf, im Altersverlauf aufeinander aufbauende Niveaus der sozialen Perspektivenübernahme heraus (Selman 1984: 47 ff.). Während Kinder sich selbst und andere noch aus einer sehr egozentrierten und undifferenzierten Perspektive wahrnehmen, entwickelt sich im Altersverlauf die Fähigkeit, Beziehungen als gegenseitige und zeitlich überdauernde Systeme zu betrachten, innerhalb derer Gedanken und Erfahrungen miteinander geteilt werden. Auf der letzten Niveaustufe, die etwa ab dem zwölften Lebensjahr möglich ist, werden Beziehungen zwischen Personen nicht mehr nur auf der Basis gemeinsamer Erwartungen erlebt, sondern als simultan auf mehreren, auch tieferen Ebenen der Kommunikation existierend erfasst. Selman bezeichnet diese Vorstellungen von Beziehungen als „gesellschaftlich-symbolisch“ (Selman 1984: 54). Ausgehend von vielfältigen, miteinander geteilten Perspektiven abstrahieren Jugendliche auf diesem Niveau konventionelle oder moralische Perspektiven, die in einer Gesellschaft bedeutsam sind. Gleichzeitig gehen sie davon aus, dass jedes Individuum in der Lage ist, diesen gemeinsamen Blickwinkel des generalisierten Anderen bzw. des sozialen Systems in Betracht zu ziehen, um so eine Verständigung zu ermöglichen (ebd.: 54 f.).

Mit diesen Niveaustufen entwickelt Selman also ein idealtypisches Modell der Entwicklung sozialen Verstehens, das im Sinne gelingender Sozialisation sicherlich wünschenswert wäre, bei dem aber fraglich ist, ob jeder Mensch diese Stufen in ihrer Abfolge durchläuft und schließlich bei einem komplexen und gesellschaftlich eingebetteten Verständnis von Beziehungen angelangt. Für ein handlungstheoretisch fundiertes, kommunikationswissenschaftliches Verständnis von Beziehungen ist es dennoch wichtig hervorzuheben, dass sich soziales Verstehen in sozialen Interaktionen entwickelt, in denen Bedeutungen ausgehandelt werden und die in einen situativen und historischen Kontext eingebettet sind.

Selmans Leistung für die vorliegende Arbeit besteht dabei vor allem in der Betonung der sozialen Aushandlungsprozesse, die für die Entwicklung von Be-

ziehungen grundlegend sind (Selman/Schultz 1990). Dabei stellen „Intimacy“ und „Autonomy“ zwei komplementäre Typen sozialer Aushandlungsstrategien dar, die jeder Mensch für sich in Einklang bringen muss. Während die auf Vertrautheit gerichteten Aushandlungen die Nähe und Verbundenheit zu anderen Personen stützen, befördern auf Unabhängigkeit zielende Interaktionen die Fähigkeit, sich von anderen abzugrenzen und einen eigenen Standpunkt zu entwickeln. Konfliktsituationen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, weil dabei die Balance zwischen „Intimacy“ und „Autonomy“ neu verhandelt werden muss, ohne die Beziehung aufzugeben (ebd.: 27 ff.).

Über die auf Zuordnung und Abgrenzung gerichteten Aushandlungsprozesse entwickelt sich also im Jugendalter ein Verständnis von sozialen Beziehungen, das auf Kommunikation und Interaktion beruht und das sich durch den subjektiv gemeinten Sinn der handelnden Personen konstituiert. Um die damit verbundenen Prozesse sozialen Handelns erforschen zu können, ist es nach Selman erforderlich, den Blickwinkel von Jugendlichen einzunehmen und von deren Begriffen und Meinungen auszugehen. Dabei ist auch die Berücksichtigung der situativen und zeitlichen Kontexte wichtig, in die Interaktionen und Aushandlungen eingebettet sind. Der situative Kontext umfasst dabei die an einer Interaktionssituation beteiligten Personen, was über die Methode der Beobachtung und des Interviews erfassbar ist. Der zeitliche Kontext bezieht sich auf die Verbindung zwischen Lebensalter und Entwicklungsprozessen und lässt sich am sinnvollsten über Langzeituntersuchungen rekonstruieren (Selman 1984: 22 ff.).

Mit diesen Erkenntnissen ist nun die erste Grundlage geschaffen, um Beziehungen als die Fähigkeit des Menschen zu verstehen, über kommunikative Aushandlungen einen gemeinsamen Sinn zu konstituieren. Im Folgenden soll es darum gehen, wie diese Fähigkeit im Jugendalter benutzt wird, um Beziehungen auszudifferenzieren und neu zu gestalten. Hierfür spielt das Konzept der Entwicklungsaufgaben eine zentrale Rolle.

2.2.2 Beziehungen als Entwicklungsaufgabe

Das Konzept der Entwicklungsaufgaben wurde vor allem von Robert J. Havighurst entwickelt, um die emotionalen und insbesondere sozialen Anforderungen zu beschreiben, die Jugendliche in dieser Lebensphase in Angriff nehmen (Havighurst 1972). Orientiert am psychosozialen Ansatz der Entwicklungskrisen von Erik H. Erikson (1995) versteht Havighurst Entwicklung als einen lebenslangen, sozialen und sich schrittweise vollziehenden Lernprozess, der in jeder Lebensphase mit spezifischen Aufgaben verbunden ist. Diese Lern- oder Entwicklungsaufgaben konstituieren sich über das Zusammenspiel von körperlicher Entwicklung, gesell-

schaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen sowie individuellen Bedürfnissen und müssen erfolgreich bewältigt werden, damit sich ein Mensch in einer Gesellschaft als glücklich und integriert wahrnehmen kann:

„Living in modern society is a long series of tasks to learn, where learning well brings satisfaction and reward, while learning poorly brings unhappiness and social disapproval. [...] Thus developmental tasks may arise from physical maturation, from the pressure of cultural processes upon the individual, from the desire, aspirations, and values of the emerging personality, and they arise in most cases from the combinations of these factors acting together.“
(Havighurst 1972: 2, 6)

Darüber hinaus nehmen verschiedene „Agenten“ Einfluss auf die erfolgreiche Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben. Nach Havighurst sind das im Jugendalter neben der Schule vor allem die Familie und die Peer-Group sowie religiöse Gruppen und auch das Fernsehen (Havighurst 1972: 36 ff.). Des Weiteren spricht Havighurst von einer Interdependenz der Entwicklungsaufgaben, insofern eine erfolgreiche Bewältigung der ersten Phase als Voraussetzung für spätere Phasen derselben und auch anderer Aufgaben bedeutsam ist (ebd.: 40 ff.). Während die meisten Aufgaben an spezifische, kritische Phasen gebunden sind, in denen der Zeitpunkt¹¹ für die Auseinandersetzung mit ihnen besonders günstig und erfolgsversprechend ist, kehren andere über längere Zeiträume hinweg in variierender Form immer wieder (ebd.: 6 f.).

Die Differenzierung und Umgestaltung von sozialen Beziehungen gehört zu einer dieser lebenslang bedeutsamen Aufgaben, die jedoch in der Jugendphase eine besondere Relevanz und Komplexität erfährt (ebd.: 45 ff.). In dieser Zeit geht es nicht nur darum, die Beziehungen zu Gleichaltrigen in reifere Freundschaften und erste partnerschaftliche Beziehungen auszudifferenzieren, sondern auch darum, die Beziehungen zu Eltern und anderen Erwachsenen auf eine neue Stufe zu heben. Mit dieser Entwicklungsaufgabe eng verwoben sind zudem identitätsbezogene Herausforderungen wie die Auseinandersetzung mit der eigenen Körperlichkeit und Sexualität oder die Beschäftigung mit der beruflichen Zukunft. Ähnliches gilt für das Entwickeln von individuellen Norm- und Wertvorstellungen, die als Grundlage für das eigene Handeln in sozialen Bezügen fungieren und die maßgeblich über die in Beziehungen gesammelten Erfahrungen konstituiert werden (ebd.: 69 ff.).

Mit Blick auf die Veränderung von Entwicklungsaufgaben schreibt Havighurst der Gesellschaft eine wichtige Rolle zu. Vor dem Hintergrund seiner Studien im Amerika der 50er Jahre stellt er fest, dass durch veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen bei Jugendlichen nicht mehr instrumentelle, sondern expressive Aktivitäten im Vordergrund stehen, die er mit „doing one's thing“ umschreibt:

„Instead of giving priority and precedence to instrumental activities – such as sacrificing something now for a greater future gain, working hard to make a more productive economy, studying now for future competence in an occupation – the modern society tends to favor expressive activities – such as enjoying the present moment without worrying about the future, spending time on activities that broaden and deepen one's experience [...].“ (Havighurst 1972: 44)

Für Jugendliche ist dieser gesellschaftliche Wandel bedeutsam, weil sich dadurch nicht nur die Inhalte und Zielrichtungen von Entwicklungsaufgaben, sondern auch die Möglichkeiten ihrer Bewältigung verändern. So tragen die bei Havighurst beschriebenen, neuen gesellschaftlichen Umstände dazu bei, dass sich die ohnehin schon bei jungen Menschen vorhandene Ziellosigkeit und Unsicherheit verstärkt und eine erfolgreiche Identitätsentwicklung erschwert wird. Das von Erikson als Hauptziel des Jugendalters benannte Erringen einer Identität als in sich geschlossene, innere Einheit weicht so zunehmend, wie er es nennt, einer „Identitätsdiffusion“ (Erikson 1995; Havighurst 1972: 45).

Im Anschluss an diese Erkenntnisse von Havighurst sind in der Jugendforschung eine Vielzahl von Begrifflichkeiten, Katalogen und Studien entstanden, die sich um eine theoretische Erweiterung des Ursprungskonzepts sowie um eine Aktualisierung empirische Daten bemühen. So ist heute unter anderem von „Entwicklungs- und Handlungsaufgaben“ (Lenz 1986; Noack 1990) oder von „Entwicklungsthemen“ (Göppel 2005) die Rede. Zudem haben sich nicht nur die Begrifflichkeiten diversifiziert, auch das ursprüngliche theoretische Konzept hat sich verändert. Hinzugefügt wurden neuere entwicklungspsychologische Erkenntnisse, soziologische Theorien einbezogen und unterschiedliche Schwerpunkte im Hinblick auf das Zusammenspiel von Individuum und sozialen bzw. gesellschaftlichen Kontexten gesetzt. Darüber hinaus werden methodische Neuorientierungen sichtbar. Die folgenden beispielhaft ausgewählten Untersuchungen verweisen auf diese Aktualisierungen und Erweiterungen und beinhalten Erkenntnisse, die für das vorliegende Forschungshaben relevant sind und die im Anschluss pointiert zusammengefasst werden.

Im Hinblick auf die Aktualisierung entwicklungspsychologischer Erkenntnisse arbeiten Eva und Michael Dreher in über zehn Jahren empirischer Forschung

¹¹ Im englischen Originaltext als „sensitive periods of learning“ und als „teachable moments“ bezeichnet. Vgl. Havighurst, 1972: 6 f.

heraus, dass sich die Akzentuierung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter kontinuierlich verändert, dass neue Aufgaben hinzukommen können und dass alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Bewältigung berücksichtigt werden müssen (Dreher/Dreher 1985a, 1985b). Die Um- und Neugestaltung von Beziehungen fassen sie in insgesamt vier Entwicklungsaufgaben, die in ihrer Bewältigung eng miteinander verwoben sind. So führt der Aufbau von Freundschaftsbeziehungen auch zur Aufnahme intimer Beziehungen und ist mit der Entwicklung von Vorstellungen zu zukünftigen Partnerschaften¹² und Familie verbunden. Gleichzeitig bringen diese neuen, intensiveren Beziehungen zu Freunden eine Lockerung der Bindung an die Eltern mit sich (Dreher/Dreher 1985a: 66). Für Jungen sind Fragen rund um Intimität und Partnerschaft noch wichtiger als für Mädchen, bei denen wiederum die Ablösung von den Eltern weiter oben auf der Liste bedeutsamer Entwicklungsaufgaben rangiert (Dreher/Dreher 1985b: 45). Im Altersvergleich bewerten vor allem die 15-Jährigen solche Entwicklungsaufgaben als besonders wichtig, die sich um Peers, partnerschaftliche Beziehungen und die Ablösung von den Eltern drehen, während sich die Jüngeren für diese Fragen noch nicht so brennend interessieren (ebd.: 40). Hier gelangen Dreher und Dreher zu dem Schluss, dass vor allem solche Entwicklungsaufgaben als besonders bedeutsam eingeschätzt werden, mit denen sich Jugendliche gerade auseinandersetzen, aber auch solche, deren Bewältigung bereits abgeschlossen ist und bei denen das erreichte Ziel als Thematik der eigenen Lebensgestaltung wichtig bleibt.

Während Dreher und Dreher sich mit der Veränderung von Entwicklungsaufgaben im gesellschaftlichen Kontext beschäftigen, stellen August Flammer und Kollegen das Erleben individueller Einflussmöglichkeiten auf die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben in den Mittelpunkt ihrer Forschung (Grob/Flammer 1997; Grob/Jaschinski 2003: 31 f.) Ihre Ergebnisse zeigen auf der einen Seite, dass Jugendliche vor allem von ihrem Einfluss auf die persönlich wichtigen Lebensfelder überzeugt sind. Dazu gehören die Zufriedenheit mit dem eigenen Körper oder die Gestaltung der Beziehungen zu Eltern und Gleichaltrigen. Auf der anderen Seite schätzen sie ihre Wirkmöglichkeiten bei gesellschaftlich eingebundenen Belangen wie schulischer Lernstoff oder die Wahl ihres zukünftigen Arbeitsplatzes

12 Um die partnerschaftlichen Beziehungen von Jugendlichen zu beschreiben, existieren in der Literatur zahlreiche Begrifflichkeiten, u. a. romantische Beziehungen, heterosexuelle Beziehungen, intime Beziehungen usw. In diesem Buch wird der Begriff „partnerschaftliche Beziehungen“ gewählt, weil er am neutralsten erscheint und zudem die geschlechtliche Orientierung offen lässt. Der Begriff „Partnerschaft“ wird immer dann gebraucht, wenn es um zukünftige Orientierungen und damit verbundene Beziehungskonzepte geht.

als gering ein. Vor diesem Hintergrund sprechen die Autoren von einer sich auf-tuenden Schere zwischen Optimismus im privaten Bereich und kritischem Realismus auf der Ebene gesellschaftliche Handelns (ebd.).

Im Hinblick auf alltägliche Ambivalenzen in der Jugendphase bezeichnet Karl Lenz in Anlehnung an die phänomenologische Sozialtheorie von Alfred Schütz die Lebenswelten von Jugendlichen als spannungsgeladene Zwischenwelten, über die sich die typischen Aufgaben des Jugendalters konstituieren (Lenz 1986, 1988). Dementsprechend erfolgt die Umgestaltung der sozialen Beziehungen von Jugendlichen in mehreren Schritten und kann mit Konflikten verbunden sein, die sich vor allem auf die Ausübung und das Ausmaß elterlicher Kontrolle beziehen, wobei Mädchen meist stärker kontrolliert werden als Jungen. Ausgehzeiten, Aktivitäten mit Peers sowie Kleidung, Aussehen und Verwendung von Taschengeld liefern dabei den häufigsten Konfliktstoff zwischen Kindern und ihren Eltern (Lenz 1986: 119 ff.).

Die räumliche Ausdehnung des Aktionsrahmens von Jugendlichen sowie die damit verbundene Gestaltung physischer, sozialer und symbolischer Räume stehen im Mittelpunkt der Überlegungen von Peter Noack (1999). Er argumentiert, dass Jugendliche entlang ihrer sozialen Entwicklung zunehmend Freizeitorte frequentieren, die neue Erfahrungen und Aktivitäten bieten und die gleichzeitig die Gestaltung von Peer-Beziehungen ermöglichen. Mit Hilfe empirischer Beobachtungsstudien verweist Noack auf die Bedeutung von Freizeitorten bei der Suche von Jugendlichen nach neuen Erfahrungs- und Handlungsräumen. Dabei dienen sowohl Straßen, Höfe und öffentliche Plätze, als auch kommerzielle Orte wie Kaufhäuser und Einkaufstraßen oder explizite Freizeitorte wie Discos, Kneipen und Cafés als Treffpunkt und Szene zwangloser Peer-Interaktionen. Über das von außen häufig als „Rumhängen“ wahrgenommene Verweilen an diesen Orten erhalten Jugendliche die Chance, ihre Beziehungen zu Gleichaltrigen zu pflegen, neue Kontakte zum anderen Geschlecht zu knüpfen und so ohne Aufsicht von Erwachsenen am sozialen und gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Der Zugang zu diesen Orten und die damit verbundenen Explorationsmöglichkeiten erweitern sich im Verlauf des Jugendalters und sind durch Zugangskriterien wie erzieherische Regulierungen durch die Eltern oder Verfügbarkeit von Transportmitteln bestimmt. Die räumliche Eroberung dieser städtischen Kontexte folgt also einer Orientierung hin zu den Peer-Beziehungen und ist mit einem physischen Ausschreiten in die Welt der Erwachsenen verbunden (ebd.).

Rolf Göppel hebt schließlich die Bedeutung biographischer Methoden für die Erforschung von Entwicklungsaufgaben hervor (Göppel 2005). Mit Hilfe offener Interviewverfahren gibt er Studierenden die Möglichkeiten, selbst in den Mittelpunkt zu rücken, was sie während der Pubertät besonders bewegt hat. Über die

insgesamt 450 biografischen Statements von 76 Personen im Alter zwischen 19 und 24 Jahren erhält er differenzierte Beschreibungen individueller Lebensgeschichten und subjektiver Sinnperspektiven, in denen sich das facettenreiche, ambivalente Erleben und Bewältigen typischer Aufgaben des Jugendalters widerspiegelt. Dabei geht es nach Göppel vor allem darum, sich mit neuen Herausforderungen rund um Körper und Sexualität, Eltern- und Gleichaltrigen-Beziehungen, Schule und Lernen, Sinnsuche und Identitätsarbeit zurechtzufinden und ein selbstverantwortliches Verhältnis zu den damit verbundenen Fragen und Bewältigungsformen zu entwickeln (ebd.). Soziale Beziehungen sind in diesem Zusammenhang nicht nur expliziter Gegenstand einer Entwicklungsaufgabe, sondern fungieren auch als wichtiger Bezugsrahmen für alle anderen Aufgaben. „Mit den körperlichen Veränderungen der Pubertät zurechtzukommen und zu einem positiven Verhältnis zum eigenen Körper zu finden“ ist beispielweise eine Herausforderung, bei der es zwar um das subjektive Erleben und Verarbeiten körperlicher Veränderungen geht, bei der aber konkurrierende Vergleiche mit anderen Gleichaltrigen, unterstützende Gespräche mit Freundinnen und Freunden sowie die Reaktionen des sozialen Umfeldes auf das veränderte Aussehen eine zentrale Rolle spielen (Göppel 2005: 84 ff.). Ebenso ist die Entwicklung eines „lustvollen, selbstbestimmten und verantwortlichen Verhältnisses zur Sexualität“ eingebunden in eher peinliche Aufklärungsgespräche mit den Eltern und steht in Bezug zu den Erfahrungen, Bewertungen und Maßstäben, die in der Clique oder von den zukünftigen Partnerinnen und Partnern kommuniziert werden. Die von Göppel interviewten Studierenden sprechen also zahlreiche Überschneidungspunkte und sich ergänzende Facetten bei der Neugestaltung von Beziehungen an, die in ganz unterschiedlichen, beziehungspezifischen Interaktionsformen zum Ausdruck kommen (Göppel 2005: 141 ff.).

Insgesamt orientieren sich die hier referierten Studien an einem Verständnis von Beziehungen, Identität und Gesellschaft, das dem Selbstverständnis der klassischen Moderne entspringt. Wichtigster Bezugspunkt hierfür ist das Stufenmodell der Identitätsentwicklung von Erik H. Erikson (1995), bei dem von gesellschaftlicher Kontinuität und Berechenbarkeit sowie von überwiegend regelhaft-linearen Entwicklungsverläufen ausgegangen wird, die zur Herausbildung von Identität beitragen. Der Jugendliche ist nach Erikson damit beschäftigt, seine sozialen Rollen zu festigen und darauf konzentriert herauszufinden,

„[...] wie er, im Vergleich zu seinem eigenen Selbstgefühl, in den Augen anderer erscheint und wie er seine früher aufgebauten Rollen und Fertigkeiten mit den gerade modernen Idealen und Leitbildern verknüpfen kann.“ (Erikson 1995: 106)

Die Beantwortung der Identitätsfrage bleibt bei Erikson im Wesentlichen auf das Jugendalter beschränkt, wobei gelingende Identitätsentwicklung als etwas Konstantes verstanden wird, das mit einem inneren Gleichgewicht, einer gefestigten Persönlichkeit und einer bestimmaren Zukunftsorientierung einhergeht (Erikson 1995). Demgegenüber steht die Identitätsdiffusion als die vorübergehende oder auch andauernde Unfähigkeit, eine solche Identität auszubilden. Jugendliche müssen folglich individuelle Antworten finden und so die für diese Lebensphase typische Identitätskrise meistern (ebd.).

Heute sind gesellschaftliche Rahmenbedingungen aktuell, die mit den Begriffen Globalisierung, Individualisierung oder Pluralisierung umschrieben werden und zu einem veränderten Blick auf Vorstellungen von stabiler und gesicherter Identität geführt haben (Keupp 2008: 30 ff.). Tendenzen von Beschleunigung und Verdichtung der Alltagswelten, hohe Erwartungen an das eigenständige Handeln der Menschen, die Entgrenzung von Rollenvorstellungen sowie die Freisetzung aus traditionellen Sozialgefügen sind einige Konsequenzen des gesellschaftlichen Wandels. Dementsprechend findet auch die Identitätsbildung unter den Signaturen von Diskontinuität, Fragmentierung oder Reflexivität statt und konstituiert sich entlang heterogener Sinnangebote, die jenseits traditioneller Strukturen und Lebensformen vielfach gebrochen und nicht mehr miteinander verwoben sind (Keupp 2010). Jugendliche sind aufgefordert, komplexe Anforderungen aus den Bereichen Familie, Schule oder Freizeit selbständig und flexibel zu einem identitätsstiftenden Ganzen zu integrieren. Über diesen experimentellen Umgang mit der eigenen Biografie entwickeln Jugendliche offene und multiple Interpretationspraxen der Sinnsuche, die in flexible, aber auch fragile Identitätsentwürfe münden. Dementsprechend ist auch ihre Identitätssuche mit teilweise widersprüchlichen Einstellungen und Handlungsmustern verbunden (Ferchhoff 2007).

Vor diesem Hintergrund muss also das bisher als Sozialisationsziel angenommene Idealbild einer in sich geschlossenen und kontinuierlich gefestigten Identität anders akzentuiert werden. Heiner Keupp verwendet in diesem Zusammenhang die Metapher der „Patchwork-Identität“ und bezeichnet die hohe Eigenleistung der Menschen bei der sinnhaften Verknüpfung von Erfahrungsfragmenten als kontinuierlich zu erbringende Identitätsarbeit, die sich heute an den Fähigkeiten zur Selbstorganisation und Selbsteinbettung bemisst. Einen authentischen Lebensinn und ein Gefühl der Kohärenz finden und entwickeln Individuen heute in einem selbstreflexiven Prozess und können dabei weniger als Generationen vor ihnen auf etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen. Vielmehr entsteht über unzählige, miteinander verwobene Lebensprojekte eine Patchwork-Identität, der immer etwas Bruchstück- und Flickenhaftes innewohnt (Keupp 2005, 2008). Diese fragmentarisch anmutende Identität ist unter den Bedingungen post-

moderner Lebensverhältnisse aber keinesfalls als defizitär zu bewerten, sondern bezeichnet den individuellen Weg durch die offerierten Entscheidungs- und Gestaltungspotenziale.

Voraussetzung dafür, dass Menschen auf diese Potenziale zugreifen und erfolgreiche Identitätsarbeit leisten können, sind basale ökologische, materielle und vor allem soziale Ressourcen (Keupp 2008: 153 ff.). Das heißt, neben einem grundlegenden Vertrauen in eine intakte ökologische Umwelt und einer materiellen Grundausstattung für die Teilhabe an einer marktregulierten Gesellschaft sind insbesondere intakte soziale Beziehungen für gelingende Identitätsarbeit unabdingbar:

„Das Ziel von Identitätsarbeit ist die Herstellung eines Passungsverhältnisses zwischen der Person und ihrer sozialen Welt. Das heißt: Soziale Netzwerke werden so gestaltet, dass die Identitätsprojekte einer Person darin Einbindung, Anerkennung und Unterstützung finden.“ (Keupp 2008: 170)

Identitätsarbeit braucht also auf der einen Seite soziale Netzwerke, weil sie Ressourcen zur Verfügung stellen und Anerkennung liefern, Optionen für Identitätsentwürfe und -projekte eröffnen und die Komplexität der Welt durch die Vermittlung von Relevanzstrukturen reduzieren.

Auf der anderen Seite gestaltet Identitätsarbeit aber auch soziale Netzwerke, indem Menschen sich in Relation zu sich selbst und zu anderen positionieren, Nähe und Distanz herstellen, Beziehungen pflegen oder abbrechen und so weiter. Identitätsarbeit setzt da an, wo Personen etwas an ihren Beziehungen verändern und die gewünschte soziale Anerkennung stärken wollen. Das soziale Netzwerk eines Menschen drückt sich also nicht nur im Maß seiner Differenziertheit den Stand der Identitätsentwicklung eines Menschen aus, sondern beispielsweise auch über die Prioritäten, die eine Person setzt (Keupp 2008). Gerade weil nun der Bestand traditioneller und selbstverständlicher sozialer Bezüge immer geringer und der Umfang der zu bewältigenden Identitätsprojekte immer komplexer wird, ist das beschriebene Zusammenspiel von Identitätsarbeit und sozialen Netzwerken von größter Bedeutung und muss immer wieder neu in Angriff genommen werden.

Vor allem Jugendliche benötigen in diesem Zusammenhang intakte soziale Netzwerke und fordern kontinuierliche Anerkennung. Sie bedürfen persönlicher Bindungen, die ihnen als Rückhalt bei der Orientierung in einer postmodernen Gesellschaft und der damit verbundenen Bewältigung komplexer, teilweise diffuser Herausforderungen dienen (Shell Deutschland Holding 2010: 195 f.). Gleichzeitig stehen sie ihrer sozialen Umwelt aufgeschlossen gegenüber, lassen sich auf unterschiedliche Beziehungsoptionen ein, die sich ihnen bieten und prüfen, welche

sozialen Bezüge sie bei der Identitätsarbeit unterstützen können (Schäfers/Scherr 2005). Insbesondere die Gleichaltrigen bilden im günstigsten Fall eine Brücke zwischen verschiedenen Alltagsbereichen und liefern idealerweise einen stabilisierenden Hintergrund für die Auseinandersetzung mit voneinander losgelösten, teilweise ambivalenten Anforderungen in Familie, Schule oder Freizeitmarkt. Unter ungünstigen Bedingungen bleibt Jugendlichen der Zugang zu diesen sozialen Ressourcen und damit die für Identitätsarbeit bedeutsame soziale Einbindung und Anerkennung verwehrt. Ursache dafür sind sozial ungleich verteilte Chancen und vor allem fehlendes ökonomisches Kapital, die in einer marktregulierten Gesellschaft für Integrationsprozesse unerlässlich scheinen (Keupp 2005: 82 f.).

Was lässt sich nun an dieser Stelle für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit resümieren? Eine grundlegend wichtige Erkenntnis aller referierten Untersuchungen ist die Tatsache, dass die Umgestaltung von Beziehungen in Verbindung mit körperlichen Entwicklungen, individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen steht. Dabei finden die auf Zuordnung und Abgrenzung gerichteten Aushandlungen in den einzelnen Beziehungen nicht separiert voneinander statt, sondern sind miteinander verwoben und bedingen einander. Zudem hat sich gezeigt, dass innerhalb der Jugendphase alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Bewertung der Wichtigkeit sowie bei der Konstitution von Beziehungen zu berücksichtigen sind. Hier ist die Überlegung interessant, dass es „heiße Phasen“ für bestimmte Beziehungen gibt, die für eine gewisse Zeit als besonders wichtig bewertet werden und in denen intensive, durchaus auch konfliktbehaftete Aushandlungen stattfinden. Darüber hinaus beschränkt sich das Gestalten von Beziehungen nicht nur auf die miteinander verbrachte Zeit, sondern steht auch im Zusammenhang mit dem Erschließen physischer Orte, über die sich Jugendliche neue beziehungsrelevante Handlungsmöglichkeiten erschließen.

In methodischer Hinsicht ist die Erkenntnis wichtig, dass vor allem Langzeituntersuchungen, aber auch Erhebungen, die sich dem Thema Entwicklungsaufgaben aus der Perspektive der Jugendlichen und mit offenen Verfahren nähern, differenzierte und umfangreiche Daten liefern können.

Schließlich wurde deutlich, dass vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Wandlungsprozesse nicht nur die Auseinandersetzung mit Beziehungen im Jugendalter wichtiger geworden ist, sondern dass sich auch die Bedeutung von Beziehungen als soziale Ressource für die Herausbildung von Identität verändert hat. Dabei sind Jugendliche heute mehr denn je auf sozial-kognitive Fähigkeiten und vielfältige kommunikative Aushandlungsstrategien angewiesen, mit denen sie ihre sozialen Beziehungen gestalten und erhalten können. Um welche Beziehungen es sich dabei genau handelt und durch welche strukturellen Merkmale sowie spezifischen

Funktionen und kommunikativen Praktiken sich diese Beziehungen auszeichnen, steht im Mittelpunkt der folgenden Erläuterungen.

2.2.3 Struktur und Funktion von Beziehungen im Jugendalter

In der entwicklungspsychologischen und jugendsoziologischen Literatur finden sich zahlreiche theoretische Konzepte und empirische Studien, die sich mit den Merkmalen und Besonderheiten jugendspezifischer Beziehungen beschäftigen. Dabei geht es neben den Familien- vor allem um die Gleichaltrigen-Beziehungen. Die darauf bezogenen Begrifflichkeiten reichen von Bezeichnungen wie „Freundschaft“ und „romantische Beziehung“ über „Peer-Groups“, „Cliques“ und „Gangs“ bis hin zu „Subkulturen“, „Szenen“ und „posttraditionale Gemeinschaften“. Entsprechend dieser Unterschiede variieren auch die dahinter stehenden Konzepte im Hinblick auf ihr Verständnis von Umfang und Formen der Mitgliedschaft, hinsichtlich Entstehungskontext und Interaktionszusammenhänge sowie bezogen auf die Bedeutung im Sozialisationsprozess. Im Folgenden werden zunächst die Strukturen und Funktionen einzelner Beziehungsformen vorgestellt, wobei es vor allem um die kommunikativen Aushandlungsprozesse geht, die in den unterschiedlichen Beziehungen realisiert werden und die für die Fragestellungen der vorliegenden Arbeit bedeutsam sind. Anschließend wird auf den Forschungsbedarf hingewiesen, der sich vor dem Hintergrund von Mediatisierungsprozessen ergibt und herausgestellt, dass Beziehungen von Jugendlichen nicht als einzelne Dyaden oder Gruppen konzeptualisiert, sondern als aufeinander bezogene, dynamisch verhandelte und von mediatisierter Kommunikation durchdrungene Beziehungsnetze verstanden werden müssen.

Zunächst werden jedoch die verschiedenen Gleichaltrigen-Beziehungen beleuchtet, die in soziokultureller Hinsicht vielfältige Teilnahme- und Selbstverwirklichungschancen eröffnen. Dabei stehen zunächst die Peer-Beziehungen als lokale Kleingruppen im Mittelpunkt, aus denen beste Freundschaften und erste partnerschaftliche Beziehungen hervorgehen. Anschließend werden Peer-Beziehungen als de-lokalisierte Formen der Vergemeinschaftung erläutert und die Merkmale jugendtypischer Familienbeziehungen vorgestellt.

Peer-Beziehungen als lokale Kleingruppen

Entlang ihrer Größe und ihrem Entstehungszusammenhang können die Peer-Beziehungen von Jugendlichen zunächst als konkrete, lokal gebundene und „natürlich gewachsene“, das heißt nicht-institutionalisierte Primärgruppen gefasst werden (Baacke 1987; Krappmann/Oswald 1983; Machwirth 1999). Diese Peer-Groups konstituieren sich über schulische, nachbarschaftliche und freizeitorientierte

Kontexte und umfassen meist nur so viele Mitglieder, wie in einem direkten face-to-face-Kontakt stehen sowie durch eine persönliche und emotionale Nähe miteinander verbunden sein können. Zudem zeichnen sich diese Peer-Groups durch eine gewisse Homogenität in Bezug auf Alter, Geschlecht und Bildung sowie Erfahrungshorizont, Entwicklungsstand und Problemlagen aus.

Hinsichtlich ihrer Funktionen bieten die Peer-Groups den Jugendlichen ein soziales Übungsfeld, in dem eigene Hierarchieebenen und Regeln etabliert und neue Rollen, Interessen und Handlungsoptionen ausgelebt werden. Vor dem Hintergrund von Toleranz und Akzeptanz erfahren die Mädchen und Jungen soziale Anerkennung und emotionalen Rückhalt bei der Erprobung neuer Handlungsmuster, bei der Suche nach Bezugspersonen jenseits der Familie sowie beim Experimentieren mit verschiedenen Facetten des Selbst und Projekten der Selbstverwirklichung (Flammer/Alsaker 2002; Hofer et al. 2002; Oerter/Dreher 1998). Indem also Schritte in die Individualität erleichtert und gleichzeitig Orientierung und Stabilität geboten werden, lassen sich Autonomiebestrebungen und wechselseitige Abhängigkeit auf relativ gleichberechtigter Ebene integrieren. Dieses Balancieren kann jedoch ebenso in individuell belastende oder gesellschaftlich nicht akzeptierte Richtungen münden, wenn das Erleben von Zugehörigkeit und Status bedroht ist, die Befürchtung von Ausgrenzung und Alleinsein dominieren oder Gruppendruck in problematische Verhaltensweisen führt, die beispielsweise in Verbindung mit Alkohol, Drogen und Gewalt stehen (Cotterell 1996; Schäfers 1994).

Mit Blick auf die Interaktionsmuster legen Jugendliche großen Wert darauf, so oft wie möglich mit den Peers zusammen zu sein und zählen die mit ihnen verbrachte Zeit zu den wichtigsten Freizeitaktivitäten (MPFS 2010: 9). Dabei geht es vor allem um das gemeinsame „Abhängen“, und „Nichtstun“. Ethnografisch und gesprächsanalytisch orientierte Studien arbeiten in diesem Zusammenhang prozesshaft angelegte und über Routinen und Regeln etablierte Kommunikationsmuster heraus, die für lokale Peer-Groups typisch sind (Corsaro/Eder 1990; Klaus Neumann-Braun/Deppermann 1998; Klaus Neumann-Braun et al. 2002; Schmidt 2004). Dazu gehören Späße, Witze und Neckereien, ebenso wie Geschichten erzählen, Klatsch und Tratsch, aber auch Lästern und Spott sowie spielerische und ernsthafte Konfliktaustragungen. Über derartige Praktiken demonstrieren Jugendliche Kompetenz und Status, verhandeln Grade der Mitgliedschaft, grenzen sich gegenüber Dritten ab und erproben Formen der Selbst- und Fremdkategorisierung:

„Peer-Groups können als Interaktionsgemeinschaften verstanden werden, die durch die routinisierten Interaktionspraktiken, mit denen Jugendliche ihre

Begegnungen gestalten, als soziale Einheiten konstituiert und reproduziert werden.“ (Klaus Neumann-Braun/Deppermann 1998: 246)

Darüber hinaus legen Jugendliche mit zunehmendem Alter zum Teil große Strecken zurück, um gemeinsam mit den Peers an Shoppingtouren, Partys und anderen Freizeitevents teilzuhaben. Die damit verbundene Mobilität ist keineswegs nur darauf gerichtet, zügig räumliche Distanzen zu überwinden und von einem Ort zum anderen zu gelangen. Vielmehr geht es um das Erleben von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung sowie um den Wunsch, gemeinsam unterwegs zu sein und alle Gelegenheiten für neue Kontakte und Aktivitäten auszuschöpfen (Hunecke et al. 2002; Scholl/Sydow 2002). Mit Blick auf die dafür notwendigen finanziellen Ressourcen verfügen Jugendliche heute über eine enorme Kaufkraft, die durch Taschengelder und Geldgeschenke gespeist wird und mit einem beträchtlichen Massenkonsum einhergeht, bei dem die Peers eine zentrale Rolle spielen (Ferchhoff 2007; Lange/Fries 2006). Die Schattenseiten dieser Kommerzialisierungsprozesse im Konsum- und Freizeitmarkt verweisen auf Formen von Ausgrenzung und Überforderung im Jugendalter (K. Hurrelmann 2005). Einmal verfügen nicht alle Mädchen und Jungen über das notwendige finanzielle Polster, um an den kostenintensiven Unternehmungen teilzunehmen und erleben ihre Situation als defizitär und desintegrierend. Zudem ist die Rolle des Konsumenten für Jugendliche mit komplexen Anforderungen verbunden, sodass die Orientierung an Gleichaltrigen hilfreich sein, aber auch zu Verschuldung führen kann (Lange 2001).

In den lokalen Peer-Groups der Jugendlichen finden also Aushandlungsprozesse statt, die für soziale Entwicklung und Identitätsarbeit höchst bedeutsam sind. Gleichzeitig entstehen in diesem Rahmen beste Freundschaften sowie erste partnerschaftliche Beziehungen, wobei die Peers nicht nur als sozialer Kontext, sondern auch als kommunikativer Rahmen bedeutsam sind (Dunphy 1963; Oerter/Dreher 1998).

Beste Freundschaften und partnerschaftliche Beziehungen als besondere Form der Peer-Beziehungen

Die besten, zumeist gleichgeschlechtlichen Freundschaften der Jugendlichen lassen sich als länger andauernde und vertrauensvolle, durch eine besondere Nähe gekennzeichnete, exklusive Beziehungen beschreiben (Corsaro/Eder 1990: 207). Die meisten Jugendlichen haben ein oder zwei beste Freunde und verbinden diese Beziehung mit besonderen Erwartungen und Regeln (Hartup 1993). Dazu gehören Ehrlichkeit und Akzeptanz, ebenso wie verlässliche Interaktionen, die mit positiven Gefühlen besetzt sind. Das hohe Maß an Gemeinsamkeit, Reziprozität und Immer-Füreinander-Dasein kommt in gemeinsamen Unternehmungen sowie

in Unterstützungs- und Hilfeleistungen zum Ausdruck. Konflikte werden dementsprechend rücksichtsvoll ausgehandelt, um den Fortbestand der Beziehung nicht zu gefährden (Barthelmes/Sander 1997; Kolip 1993; Laursen 1993; Schmidt-Denter 2005; Youniss/Smollar 1985). Hierbei zeichnen sich geschlechtsspezifische Unterschiede ab, die es mit Blick auf den empirischen Teil der vorliegenden Arbeit noch einmal hervorzuheben gilt. Während sich die Mädchen in ihren Freundschaften eher aufeinander konzentrieren und Vertrautheit durch körperlichen Kontakt sowie das Besprechen intimer Themen zum Ausdruck bringen, stehen in den Freundschaften der Jungen ein eher kumpelhaftes Verhalten im Vordergrund. Verbundenheit wird eher über indirekte Gesten und expressives Verhalten artikuliert (Breitenbach 2000; Kolip 1993; Reinders 2009).

Sowohl in Mädchen- als auch in Jungenfreundschaften wird mit zunehmendem Alter nicht mehr nur über das andere Geschlecht geredet, sondern es werden auch erste partnerschaftliche Beziehungen ausprobiert. Die Peer-Groups und die besten Freundschaften bilden dafür einen wichtigen Interaktionsrahmen (Furman/Simon 1998). Während bei gemeinsamen Peer-Aktivitäten potenzielle Partnerschaftskandidatinnen und -kandidaten ins Blickfeld geraten, wird bei den besten Freundinnen und Freunden Rat und Unterstützung für die Beziehungsanbahnung gesucht. Insbesondere Mädchen sammeln schon sehr frühzeitig erste partnerschaftliche Erfahrungen und setzen sich mit den damit verbundenen Erfolgen und Enttäuschungen auseinander. So haben 51 Prozent der Mädchen und 37 Prozent der Jungen zwischen 16 und 18 Jahren einen festen Freund beziehungsweise eine feste Freundin. Die anderen „Singles“ befinden sich auf der Suche, probieren partnerschaftliche Beziehungen aus oder sind verliebt (Zinnecker et al. 2002). In diesem Zusammenhang gelten diese Beziehungen als eine Art „unbeholfenes Experiment“, bei dem es darum geht, sich überhaupt erst einmal ein Bild von der Beziehung und den Partnern zu machen bzw. sich entsprechende Bestätigung und Ratschläge bei Peers und Freunden einzuholen:

„In these beginning relationships, the focus is not on the nature of the relationship or the fulfillment of various needs, but on who the partner is, the partner's attractiveness, how they should interact in a romantic context and what their peers think of the relationship.“ (Brown, zit. in Furman/Simon 1998: 734).

Erste partnerschaftliche Beziehungen dauern dementsprechend auch kaum länger als einige Tage oder Wochen. Zu den typischen Interaktionsmustern gehören spielerische Kommunikationsformen wie Verkuppeln und Necken, aber auch Händchen halten, Schmusen, sich Verabreden und gemeinsam etwas unternehmen (Lenz 1989). Dabei geht es den Jugendlichen vor allem um das Schwärmen und Verliebtsein sowie um Nähe und Intimität (Fleer et al. 2002). Neben diesen

positiv assoziierten Interaktionsmustern, setzen sich Jugendliche aber auch mit Zweifeln, Unsicherheiten und Ängsten in Bezug auf partnerschaftliche Beziehungen auseinander, die dann wiederum gemeinsam mit Freunden und Peers besprochen werden (Barthelmes/Sander 1997). Zudem werden Jugendliche später sexuell aktiv und haben weniger Sex als noch vor einigen Jahren (BZgA 2010). Gründe für diese neue Zurückhaltung liegen im Fehlen der „richtigen“ Partnerin bzw. des „richtigen“ Partners und beziehen sich auf Schüchternheit und die Angst, etwas falsch zu machen. Weil der Wunsch nach Vertrauen sehr hoch ist, erleben mehr als die Hälfte der Jugendlichen ihre ersten sexuellen Erfahrungen in einer festen Beziehung (ebd.) Insgesamt sind sowohl die ersten partnerschaftlichen Beziehungen als auch die besten Freundschaften im Jugendalter durch persönliche Nähe bestimmt und bedürfen dieser auch.

Peer-Beziehungen als Formen de-lokalisierter Vergemeinschaftung

Neben den oben beschriebenen lokalen Kleingruppen der Peers sowie den daraus hervorgehenden besten Freundschaften und ersten partnerschaftlichen Beziehungen existieren jugendspezifische Vergemeinschaftungsformen, die sich auf Peer-Groups als gesellschaftliche Teil- oder Großgruppe beziehen. Solche freizeit- und erlebnisbezogenen jugendkulturellen Gemeinschaften gehen über einen lokalen Rahmen hinaus und zeichnen sich durch eher lockere und unverbindliche Teilhabe aus. Hier sind die Beteiligten weniger durch persönliche Kontakte und emotionale Nähe, als vielmehr durch die Begeisterung für ein bestimmtes Thema oder ein gemeinsames Anliegen sowie die darüber realisierten Aktivitäten miteinander verbunden (Ferchhoff 2005; Ferchhoff/Hugger 2010; Schäfers/Scherr 2005). In der Literatur war dabei lange Zeit von jugendlichen Subkulturen die Rede, die sich ausgehend von einer gesellschaftlichen Marginalposition der Jugendlichen konstituieren und darauf gerichtet sind, Defizite traditioneller Sozialisationsinstanzen wie Familie und Schule über einer Art Selbsthilfe zu kompensieren (Baacke 1987; Oerter/Dreher 1998; Schäfers/Scherr 2005). Diese Auffassung von Jugendkultur als Gegenentwurf zu aktuellen gesellschaftlichen Wert- und Verhaltensvorstellungen gilt inzwischen als überholt und ist einem Verständnis von Jugendkultur als integriertem Bestandteil der Konsumgesellschaft sowie der Kultur- und Medienindustrie gewichen. Hitzler und Kollegen schlagen hierbei den Begriff der jugendkulturellen Szenen vor (Hitzler 2008; Hitzler et al. 2005; Hitzler et al. 2008). Sie vertreten die Auffassung, dass Jugendliche heute weniger in Familie, Schule oder Peer-Groups ihre Identitäten aufbauen, sondern sich über die freizeitlichen Sozialräume der Szenen sozial verorten:

„Möglicherweise vermögen unter Individualisierungsbedingungen (nur noch) Szenen [...] das zu leisten, was in der soziologischen Literatur traditionell den Peer-Groups schlechthin zugeschrieben wird: als Sozialisationsinstanz in eigener Regie zu fungieren und dadurch (eine) jugendspezifische Identitätsbildung zu erleichtern; dem Jugendlichen eine soziale Stütze seiner emotionalen Ambivalenzen zu bieten; den Jugendlichen zu befähigen, in erwachsenenbestimmten Sozialgebilden zu agieren; Erfahrungsräume für sexuelle Bedürfnisse zu eröffnen und die Ablösung vom Elternhaus zu befördern.“ (Hitzler 2008: 30)

Bei den Szenen als einer Form posttraditioneller Vergemeinschaftung handelt es sich um thematisch fokussierte Netzwerke, die sich aus miteinander verbundenen, de-lokalisierten Gruppierungen zusammensetzen, welche sich wiederum in stilistisch hochgradig differenzierte Teil- und Subszenen aufspalten oder neue Szenen hervorbringen können (Hitzler/Niederbacher 2010). Gleichzeitig sind Szenen labile Gebilde, insofern kaum Restriktionen oder Sanktionen bezüglich des Ein- und Austritts existieren und die Mitgliedschaft eine freiwillige Selbstbindung und damit jederzeit kündbar ist. Die Vergemeinschaftung der Szenemitglieder findet also weniger in Bezug auf Verbindlichkeitsansprüche statt, die aus dem Rekurs auf Traditionen oder ähnlichen sozialen Lebenslagen (z. B. Alter, Bildung, Wohnort) resultieren. Vielmehr wird die bzw. der Einzelne über die Begeisterung für eine bestimmte Musik- oder Moderichtung, für Sport oder neue Medien zu dieser ästhetischen Gesinnungsgemeinschaft „verführt“. Hitzler spricht in diesem Zusammenhang von etwa 22 Jugendszenen¹³, wobei zwei Drittel der heutigen Jugendlichen eine Affinität zu einer oder mehreren Szenen aufweisen (Hitzler 2008).

Für die Sichtbarkeit und Erlebbarkeit dieser dynamischen Jugendszenen spielen Kommunikation und Interaktion eine herausragende Rolle, weil darüber gemeinsame Präferenzen und Handlungsweisen auf ästhetisch-stilistische Weise „in Szene“ gesetzt werden (Hitzler et al. 2005: 31). Über den kommunikativen Gebrauch szenetypischer Symbole und Zeichen etablieren sich Regeln, Rituale und Relevanzen mit themen- und situationsspezifischer Bedeutung, wobei insbesondere die erlebnisorientierten Elemente und hier vor allem die gemeinsamen Events von zentraler Bedeutung sind. Diese Ereignisse, die an typischen Treffpunkten und zu szenetypischen Zeiten stattfinden, aktualisieren bzw. intensivieren das Wir-Gefühl der Gemeinschaft und reproduzieren das subjektive Zugehörigkeitsgefühl des einzelnen Szenegängers. Die Existenz einer Szene ist demnach immer gebunden an die ständige kommunikative Vergewisserung ihrer

¹³ Vgl. <http://www.jugendszenen.com> [02.07.2012].

Mitglieder sowie an die permanente kommunikative Erzeugung gemeinsamer Interessen. Mit Blick auf diese Entstehungs- und Stabilisierungspraktiken ist von einer zunehmenden Bedeutung digitaler Medien an posttraditionalen Vergemeinschaftungsprozessen auszugehen (Ferchhoff/Hugger 2010; Hitzler et al. 2005), auf die in den folgenden Kapitel noch eingegangen wird.

Familienbeziehungen als multilokale Mehrgenerationenbeziehungen

Abgesehen von den Gleichaltrigen-Beziehungen spielen die Familienbeziehungen eine wichtige, aber auch ambivalent besetzte Rolle für Jugendliche. Ergebnisse der Mikrozensushebung des Statistischen Bundesamtes verweisen darauf, dass immerhin zwei Drittel aller Jugendlichen auch heute noch in der traditionellen Familienform mit verheirateten Eltern aufwachsen, während der übrige Teil der 14- bis 17-jährigen bei Alleinerziehenden oder in alternativen Lebensgemeinschaften groß wird (SBA, 2010). Fragt man die Jugendlichen selbst, wer alles zu ihrer Familie gehört, benennen sie durchschnittlich neun Personen, zu denen nicht nur Eltern, Geschwister, Großeltern und Verwandte aller Art, sondern auch gute Freunde, Mitschüler, Klassenlehrer oder Trainer und sogar Haustiere zählen (Zinnecker et al. 2002). Dieses Ergebnis deutet auf ein Verständnis von Familie hin, das über die Vorstellung von der klassischen Kernfamilie weit hinausreicht. In der neueren Familienforschung ist dabei auch von der „multilokalen Mehrgenerationenfamilie“ (Burkart 2008: 213) die Rede. Der Begriff verweist darauf, dass Familien heute keineswegs zerfallen, sondern ihre Mitglieder oftmals an unterschiedlichen Orten, wenn auch in erreichbarer Nähe, wohnen und aus mehr als zwei Generationen bestehen (Burkart 2008). Von besonderer Sozialisationsrelevanz ist dabei nach wie vor die Beziehung zwischen Jugendlichen und ihren Eltern.

Einerseits liefern Eltern ein pragmatisch wichtiges Unterstützungssystem zur Stabilisierung der eigenen Lebensverhältnisse. Dazu gehört beispielsweise die emotionale, aber auch die, bis ins Erwachsenenalter hineinreichende finanzielle Unterstützung sowie die Möglichkeit, während der Ausbildungszeit oder beginnenden Berufstätigkeit noch zu Hause wohnen zu bleiben. Abgesehen davon befürworten Jugendliche heute die Erziehungsmethoden ihrer Eltern und wollen ihre Kinder später genauso erziehen. Sie engagieren sich für ihre Familie und wissen aufgrund häufiger Scheidungs- und Trennungserfahrungen um die Zerbrechlichkeit dieser Ordnung. Dementsprechend fungieren Eltern heute eher als freundschaftliche Unterstützer oder Begleiter und weniger als Erzieher im Sozialisationsprozess. Sie gewähren ihren Kindern vielseitige Spielräume und erwarten gleichzeitig ein hohes Maß an Selbstorganisation und Selbständigkeit (Ferchhoff 2007; Gille et al. 2006; Shell Deutschland Holding 2006, 2010).

Andererseits trägt diese Veränderung familiärer Rollen und Funktionen zu einem Verlust wichtiger Orientierungspunkte bei. Jugendliche wollen Vorbilder und trauen Erwachsenen, vor allem ihren Eltern sowie ihren Lehrerinnen und Lehrern in einigen Handlungsbereichen nicht mehr viel zu (Zinnecker et al. 2002: 11 ff.). Durch die frühzeitige Einbindung in familiäre Entscheidungsprozesse sowie das selbständige Agieren in Freizeit- und Konsumwelten schwindet nicht nur der lebenszeitliche Vorsprung der älteren Generation, sondern es verschieben sich auch Kompetenz- und Machtverhältnisse; teilweise lernen Eltern und Lehrer von ihren Kindern. Jugendliche erkennen die damit verbundenen Grenzen pädagogischer Autorität und suchen sich ihre Orientierungspunkte verstärkt bei den Gleichaltrigen und in den Medien (Ferchhoff 2007).

Mit Blick auf die Interaktionsmuster zwischen Jugendlichen und ihren Eltern geht es um die Reorganisation von Selbständigkeit und Abhängigkeit sowie um das Neuverhandeln von Nähe und Distanz über Diskurse mit immer wiederkehrenden Themen (Fend 1998, 2005; Noller 1994). Dabei sind die Eltern vor allem Ansprechpartner für Schulthemen und Fragen der Berufs- und Zukunftsplanung, während die Gleichaltrigen in punkto soziale Beziehungen, Freizeit und Sexualität an Bedeutung gewinnen. Auch wenn die Kommunikation in Familien ein relativ harmonischer Prozess ist, an dem Jugendliche und ihre Eltern aktiv beteiligt sind, kommt es aufgrund unterschiedlicher Intentionen und Vorstellungen zwangsläufig zu Auseinandersetzungen. Während Eltern eher an Kontinuität interessiert sind, verweist die Zielrichtung der Jugendlichen auf Verselbständigung, die aus dem Elternhaus heraus und in andere Beziehungen hineinführt. Dementsprechend drehen sich die Konfliktthemen vor allem um Ausgehzeiten, Freundschaften und partnerschaftliche Ambitionen sowie um Aussehen und Benehmen, aber auch um Schulleistungen, Ordnung und Mithilfe im Haushalt. Während Mädchen vor allem über Ausgehzeiten und gegengeschlechtliche Beziehungen mit ihren Eltern diskutieren, setzen die Konflikte bei Jungen etwas später ein und sind eher auf die, mit dem Ausgehen verbundenen finanziellen Kosten fokussiert (Fend 2005). Das Spektrum der damit verbundenen Interaktionsmuster reicht von negativen Kommunikationsformen wie Nörgeln, Missachtung oder Erpressung bis hin zu beziehungs- und autonomieförderlichen Diskursen. Insgesamt verläuft die Kommunikation zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern anders als in den Gleichaltrigen-Beziehungen, insofern diese Beziehungen nicht freiwillig gewählt sind und Eltern eine Erziehungsverantwortung haben, die sie in entsprechenden Erwartungen und Anforderungen zum Ausdruck bringen (ebd.).

Schlussfolgernd lässt sich konstatieren, dass Jugendliche in ganz unterschiedliche Beziehungen mit spezifischen Strukturen und Funktionen eingebunden

sind, wobei die kommunikativen Aushandlungsprozesse einerseits auf soziale Integration, Anerkennung und Unterstützung und andererseits auf Abgrenzung, Autonomie und Unverwechselbarkeit gerichtet sind. In den hier vorgestellten Praktiken spiegelt sich also wider, wie sich die sozial-kognitive Entwicklung in den Beziehungen von Jugendlichen konkret gestaltet und auf welche Weise die Bearbeitung von Beziehungen als Entwicklungsaufgabe mit der identitätsrelevanten Passungsarbeit verwoben ist. Eine ausschließliche Fokussierung auf einzelne Formen von Peer-Beziehungen erscheint dabei ebenso unzureichend wie die separate Betrachtung einzelner Beziehungsdynaden oder Familienbeziehungen. Vielmehr wird deutlich, dass alle diese Beziehungen für Jugendliche relevant sind und die darin stattfindenden kommunikativen Aushandlungen aufeinander verweisen. Entlang dieser Erkenntnis können an dieser Stelle zwei Kritikpunkte formuliert werden, die in den folgenden Kapiteln aufgegriffen und bearbeitet werden.

Erstens geht es um die Verwobenheit der unterschiedlichen Beziehungen. Die erläuterten Studien befassen sich zumeist separat mit einzelnen Beziehungsformen und deren besonderen Merkmalen. Dabei werden die Gleichaltrigen-Beziehungen aus einer eher individuenzentrierten Perspektive (z. B. Gruppeneinfluss auf Verhalten des Einzelnen) als klar abzugrenzende und überdauernde Einheit mit feststehenden Mitgliedern (Peer-Group) oder als lose, unverbindlich bestehende und eventzentrierte Gemeinschaften (Stile und Szenen) beschrieben. Daneben existieren Konzepte zu dyadischen Beziehungen und deren Charakteristika (z. B. beste Freundschaften). Die Unterscheidung von Gleichaltrigen-Beziehungen wird außerdem in Abhängigkeit von den Kontexten unternommen, in denen sie entstehen (z. B. formell geprägte Peer-Groups wie Schulkameraden oder informellen Freizeitgemeinschaften). Da jedoch davon auszugehen ist, dass die kommunikativen Aushandlungsprozesse in den einzelnen Beziehungen aufeinander bezogen stattfinden, muss ein relationales Konzept gefunden werden, mit dem es möglich ist, die unterschiedlichen Beziehungen von Jugendlichen als miteinander verwobene Kommunikationsnetze zu beschreiben, zu denen sowohl dyadische Beziehungen gehören, als auch Gruppenstrukturen und Bezüge zu Jugendszenen möglich sind.

Zweitens bleibt die Bedeutung von Medien für die Beziehungen von Jugendlichen in der entwicklungspsychologischen und jugendsoziologischen Jugendforschung zumeist unberücksichtigt oder wird nur am Rande erwähnt. Vor dem Hintergrund der beschriebenen Mediatisierungsprozesse ist jedoch anzunehmen, dass digitale Medien immer wichtiger werden und zu einem Wandel von Beziehungen beitragen. Das gilt vor allem für das Jugendalter, in dem Medien von jeher einen zentralen Stellenwert einnehmen. In der Konsequenz, so wird nach-

folgend zu sehen sein, müssen die Beziehungen von Jugendlichen als von mediatisierter Kommunikation durchdrungene Beziehungsnetze konzeptualisiert werden.

2.3 Beziehungen als mediatisierte Kommunikationsnetze

Im vorangegangenen Kapitel wurde herausgearbeitet, dass Beziehungen nicht nur eine grundlegende sozial-kognitive Fähigkeit zu verstehen sind, über die Sozialisation möglich wird, sondern darüber hinaus auch eine Entwicklungsaufgabe darstellen, die vor allem im Jugendalter höchst relevant ist. Die Erläuterungen haben weiterhin gezeigt, dass Jugendliche vielfältige Beziehungen konstituieren und gestalten, die sich durch spezifische Strukturen, Funktionen und kommunikative Praktiken auszeichnen. Dabei hat sich gezeigt, dass die Beziehungen von Jugendlichen zumeist separat betrachtet werden und dass die Bedeutung von Medien für die kommunikativen Aushandlungsprozesse vernachlässigt wird.

Das folgende Kapitel zielt nun in einem ersten Schritt darauf ab, eine theoretische Grundlage herauszuarbeiten, mit der die Beziehungen von Jugendlichen als aufeinander bezogene und kommunikativ verhandelte Beziehungsnetze beschrieben werden können. Hierbei werden vor allem netzwerktheoretische Ansätze auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Im zweiten Schritt geht es dann darum, den Bezug zwischen kommunikativ konstituierten Beziehungsnetzen und der Kommunikation mit digitalen Medien herzustellen, wobei die Erläuterungen zeigen werden, dass vor allem die Kommunikation im Internet und mit dem Mobiltelefon zu einer Veränderung der Beziehungsnetze der Menschen beiträgt.

2.3.1 Die kommunikative Konstitution sozialer Netzwerke

Um die komplexe Gestalt der unter postmodernen Bedingungen konstituierten Beziehungen beschreiben zu können, wird zunehmend der Begriff des „sozialen Netzwerks“ verwendet, wobei die dahinter stehenden Konzepte ganz Unterschiedliches meinen (Hollstein 2006; Kardorff 1989; Stegbauer 2008). Gemeinsam ist diesen Überlegungen, dass sie sich in ihrem theoretischen Ausgangspunkt auf die formale Netzwerkforschung oder -analyse¹⁴ beziehen, bei der es vor allem darum geht, die Strukturen von sozialen Netzwerken und deren Funktionen zu erfassen. Netzwerke bestehen demnach aus sozialen Akteuren, bei denen es sich um Individuen, aber auch um Organisationen, Staaten oder andere soziale

¹⁴ Zur Debatte darum, ob es sich bei der Netzwerkforschung um eine Theorie handelt oder um ein instrumentelles Sammelsurium zur Analyse von Beziehungen vgl. vor allem Trezzini 1998.

Gebilden handeln kann. Die Beziehungen oder „Relationen“ zwischen diesen Akteuren werden entlang ihrer formalen Merkmale beschrieben. Dazu gehören etwa die Anzahl der Akteure in einem Netzwerk, deren Kontakthäufigkeit oder die räumliche Distanz zwischen ihnen. Über diese Strukturen sowie die damit verbundenen Positionen und Rollen der Akteure entstehen dann unterschiedliche Beziehungen, die in ihrem Gesamt als soziales Netzwerk bezeichnet werden können. Die Beziehungen in einem sozialen Netzwerk sind für die Einstellungen und Handlungsweisen der Netzwerkteilnehmer leitend und erfüllen spezifische Funktionen für sie. Beispielsweise können persönliche Netzwerke emotionale Unterstützung leisten und berufsbezogene Netzwerke unterstützen die firmeninterne Kommunikation (Jansen 2003; Trezzini 1998).

Mit Blick auf die vorliegende Arbeit liefert dieser ursprüngliche Netzwerkansatz zwei wichtige Erkenntnisse. Erstens erscheint es sinnvoll, Individuen immer im Kontext von sozialen Beziehungen zu erforschen, wobei ganz unterschiedliche Beziehungen als integrierter Bestandteil eines Netzwerkes betrachtet werden können. Zweitens ermöglicht die relationale Perspektive einen für Sozialisationsprozesse bedeutsamen Brückenschlag zwischen der Mikroebene individuellen Handelns und der gesellschaftlichen Makroebene, insofern die Beziehungen in persönlichen Netzwerken zwischen dem einzelnen Individuum und den sie umgebenden gesellschaftlichen Bedingungen vermitteln (Hollstein 2006; Lang 2003). Dennoch ist dieses Verständnis von sozialen Netzwerken nicht ausreichend, um die kommunikativen Aushandlungsprozesse in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen zu beschreiben.

Wichtige Anknüpfungspunkte für ein auf Kommunikation beruhendes Verständnis von Beziehungen, wie es diesem Buch zugrunde liegt, finden sich im Anschluss an symbolisch-interaktionistische und soziologische Erkenntnisse zu sozialen Vernetzungsprozessen, die im Rahmen netzwerktheoretischer Überlegungen aufgegriffen und weiterentwickelt wurden (Fuhse 2008a, 2008b). Soziale Netzwerke werden hier verstanden als ein Set prozessual angelegter Beziehungen, die über zwischenmenschliche Aushandlungsprozesse mit Bedeutung versehen werden und so für soziales Handeln und soziale Strukturen grundlegend sind (Fine/Kleinman 1983). Fine und Kleinman beziehen sich zwar auf den ursprünglichen, strukturfunktionalistischen Netzwerkbegriff, verbinden dieses Netzwerkverständnis jedoch mit einer symbolisch-interaktionistischen Auffassung von Sozialbeziehung, die sich über die, zwischen den Beteiligten dynamisch ausgehandelten, subjektiven Bedeutungszuweisungen konstituiert. Zu diesen Aushandlungen gehören die Definition der Beziehung durch die Beteiligten, etwa als Freundschaft oder Liebesbeziehung, ebenso wie damit verbundene Erwartungen und Emotionen, aber auch gemeinsame Aktivitäten, geteilte Erinnerungen und

Beziehungssymbole sowie spezifische Kommunikationsformen und Ausdrucksweisen (Fine/Kleinman 1983; Fuhse 2009). Jan Fuhse spricht in diesem Zusammenhang auch von einer zu leistenden Beziehungsarbeit („relational work“), auf deren Grundlage eine Beziehungskultur im sozialen Netzwerk entsteht (Fuhse 2009:60). Gleichzeitig kommen über die beschriebenen Aushandlungsprozesse nicht nur Stabilität und Kontinuität, sondern auch Veränderungen in den Bedeutungszuweisungen und damit in den Strukturen der sozialen Netzwerke zustande:

„Since meanings provide the basis for individual and collective actions, people’s meanings will have consequences for their actions, the production of social structures, and changes within those structures. [...] Understanding actor’s meaning is fundamental to any analysis of social structure.“ (Fine/Kleinman 1983: 98)

Indem sich also die Vorstellungen von und kommunikativen Praktiken in Beziehungen verändern, wandeln sich auch die sozialen Strukturen innerhalb des Netzwerkes. Dabei ist vor allem in heterogenen, mobilen Gesellschaften davon auszugehen, dass den Beziehungen in einem Netzwerk eine große Bandbreite an Interaktionen zur Verfügung steht und dass das Handeln der Menschen weniger durch formale Beschränkungen, sondern vielmehr durch dynamische, sich immer wieder verändernde Aushandlungen gekennzeichnet ist (Fine/Kleinman 1983). Insbesondere die Netzwerke von Jugendlichen zeichnen sich durch eine Offenheit aus, in der sowohl sehr enge, starke als auch schwächere und lockere Bindungen (Granovetter 1977, 1983) bedeutsam sind und die zu einer grenzüberschreitenden Kommunikationskultur beitragen. So werden etwa Gerüchte in das Beziehungsnetz hineingetragen, ebenso wie beispielsweise Spitznamen oder Symbolbedeutungen nach außen gelangen (Fine/Kleinman 1983; Fuhse 2006).

Mit einem solchen Verständnis von sozialen Netzwerken ist es nun im ersten Schritt möglich, die Beziehungen von Jugendlichen als kommunikationsbasierte, dynamisch verhandelte und bedeutungsvolle Beziehungsnetze zu beschreiben. Dabei soll von der sogenannten „egozentrierten“ Perspektive ausgegangen werden, bei der die verschiedenen persönlichen Beziehungen einer Person oder einer Personengruppe sowie deren Beziehungen untereinander im Mittelpunkt stehen (Diaz-Bone 1997; Kardorff 1989). Die in Kapitel 2.2.3 erläuterten Beziehungsformen von Jugendlichen, zu denen beste Freundschaften, partnerschaftliche Beziehungen und Peer-Beziehungen ebenso gehören wie Familien-Beziehungen und jugendkulturelle Bezüge, sind demnach als Teil dieser egozentrierten Beziehungsnetze zu verstehen und können aufeinander bezogen beschrieben werden.

Die Entstehung, Stabilisierung und Veränderung dieser Beziehungsnetze sowie die damit verbundene (Re-) Konstruktion von Beziehungskonzepten und -praktiken, so lässt sich weiter schlussfolgern, ist an kommunikative Aushandlungsprozesse gebunden, bei denen es um die Gestaltung von Beziehungen, aber auch um Prozesse der Selbstpräsentation in einem sozialen Gefüge geht.

Bei der *Gestaltung von Beziehungen* spielt die Reziprozität eine wichtige Rolle. Reziprozität als ein gegenseitiger Austauschprozess ist die grundlegende Voraussetzung dafür, dass Beziehungen überhaupt hergestellt und erhalten werden können (Stegbauer 2002)¹⁵. Die Gegenseitigkeit bezieht sich dabei auf die Erwidern einer Handlung oder eines Sprechakts und ist mit bestimmten Erwartungen und Regeln verbunden, die eingehalten werden müssen, damit die Beziehung weiter bestehen kann. Beispielsweise sollte eine Begrüßung unmittelbar erwidert werden, wenn man sich auf der Straße begegnet, das Blumengießen der Nachbarn während der Urlaubsreise wird mit mitgebrachten Souvenirs belohnt und bei einer Geburtstagsfeier erwartet, dass man zur Feier erscheint oder vorher absagt, wenn man nicht kommen kann. Jeder Beziehung liegt also das Prinzip von Gabe und Gegengabe (Simmel 1908: 444) zugrunde, wobei es in persönlichen Beziehungen oftmals weniger um das geht, was ausgetauscht wird, sondern vielmehr um die Funktion, die damit verbunden ist (Mauss 1996; Stegbauer 2002: 51). Dabei kann es sich etwa um emotionale Unterstützung in partnerschaftlichen Beziehungen, um den Erhalt langjähriger Freundschaften oder um zweckgebundene Hilfeleistungen in Wohngemeinschaften handeln.

Eine besondere Form der Reziprozität stellt das Schenken dar. Mittels des Schenkens werden Beziehungen nicht nur stabilisiert, sondern über materielle Geschenke auch sichtbar gemacht (Berking 1996; Schmied 1996: 33 ff.). Dabei geht es nicht nur um das Initiieren oder Stärken von Beziehungen, die wenig stabil sind, sondern auch um das Einhalten von Rollenerwartungen in ganz elementar bedeutsamen Beziehungen. So ist es in unserer Gesellschaft nahezu undenkbar, dass in Familien zu Weihnachten keine Geschenke ausgetauscht werden (Stegbauer 2002: 63 ff.). Das Schenken erfüllt also beziehungsrelevante Funktionen und ist darüber hinaus an bestimmte Regeln und Erwartungen geknüpft. So wird erwartet, dass ein Geschenk sofort angenommen, aber erst dann mit einem anderen Geschenk erwidert wird, wenn ein bestimmtes Zeitintervall

vergangen ist. Das sofortige Zurückschenken würde einer Zurückweisung des Geschenks gleichkommen (Bourdieu 2005). Gleichzeitig ist das Schenken mit positiven Gefühlen verbunden. Das bezieht sich zum Beispiel darauf, anderen mit einem Geschenk eine Freude zu bereiten, die dann Dankbarkeit zeigen und selbst Spaß am Schenken haben. Unpassende Geschenke können dazu führen, dass die Gefühle des Beschenkten verletzt werden oder es entstehen negative Gefühle, weil jemand versucht hat, sich mit einem Geschenk Vertrauen zu erschleichen (Schmied 1996: 58 ff.). Im Prozess des Schenkens ist also die Dynamik einer Beziehung enthalten, wobei Geschenke immer auch einen symbolischen Charakter haben und als „Beziehungszeichen“ (Goffman 1971: 188 ff.) und Begleiterscheinungen von Beziehungen fungieren.

Grundlegende Voraussetzung für die Verkettung von solchen reziproken Interaktionen beim Schenken und allen anderen Formen von Reziprozität ist die bereits erwähnte Perspektivenübernahme (vgl. Kapitel 2.2.1). Denn erst wenn sich die Beteiligten in die jeweilige Rolle des anderen hineinversetzen und dessen Perspektive gedanklich übernehmen, können adäquate Gaben übermittelt werden. Insgesamt sind die ausgetauschten Inhalte und die Art und Weise reziproker Handlungen in Beziehungen abhängig von den kulturellen Kontexten, aber auch von den Ressourcen, die den einzelnen Individuen zur Verfügung stehen, um sich jemandem zuzuwenden (Stegbauer 2002).

Im Hinblick auf soziale Interaktionen, die auf *Selbstpräsentation* gerichtet sind, hat vor allem Erving Goffman beschrieben, welche Techniken Individuen verwenden, um sich selbst in Beziehungen darzustellen. Zentraler Ausgangspunkt seiner Analysen sind dabei immer die als Rahmen bezeichneten, sozialen Alltagssituationen, an denen Individuen ihr Handeln ausrichten (Goffman 1993). Das Zusammenspiel der Interaktionspartner in diesen Situationen ergibt sich nach Goffman über die Antwort auf die Frage, was in einer bestimmten Situation nach Ansicht der Beteiligten vor sich geht und welche Strategien eingesetzt werden müssen, damit sie ihr Handeln aufeinander abstimmen und sich selbst und ihre Identität zum Ausdruck bringen können. Eine wichtige Rolle spielen dabei Techniken der Imagepflege, die eingesetzt werden, um vor anderen das Gesicht („face“) zu wahren und um einen möglichst guten Eindruck zu vermitteln. Dabei bezieht sich „face“ auf das Selbstbild einer Person, aber auch auf das Bild oder Image, das die anderen von dieser Person übernehmen sollen. So dient etwa die Demonstration von Gelassenheit dazu, die eigene Verwirrung in einer möglicherweise falsch eingeschätzten Situation zu kaschieren und Überlegenheit zu vermitteln (Goffman 2006). Schlagfertigkeit kann darauf gerichtet sein, andere lächerlich zu machen, die dann sprichwörtlich „ihr Gesicht verlieren“ (Goffman 2005: 9). Außerdem richten Menschen ihre Wohnungen auf bestimmte Weise

15 Auf eine systematische Erläuterung der verschiedenen Formen von Reziprozität und ihre Bedeutung für unterschiedliche Beziehungen soll an dieser Stelle verzichtet und nur Bezug auf die für das Forschungsvorhaben relevanten Aspekte eingegangen werden. Für eine ausführliche Aufarbeitung soziologischer Überlegungen zu Reziprozität und Beziehungen vgl. Adloff/Mau 2005; Becker 1956; Hillebrandt 2009; Simmel 1908; Stegbauer 2002.

ein, um sich vor anderen darzustellen, artikulieren mittels Kleidung, Körperhaltungen und Statussymbolen eine persönliche „Fassade“ und sind bemüht, sozialen Erwartungsmustern zu genügen, die in einer Gesellschaft mit bestimmten Rollen (z. B. wie man sich als Mutter zu verhalten hat) verbunden sind (Goffman 1983).

Des Weiteren konstituieren Menschen symbolische Räume, über die sie selbst verfügen und mit deren Grenzen sie Nähe und Distanz zu anderen herstellen können (Goffman 1982). Solche Territorien sind also ebenfalls darauf gerichtet, sich vor anderen zu präsentieren und gleichzeitig Rückzugsmöglichkeiten bereitzuhalten. Werden die Grenzen dieser Territorien überschritten, beispielweise wenn man jemandem im Fahrstuhl zu nahe kommt, ist eine Entschuldigung nötig, um diese Missachtung zu korrigieren (ebd.). Diese und ähnliche Interaktionsformen werden mehr oder weniger bewusst zur Anwendung gebracht, umfassen sowohl verbale als auch nonverbale Kommunikationsformen und bedürfen der (positiven) Bestätigung durch andere (ebd.).

Insgesamt existieren in einer Gesellschaft also spezifische Regeln und Erwartungen, wie in Beziehungen interagiert werden soll und die Menschen verfügen über ein bestimmtes Repertoire an Strategien, die das aufeinander bezogene Handeln erleichtern. Solche universell im Alltag einsetzbaren Interaktionsformen sind zumeist typisiert und können als Rituale bezeichnet werden. Im Handeln der Menschen lässt sich eine Vielzahl dieser Alltagsrituale finden, die sowohl bei der Selbstinszenierung der Individuen als auch bei der Gestaltung von Beziehungen eine wichtige Rolle spielen. Dazu gehören Entschuldigungen, Begrüßungs- und Abschiedsszenen sowie körpergebundene Gesten und auch das oben beschriebene Schenken als besondere Form der Reziprozität. Einerseits umfassen Rituale Handlungen, die nach einem weitestgehend vorgegebenen Ablauf stattfinden und über einen hohen Symbolgehalt verfügen, mit dem sich die Menschen untereinander etwas zusichern können (Steuten 1998: 217). Erving Goffman unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen dem bestätigendem und dem korrektiven Austausch von Alltagsritualen (Goffman 1982). Während mit dem bestätigenden Austausch beispielsweise auf die Veränderungen im Leben eines Menschen reagiert und betont wird, dass die Beziehung trotzdem erhalten bleibt, ist der korrektive Austausch darauf gerichtet, Regelverletzungen zu korrigieren, die in einer Beziehung stattgefunden haben. Diese zumeist in typischer Weise vorprogrammierten Interaktionssequenzen erleichtern also das Handeln der Menschen untereinander, sind dennoch offen für Veränderungen und können in ihrem Ablauf und ihrer Ausgestaltung variiert werden (ebd.).

Andererseits haben Rituale auch einen innovativen und veränderlichen Charakter. In diesem Zusammenhang betont Viktor Turner, dass die Bedeutung von Ritualen durch gesellschaftliche Wandlungsprozesse und die damit einhergehende

Verunsicherung der Menschen zugenommen hat (Turner 1989). Ausgehend von den Übergangsriten in afrikanischen Stammesgemeinschaften stellt er fest, dass Menschen vor allem dann gemeinsame, kommunikationsintensive Rituale praktizieren, wenn sie sich in einer Phase ihres Lebens befinden, in der sie vertraute Strukturen hinter sich lassen. Rituale verleihen solchen kollektiven und individuellen Übergangserfahrungen Ausdruck und ermöglichen deren Bewältigung, weil sich mit ihnen Gemeinschaft erzeugen und Identität herstellen lässt. Dabei geht es nach Turner nicht nur um Wiederholung und Reproduktion von rituellen Regeln, sondern immer auch um den spielerischen Umgang mit Bedeutungszuschreibungen und die Möglichkeiten ihrer Aufführung (Turner 1995). Insbesondere für Jugendliche, die sich in der Pubertät oftmals als zwischen den Welten wahrnehmen und sich zerrissen und unverstanden fühlen, sind solche Rituale und die damit verbundenen Ausdrucksformen auch heute von großer Bedeutung.

Im Zusammenhang mit diesen ritualisierten Interaktionsformen steht zudem die Aneignung von *persönlichen Objekten*, die bei der kommunikativen Gestaltung von Beziehungen, aber auch bei Formen der Selbstpräsentation eine wichtige Rolle spielen können. Bei persönlichen Objekten handelt es sich selten um natürliche Dinge (z. B. eine Pflanze oder ein Hund), sondern zumeist um Artefakte, die bereits über kulturell geteilte Bedeutungen verfügen sowie Handlungsweisen nahelegen, bevor sie von einem einzelnen Menschen individuell angeeignet werden. Nach Tilmann Habermas (1996) haben diese Objekte einen instrumentellen Charakter, erfüllen aber vor allem auch symbolische Funktionen. So werden persönliche Objekte wie etwa Tagebücher, Fotos, Schmuckstücke oder Teddybären unter anderem verwendet, um positive Erinnerungen zu bündeln, Grenzen auszuweisen oder Ersatz für fehlende Liebe zu erhalten.

Auf welche Weise der Bezug zwischen beziehungsrelevanten Erinnerungen, sozialen Präsentations- oder Kompensationsformen und einem materiellen Artefakt hergestellt wird, erklärt Habermas mit den bereits beschriebenen Mechanismen der Perspektivenübernahme (vgl. Kapitel 2.2.1). In Anlehnung an Mead und Selman argumentiert er, dass die Kommunikation mit anderen und mit sich selbst über die Perspektivenübernahmen auch auf persönliche Objekte bezogen sein kann. Das heißt, über symbolische Interaktionen lernt der Mensch in gleicher Weise mit Dingen zu handeln, wie er lernt, mit Menschen zu kommunizieren (T. Habermas 1996: 215).

Das Jugendalter ist für den Umgang mit persönlichen Objekten aus zweierlei Gründen besonders relevant. Einmal bilden sich in dieser Lebensphase reflexive Fähigkeiten heraus, mit denen die gezielt symbolische Verwendung von persönlichen Objekten im Kontext sozialer Beziehungen möglich ist (Selman 1984). Außerdem sind diese Objekte vor allem in Übergangsstadien der Entwicklung

bedeutsam, in denen neue Beziehungen verhandelt werden und eine Ausdifferenzierung der Persönlichkeit stattfindet. Donald W. Winnicott spricht in diesem Zusammenhang auch von Übergangsobjekten (Winnicott 1989).

Heute werden weniger primäre, rituelle Gegenstände, als vielmehr solche Konsumgüter als persönliche Objekte angeeignet, die durch ihre relative Bedeutungsoffenheit die Integration von individuellen und sozial geteilten Erfahrungen und Bedürfnisse erlauben (T. Habermas 1996: 184 ff.). Für Jugendlichen lässt sich die Bedeutung solcher Konsumgüter auf vier Funktionen zusammenfassen. Dazu gehören erstens soziale Positionierungen, bei denen es um das Ausdrücken symbolischer Zugehörigkeiten und Abgrenzungen geht (ebd.: 230 ff.). Beispielsweise werden in den bereits erwähnten Jugendkulturen und -szenen (vgl. Kapitel 2.2.3) persönliche Objekte angeeignet, um sich innerhalb einer Gruppe zu positionieren und gleichzeitig Individualität zum Ausdruck zu bringen. Zweitens können persönliche Objekte für Prozesse der Selbstreflexion benutzt werden, wobei sich die damit verbundene Selbstkommunikation nicht auf konkret anwesende Personen bezieht, sondern eine abstrakte Perspektive des imaginierten Anderen beinhaltet (T. Habermas 1996: 243 ff.). So dient etwa ein Tagebuch oder ein Videofilm dazu, sich über Praktiken des Nachdenkens und Reflektierens ein Bild von anderen oder von sich selbst zu machen. Drittens können solche Dinge auch den Status von Erinnerungsobjekten einnehmen, mit denen die Personen Erfahrungen sammeln und verbinden (ebd.: 267 ff.). Erinnernde Gegenstände überwinden räumliche und zeitliche Distanzen, indem sie auf etwas Entferntes oder Vergangenes verweisen und umfassen zum Beispiel Fotosammlungen, Briefe oder Reiseandenken. Je mehr unterschiedliche biografische Bezüge ein Objekt in sich vereint, umso umfassender repräsentiert es die Geschichte einer Person und umso wichtiger ist es für seine Besitzerin und seinen Besitzer (ebd.). Viertens können persönliche Objekte schließlich in Zusammenhang mit Personifizierungspraktiken stehen, bei denen Gegenstände als soziale Interaktionspartner fungieren (ebd.: 252 ff.). Bei Jugendlichen geht es etwa darum, sich durch stillschweigendes Verstehen und Durchdenken der eigenen Empfindungen Trost bei Stofftieren oder Kissen zu suchen und so einen treuen Begleiter zu haben, der einen niemals verlässt oder enttäuscht. Dabei übernimmt das persönliche Objekt Qualitäten eines sozialen Anderen, dient quasi als Dialogpartner, bekommt so personenähnliche Eigenschaften zugesprochen und erhält nicht selten einen eigenen Namen (ebd.).

Insgesamt ist die Trennung zwischen den vier Funktionen analytisch, insofern persönliche Objekte mehrere dieser Bedeutungen gleichzeitig übernehmen können. Hier erwähnt Habermas auch Medien wie Festnetztelefon, Radio und Fernsehen als Gegenstände, die sich von symbolischen Objekten dadurch unter-

scheiden, dass sie transparent für viele verschiedenen Aussagen und Bedeutungszuweisungen sind. Medien können zu einem persönlichen Objekt werden, weil sie beispielweise Kontakte erleichtern oder sie werden als Träger spezifischer Daten, auch wegen ebendieser zum persönlichen Gegenstand gewählt (ebd.: 295).

Mit der Aneignung von persönlichen Objekten sind jeweils spezifische Handlungen verbunden, die sich in einem Spektrum zwischen öffentlichen und privaten Praktiken bewegen und die einen ritualisierten Charakter aufweisen können. Geht ein persönliches Objekt verloren, so verweist die Schwere des Verlustes auf die starke emotionale Bindung eines Menschen an den Gegenstand. Gleichzeitig werden persönliche Objekte gerade in Krisensituationen als untrennbarer Teil der Person erlebt (ebd.: 439).

Insgesamt verweisen die Erläuterungen darauf, dass persönliche Objekte zwischen der Besitzerin beziehungsweise dem Besitzer und der sozialen Umwelt auf ganz unterschiedliche Weise vermittelt und darüber die Gestaltung und Reflexion von Beziehungen und Identität vorangetrieben werden. Im Hinblick auf die Mediatisierung von Sozialisationsprozessen, so werden die nächsten Kapitel und insbesondere der empirische Teil des Buches zeigen, erfüllt vor allem das Mobiltelefon vielfältige Funktionen, die es als persönliches und emotional besetztes Artefakt für Jugendliche unverzichtbar machen.

Bis hierhin lässt sich festhalten, dass die Beziehungen von Jugendlichen kommunikationsbasierte und dynamisch verhandelte, egozentrierte Beziehungsnetze sind, in denen spezifische Regeln, Rituale und Strategien der Kommunikation zu Stabilisierungs- und Veränderungsprozessen ebenso wie zu Präsentations- und Reflexionsprozessen beitragen können. In einem weiteren Schritt geht es nun darum, herauszuarbeiten, welche Rolle insbesondere digitale Medien für die kommunikativen Praktiken spielen und welche beziehungsrelevanten Veränderungen sich im Zuge von Mediatisierungsprozessen ergeben.

2.3.2 Soziale Beziehungsnetze und digitale Medien

Massenmedien haben für die Gestaltung von sozialen Beziehungen und für soziale Vernetzungsprozesse schon immer eine wichtige Rolle gespielt haben: angefangen bei religiösen Schriften, über den Buchdruck, bis hin zu Fernsehen und Radio (Hipfl/Hug 2006). In der Kommunikationswissenschaft ist die Verknüpfung zwischen persönlichen Netzwerken und der Verbreitung von medialem Wissen erstmals im Konzept des „two-step-flow of communication“ beschrieben (Schenk 1984, 1995). Bei diesem Zwei-Stufen-Fluss der Massenkommunikation wird davon ausgegangen, dass die interpersonalen Interaktionswege und dabei vor

allem die so genannten Meinungsführer in sozialen Netzwerken eher zur Information und Meinungsbildung genutzt werden als die Massenmedien (ebd.).

Heute sind vor allem digitale Kommunikationsmedien wie Internet und Mobiltelefon auf besondere Weise mit der Konstitution, Aufrechterhaltung und Veränderung von Beziehungsnetzen verwoben. Manuel Castells spricht in diesem Zusammenhang von einer Weltgesellschaft als „Netzwerkgesellschaft“ (Castells 2002). Aktienmärkte, Fernsehsysteme oder mobile Kommunikationsgeräte sind als miteinander verbundene Knoten zu verstehen und bilden nach Castells offene, weltumspannende Netze, die grenzenlos expandieren und dabei weitere Knoten integrieren können. Die damit einhergehenden multidimensionalen Prozesse einer zunehmenden Globalisierung und Individualisierung resultieren in der Auflösung lokaler Gebundenheit und der Entstehung ortloser virtueller Räume sowie einer zunehmenden Fragmentierung kultureller Bedeutungen in Kommunikationsnetzwerken (Hepp et al. 2006; Kardorff 2006). Auch John Tomlinson geht von Globalisierungsprozessen aus und beschreibt in seinem Konzept der komplexen Konnektivität („complex connectivity“), wie transnational und mit digitalen Kommunikationstechnologien konstituierte Netzwerke zur Entbettung sozialer Beziehungen und zur gleichzeitigen Entstehung einer neuen globalen Nähe beitragen (Tomlinson 1999).

Diese und ähnlich angelegte Konzepte beschreiben also auf einer gesellschaftlichen Ebene, wie sich soziale Vernetzungsprozesse unter den Bedingungen von Globalisierung und Individualisierung fassen lassen. Die für die vorliegende Arbeit bedeutsamen, mediatisierten Kommunikationsprozesse in den konkreten Lebenswelten und den persönlichen Beziehungsnetzen der Menschen werden dabei aber eher vernachlässigt (Krotz 2006b). Hilfreich sind deshalb Überlegungen, die am sozialen Alltag der Menschen ansetzen und deren kommunikative Praktiken mit digitalen Medien in den Blick nehmen. Insbesondere Konzepte, die sich mit sozialen Vernetzungsformen im Internet und mit dem Mobiltelefon beschäftigen, liefern hierbei wichtige Hinweise.

Soziale Vergemeinschaftung im Internet

Überlegungen, die sich mit sozialer Vergemeinschaftung im Internet beschäftigen, verbinden soziologische Gruppen- und Gemeinschaftskonzepte mit Erkenntnissen zu sozialen Interaktionen im virtuellen Raum (Rheingold 2000; Thiedeke 2003). Die besonderen Strukturen und Kommunikationsweisen dieser Online-Beziehungen werden dabei oftmals in Abgrenzung zu den sozialen Gesellungsformen in der „realen Welt“ beschrieben. Demnach entstehen virtuelle Gruppen und Gemeinschaften in einem vorerst anonymen, virtuellen Raum, in dem sich räumlich weit voneinander entfernt lebende Individuen unterschiedlicher Herkunft

treffen, um sich über bestimmter Interessen auszutauschen (Deterding 2008). Der zunächst durch die fehlende physische Präsenz nicht vorhandene, gemeinsame Kontext konstituiert sich über zumeist textbasierte, asynchrone Kommunikationsformen wie Newsgroups, Instant Messenger Programme oder E-Mails (Höflich 2004; Kardorff 2006; Piotrowski 2006). Während sich virtuelle Gruppen (z. B. in thematisch fokussierten Chats) durch recht klare Außengrenzen, vorwiegend feste Mitgliedschaften und eine funktionale Spezialisierung auszeichnen, ist für virtuelle Gemeinschaften (z. B. Online-Rollenspiele) ein hohes Maß an Offenheit, Unverbindlichkeit und Heterogenität charakteristisch (Heintz 2003; Kardorff 2006; Rheingold 2000; Thiedeke 2003; Wellman 2003). Die jeweiligen Erwartungen und Regeln, die in diesen virtuellen Gruppen bzw. Gemeinschaften gelten, werden neben den Nutzerbedingungen häufig in der sogenannten „Netikette“, einer von den Beteiligten erstellten Auflistung an Verhaltens- und Höflichkeitsregeln, festgehalten (Goldman 2002; Strawbridge 2006). Die Diskussion um die sozialen Konsequenzen dieser virtuellen Vernetzungsformen dreht sich darum, ob virtuelle Beziehungen einen Ersatz für lokale Gemeinschaften darstellen oder ob sie deren Erosion beschleunigen sowie darum, ob Individuen eine vielstimmige öffentliche Sphäre konstituieren und daran teilhaben oder sich im Gegenteil abschotten und vereinsamen (Deterding, 2008).

Für die Fragestellungen dieses Buches sind die Überlegungen aus zweierlei Gründen nicht ausreichend. Erstens ist die Übertragung traditioneller, soziologischer Gruppen- bzw. Gemeinschaftsbegriffe auf das Internet problematisch, weil sie spezifische Strukturen und Kommunikationsweisen nahe legen, die für die Beschreibung der vielfältigen Online-Beziehungen nicht adäquat sind oder eben nur einen besonderen Ausschnitt dieser Beziehungsformen erfassen können (Ferchhoff/Hugger 2010; Gläser 2005; Stegbauer 2001, 2005). Demgegenüber ist es mit dem Begriff des „virtuellen Netzwerkes“ eher möglich, verschiedene Beziehungen zu berücksichtigen, die sich in einem Kontinuum zwischen unterschiedlichen Graden der Verbindlichkeit, Multilateralität (Vielseitigkeit) und Multiplexität (inhaltliche Breite) bewegen und entlang spezifischer Formen von Zugehörigkeit und Nähe sowie den damit einhergehenden Beziehungsmustern geordnet sind. Dabei setzen die im Internet etablierten Kommunikationsmuster an realweltlichen Beziehungspraktiken an, folgen aber dennoch eigenen Gesetzmäßigkeiten und eröffnen Handlungsoptionen, die über die Möglichkeiten ortsgebundener face-to-face-Kommunikation hinausweisen und ganz neue Interaktionsmöglichkeiten beinhalten können (Kardorff 2006; Wellman 2003).

Dies verweist zweitens darauf, dass im Zuge voranschreitender Mediatisierungsprozesse davon auszugehen ist, dass „reale“ und „virtuelle“ Netzwerke keineswegs nebenbeinander stehen und isoliert voneinander betrachtet werden

können. Vielmehr trägt die zunehmende Mediatisierung sozialer Interaktionen dazu bei, dass mediatisierte und nicht-mediatisierte Beziehungsformen immer mehr miteinander verschmelzen. So können beispielsweise im Internet neue Kontakte geknüpft werden, die sich später „face to face“ fortsetzen lassen, ebenso wie soziale Beziehungen aus realweltlichen Kontexten online weitergeführt werden können (Lee/Lee 2010; Matzat 2005; Rauchfuß 2003). Digitale Medien wie Computer und Internet stehen demnach als sichtbares Abbild für soziale Beziehungen, die bereits existieren, ebenso wie für die Möglichkeit, neue Kommunikationspotenziale über virtuelle Räume auszuschöpfen (Turkle 2008).

Vor dem Hintergrund dieser Argumente ist also von einem integrativen Verständnis auszugehen, bei dem dafür plädiert wird, dass soziale Vernetzungsprozesse in der Offline- und der Online-Welt untrennbar miteinander verwoben sind und darüber veränderte sowie neue Strukturen und Bedeutungen in sozialen Beziehungsnetzen entstehen. Statt von „virtuellen Netzwerken“ zu sprechen, soll in dieser Arbeit von kommunikationsbasierten Beziehungsnetzen ausgegangen werden, in denen sich face-to-face-Kommunikation mit unterschiedlichen Formen von Medienkommunikation vermischt. Dabei spielt nicht nur das Internet, sondern vor allem auch das Mobiltelefon eine bedeutsame Rolle.

Vernetzungsprozesse mit dem Mobiltelefon

Während es bei sozialer Vergemeinschaftung mit dem Internet eher um das Erweitern sozialer Beziehungsnetze geht, werden Vernetzungsprozesse mit dem Mobiltelefon vor allem entlang der bestehenden, realweltlichen Kontakte beschrieben. Hans Geser argumentiert, dass die Kommunikation mit dem Mobiltelefon die Allgegenwart primärer sozialer Bindungen verstärkt. Das heißt, jenseits zeitlicher, räumlicher und physischer Restriktionen haben Menschen die Freiheit, einander stets und umstandslos zu erreichen (Geser 2006). Dementsprechend werden sämtliche private und berufliche Beziehungen flexibel per Mobiltelefon organisiert und gepflegt, wobei ad-hoc Absprachen die Notwendigkeit terminlicher Vereinbarungen und zeitlicher Koordination reduzieren. Dabei erfordern diese flexiblen und hochindividualisierten Kommunikationspraktiken ein Neuverhandeln bisher geltender Normen und Regeln sowie neue Arrangements von Nähe und Distanz im sozialen Miteinander (Höflich 2005a). Dazu gehört beispielsweise die Frage, wo, wann und mit welcher Lautstärke telefoniert werden darf und wie man sich den unmittelbar Anwesenden, aber auch den Anrufenden gegenüber verhält (Licoppe 2008; Ling/Donner 2009: 107 ff.).

Über die kommunikativen Praktiken mit dem Mobiltelefon konstituieren sich demnach soziale Beziehungsnetze, die weniger auf stabilen, überindividuellen Verortungen und Regeln, sondern vielmehr auf fortlaufenden, personengebun-

denen, oftmals ritualisierten Interaktionen beruhen (Ling 2008a). Dabei trägt die Kommunikation mit dem Mobiltelefon zu sozialer Integration bei, weil bestehende Beziehungen kontinuierlich aufrechterhalten und vertieft werden können. Gleichzeitig existieren aber auch Tendenzen der Ab- und Ausgrenzung, insofern sich die mobil Kommunizierenden von Fremdem und Neuem abschotten können (Geser 2006). Sherry Turkle spricht in diesem Zusammenhang von einer „private media bubble“ (Turkle 2008: 122), die jeder Mensch bewohnt. Weil man sich damit überall hin bewegen und auf alle anderen beziehen kann, ohne das eigene Beziehungsnetz verlassen zu müssen, verbindet das Mobiltelefon wie kein anderes Medium das Erleben von Unabhängigkeit und Sicherheit. Dabei geht es nicht nur um die Mobilität der Handybesitzer, sondern vielmehr um die Allgegenwart von und dauerhafte Verbundenheit mit ihrem Beziehungsnetz, wobei das Mobiltelefon in enger Verbindung mit anderen kabellosen Kommunikationsgeräten und insbesondere dem Internet steht:

„With the diffusion of wireless access to the Internet, and to computer networks and information systems everywhere, mobile communication is better defined by its capacity for ubiquitous and permanent connectivity rather than by its potential mobility. [...] More important than communication on the move is the rise of moving communication patterns.“ (Castells et al. 2007: 248, 251).

Die Kommunikation mit dem Mobiltelefon trägt also zu neuen Arrangements sozialer Praktiken in raum-zeitlich neu konstituierten Kontexten bei und führt zu veränderten Formen interpersonaler Sozialität (Castells et al. 2007; Höflich 2005a).

Dies verweist aber auch darauf, dass Vernetzungsprozesse mit dem Mobiltelefon nicht nur auf einer funktionalen Ebene der Beziehungsorganisation stattfinden, sondern darüber hinaus hochgradig emotional besetzt sind (Turkle 2008; Vincent 2006). Die damit verbundenen kommunikativen Praktiken sind nicht neu, insofern bereits das Festnetztelefon benutzt wurde, um sich Sicherheit zu verschaffen. Dennoch verändert und verstärkt das Mobiltelefon diesen Zusammenhang, weil jedem beziehungsrelevanten Bedürfnis sofort nachgegangen werden kann. So werden emotionale Zustände über scheinbar bedeutungslose Gespräche oder Nachrichten, aber auch über die im Mobiltelefon gespeicherten und jederzeit abrufbaren Kontaktlisten, Nachrichten oder Fotos kontinuierlich erzeugt und aufrechterhalten. Erst die darüber etablierten Kommunikationsmuster (z. B. hastige Antworten auf kurze Nachrichten, Versenden von Bildern als kleines Geschenk) sowie das damit verbundene Erleben von Bestätigung und Sicherheit lassen das Gefühl real werden, in ein soziales Beziehungsnetz integriert zu sein (Taylor/Harper 2003; Turkle 2008). Joachim Höflich spricht in diesem Zusammenhang

auch von Medien, mit denen sich eine hohe soziale Präsenz oder elektronische Nähe erzeugen lässt (Höflich 1996: 72 ff.). Medien mit einem hohen Grad an sozialer Präsenz ermöglichen das Übermitteln verbaler und nonverbaler Elemente der Kommunikation und erfüllen darüber hinaus auf spezifische Weise die auf Nähe gerichteten Kommunikationsbedürfnisse der Kommunizierenden (ebd.)

Neben der funktionalen und emotionalen Bedeutung fungiert das Mobiltelefon zudem als symbolträchtiges Modeobjekt. Damit verbunden sind Bestrebungen, die sich auf cool-sein und Selbstbestätigung sowie die damit einhergehende Artikulation der Persönlichkeit in einem sozialen Gefüge richten (Fortunati 2005a; Katz/Sugiyama 2005). Das Mobiltelefon dient hierbei nicht nur als essenzieller Gebrauchsgegenstand im Alltag, sondern eben auch als individuelles Schmuckstück und ästhetisches Accessoire, über das soziale Kohäsion erzeugt wird. Wo am Körper man welches Handymodell auf eine bestimmte Art und Weise trägt und auf der „Vorderbühne“ des sozialen Lebens (Goffman 1983; Höflich 2001) zur Schau stellt, kann demnach als Ergebnis eines Vermittlungsprozesses zwischen dem Bestreben nach sozialer Zugehörigkeit und dem Bedürfnis nach individueller Distinktion verstanden werden. Insbesondere mit Blick auf Jugendliche ist davon auszugehen, dass sie ihr Mobiltelefon benutzen, um sich selbst in ihrem Beziehungsnetz zu präsentieren. Dafür offeriert das Mobiltelefon vielfältigere und individuellere Artikulationsmöglichkeiten als jedes andere Artefakt der Jugendkultur (Ling 2004), wie später noch zu sehen sein wird.

An dieser Stelle lässt sich festhalten, dass das Mobiltelefon auf einzigartige Weise das soziale Leben seiner Besitzer widerspiegelt und Reflexionen darüber zulässt, wer sie oder er für sich selbst und für andere sein möchte. Damit ist die Bindung der Menschen an ihr eigenes Mobiltelefon nicht das Ergebnis einer exklusiven Beschäftigung mit der Technologie, sondern es sind eher die Beziehungen zu anderen sowie die damit verbundenen Erwartungen und Erfahrungen, die den Anstoß zur persönlichen, emotionalen Bindung der Nutzer an ihr Handy geben (Vincent 2006, 2010).

2.4 Zwischenfazit

Insgesamt hat das Kapitel zu Beziehungen, Sozialisation und Medien dreierlei deutlich gemacht, worauf die folgenden Argumentationen zur Mediatisierung von Sozialisation im Jugendalter aufbauen werden.

Erstens können Menschen überhaupt nur dann Beziehungen eingehen und verhandeln, wenn sie in der Lage sind, die eigenen Ansichten und persönlichen Handlungen auf die Perspektive anderer Menschen und deren Handlungen zu beziehen. Über die dabei stattfindenden inneren und äußeren Prozess der Kom-

munikation entstehen soziale Interaktionen, die grundlegend sind, um Beziehungen zu gestalten. Insbesondere im Jugendalter, so wurde weiter argumentiert, entwickelt sich diese sozial-kognitive Fähigkeit und damit auch das Bedürfnis von Jugendlichen, ihre Beziehungen neu zu verhandeln. Vor dem Hintergrund individueller und gesellschaftlicher Bedingungen differenzieren sie ihre Peer-Beziehungen aus, gehen beste Freundschaften und erste partnerschaftliche Beziehungen ein, verhandeln die Beziehung zu den Eltern neu und bewegen sich in jugendkulturellen Gemeinschaften und Szenen. Dabei zeichnen sich die Beziehungen durch unterschiedliche kommunikative Aushandlungen aus und erfüllen eine spezifische Funktion im Sozialisationsprozess. Darüber hinaus haben die Erläuterungen zum Verhältnis von Gesellschaft, Beziehungen und Identität gezeigt, dass sich die Bedeutung von Beziehungen als Ressource für die Herausbildung von Identität verändert hat. Indem Identitätsarbeit zu einem lebenslangen Prozess der Umsetzung und kohärenten Integration von Identitätsprojekten geworden ist, sind soziale Beziehungen mehr denn je erforderlich, um Orientierungen zu liefern und Rückhalt zu bieten.

Zweitens wurde darauf verwiesen, dass die sozialen Beziehungen von Jugendlichen nicht voneinander separiert verhandelt werden, sondern über kommunikative Aushandlungsprozesse miteinander verbunden sind. Zur theoretischen Fundierung dieser Argumentation wurden Konzepte herangezogen, die soziale Beziehungen aus einer relationalen Perspektive als offene, dynamisch verhandelte und auf Kommunikation basierende Netzwerke fassen. Die Interaktionen in diesen sozialen Beziehungsnetzen tragen zur Festigung, aber auch Veränderung von beziehungsrelevanten Bedeutungen und Strukturen bei. Wie vielfältig diese Interaktionen sind und welche grundlegende Rolle sie für das soziale Miteinander spielen, haben die Erläuterungen zur Reziprozität und insbesondere zum Schenken sowie zu Strategien der Selbstpräsentation und der Aneignung persönlicher Objekte gezeigt. Hier wurde darauf hingewiesen, dass typisierte und ritualisierte Interaktionen das Handeln der Menschen erleichtern, aber ebenso Potenziale für neue Bedeutungszuweisungen bereithalten.

Schließlich wurden diese Überlegungen als Ausgangspunkt benutzt, um in einer ersten Annäherung aus historischer Perspektive zu beschreiben, wie digitale Medien die Kommunikation in den Beziehungen der Menschen durchdringen und damit auch zu einem Wandel von Beziehungsnetzen beitragen können. Mit einem integrativen Verständnis war es möglich, herauszuarbeiten, dass insbesondere die Kommunikation im Internet und mit dem Mobiltelefon dazu beiträgt, dass sich die Kontexte von beziehungsrelevanten Interaktionen verändern, ebenso wie sich die Praktiken und Erwartungen der Menschen im Hinblick auf Beziehungen wandeln. Während die Kommunikation im Internet eher dazu beiträgt,

neue Beziehungen einzugehen und bestehende Relationen zu stabilisieren, werden mit dem Mobiltelefon flexible und zum Teil hoch emotional besetzte Kommunikationspraktiken realisiert. Darüber hinaus hebt sich das Mobiltelefon von allen anderen Medien ab, weil es als persönliches Accessoire benutzt werden kann, mit dem sich Personen in einem sozialen Gefüge präsentieren.

An diese Erkenntnisse soll nun das folgende Kapitel 3 zur Mediatisierung von Sozialisation und dem damit verbundenen Wandel von Beziehungen im Jugendalter angeschlossen werden. Bezugnehmend auf den Metaprozess der Mediatisierung und unter Zuhilfenahme anschlussfähiger kommunikationswissenschaftlicher, soziologischer und sozialisationswissenschaftlicher Konzepte wird herausgearbeitet, welche Rolle digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon für die Veränderung der Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse von Sozialisation spielen.

3 Mediatisierung von Sozialisation im Jugendalter

„Sozialisation ist ohne Medien heute nicht mehr denkbar, sie erfolgt unter dem Vorzeichen eines aktiven Subjekts, das sich von klein auf mit den Medien auseinandersetzt, sie zielgerichtet nutzt und sich ihrer bedient, um seinen Alltag zu gestalten, das Wert- und Normgefüge seines sozialen Umfeldes, seine Persönlichkeits- und Lebenskonzepte zu prüfen, zu erweitern, zu revidieren.“
(Theunert/Schorb 2004: 217)

Diese Aussage von Helga Theunert und Bernd Schorb steht beispielhaft für all jene Theorien und Konzepte, die sich darüber einig sind, dass Medien als ein untrennbarer Bestandteil der sozialen und gesellschaftlichen Wirklichkeit und der Umgang mit ihnen als Element sozialer Alltags- und Handlungspraxis verstanden werden muss. Jugendliche nehmen Medien in ihren Gebrauch, um sich zu orientieren, ihren Alltag und ihre sozialen Beziehungen zu gestalten und so an ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu arbeiten (Theunert/Schorb 2010).

Auch wenn bis heute nicht *die* Mediensozialisationstheorie existiert¹⁶, betonen sozialisationstheoretische und kultursoziologische Zugänge vor allem drei Bereiche, über die sich Sozialisation mit Medien fassen lässt. Sozialisation mit Medien findet erstens im Kontext von sozialer Umwelt und Gesellschaft statt und bezieht sich zweitens auf das Aushandeln von Bedeutungen und auf Sinnzuweisungen. Drittens beinhaltet Sozialisation mit Medien wichtige Ressourcen, birgt aber ebenso Risiken für das sich entwickelnde Individuum. Diese drei Bereiche sollen im Folgenden ausführlich erörtert und im Hinblick auf den medienbezogenen Wandel von Sozialisation aus historischer Perspektive verdichtet werden. Dazu werden zunächst die Sozialisationsbedingungen in den Blick genommen, bevor dann die Sozialisationsprozesse und schließlich die Sozialisationsergebnisse im Mittelpunkt stehen. Es wird sich zeigen, dass sich über die Digitalisierung und Konvergenz der Medien nicht nur die Rahmenbedingungen von Sozialisation

¹⁶ Ausführlicher zur Diskussion um eine Mediensozialisationstheorie vgl. Hoffmann/Mikos 2007.

verändern, sondern auch andere und neue Kommunikationspraktiken entstehen, die für soziale Beziehungen grundlegend sind.

3.1 Mediatisierung der Sozialisationsbedingungen

Um die Rolle von Medien als bedeutsame Sozialisationsbedingungen zu fassen, ist in der Literatur häufig von Sozialisationsinstanzen die Rede (vgl. u. a. Fritz et al. 2003; K. Hurrelmann 2007; Mikos 2004b). Mit dem Begriff verbunden ist die Zuweisung eines mehr oder weniger beabsichtigten Einflusses von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, alltäglichen Kontexten und Personen auf Heranwachsende und ihre Sozialisation. Während Familie und Schule als primäre bzw. sekundäre Instanzen gelten, wird den Medien, und häufig in demselben Atemzug auch den Gleichaltrigen-Beziehungen, der Status tertiärer Sozialisationsinstanzen oder -agenturen zugeschrieben (Hajok 2006; K. Hurrelmann 2002: 32 ff.; Vollbrecht 2003). Als „heimliche Miterzieher“ (B. Hurrelmann et al. 1996) würden sie keine explizite Sozialisationsaufgabe erfüllen, sondern in dem Maße indirekte Sozialisationseffekte befördern, in dem sich Jugendliche auf sie einlassen.

Diese Überlegungen zu Medien als einer dritten, von anderen separierbaren Sozialisationsinstanz sind vor dem Hintergrund des derzeit stattfindenden Mediatisierungsschubes aus mehreren Gründen nicht mehr haltbar. Erstens wachsen Jugendliche in gesellschaftlichen Kontexten auf, die hochgradig mediatisiert sind. Dabei spielen Globalisierungs-, Individualisierungs- und Kommerzialisierungsprozesse, die im Zusammenhang mit Mediatisierungstendenzen stehen, eine wichtige Rolle. Zweitens sind Medien nicht nur auf gesellschaftlicher Ebene sozialisationsrelevant, sondern durchdringen auch den unmittelbaren Alltag, in dem sich Jugendliche bewegen. Und drittens wandeln sich über Mediatisierungsprozesse auch die Rollen und Funktionen der am Sozialisationsprozess beteiligten Personen und Institutionen, zu denen vor allem Eltern und die Schule gehören.

Diese drei Bereiche der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, der alltäglichen Kontexte sowie der am Sozialisationsprozess beteiligten Personen und Institutionen werden im Folgenden als für Jugendliche höchst bedeutsame Sozialisationsbedingungen vorgestellt und vor dem Hintergrund von medienbezogenen Wandlungsprozessen aus historischer Perspektive reflektiert.

3.1.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Sozialisation, so wurde bereits erläutert, vollzieht sich im Wechselspiel zwischen individuellen und gesellschaftlichen Faktoren, wobei Medien als ein untrennbarer Bestandteil dieser gesellschaftlichen Faktoren und als eine Grundform der Wirk-

lichkeit zu verstehen sind (Theunert/Schorb 2004). Ben Bachmair spricht in Anlehnung an Raymond Williams Konzept der „cultural forms“ (Williams 2003)¹⁷ auch von „kulturellen Figurationen“, um auf die Verwobenheit von Gesellschaft, Kultur und Medien hinzuweisen (Bachmair 2007). Die Sozialisation mit Medien vollzieht sich laut Bachmaier in der kulturellen Figuration der entwickelten Industriegesellschaft, wobei die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen innerhalb der spezifischen Kulturform einer medial vermittelten Massenkommunikation im Mittelpunkt steht (ebd.: 69 f.). Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen Jugendliche heute aufwachsen, sind durch fortschreitende Prozesse der Globalisierung, Individualisierung und Kommerzialisierung gekennzeichnet, die auf je spezifische Weise mit Mediatisierungsprozessen verwoben sind.

Globalisierung bezieht sich vor allem auf eine zunehmend überstaatliche und überregionale Ausrichtung der Wirtschaft (Krotz 2008b). Dazu gehört die weltweite Vernetzung von Waren-, Dienstleistungs-, Kapital-, Arbeits- und Informationsmärkten, die vor allem in den westlichen Industriestaaten stattfindet. Vorangetrieben werden diese Entwicklungen durch die enorme Verbilligung und Beschleunigung der Transport- und Kommunikationsmittel sowie durch technologische Innovationen im Bereich der Mikroelektronik und Computernetze (U. Beck 1986; Ferchhoff 2007: 64 ff.). Indikatoren für diese zunehmende, durch Medien vorangetriebene, wirtschaftliche Verflechtung der Welt sind transnationale Unternehmen, die weltweit agieren oder neue technische und ökonomische Vernetzungstypen, die zusammen mit neuen Kommunikationskanälen neue gesellschaftliche Strukturen und Abhängigkeiten schaffen sowie veränderte Vorstellungen von Raum und Zeit in Bezug auf Transporttechnologien bedingen (Castells et al. 2007; Krotz 2005c: 31 ff.). Soziale Ausdrucksformen dieses Globalisierungsprozesses beziehen sich dann zum Beispiel darauf, dass Medienereignisse wie die Fußballweltmeisterschaft oder der Tod von Prinzessin Diana hunderte Millionen von Menschen vor dem Fernsehbildschirmen versammelt oder dass Kindheit und Jugend in allen industrialisierten Ländern durch Medieninhalte und -formate wie Pokémon, SimCity oder Harry Potter geprägt sind (Krotz 2008b).

17 Unter einer „cultural form“ versteht Raymond Williams im Sinn heutiger Sprachsoziologie eine kommunikative Gattung wie eine Quizsendung oder eine Talkshow. Das besondere an Williams Verständnis ist die Lokalisierung dieser kulturellen Form im Spannungsverhältnis zwischen kollektivem Modus und individuellem Projekt. Kulturelle Formen sind als konventionelle Handlungsmuster Gemeinbesitz, den sich Produzenten und Rezipienten teilen. Sie sind aber auch individuelle Projekte, insofern immer, wenn auch in Grenzen, individuelle Variationen und Neugestaltungen möglich sind (Hepp 2010: 49 ff.; Williams 2003).

Darüber hinaus steht diese ökonomisch bedingte Globalisierung mit dem sozial bedeutsamen Prozess der **Individualisierung** in Verbindung. Das heißt, die beschriebenen Globalisierungsprozesse tragen zu einem Aufweichen soziokultureller Einbindungen sowie einem Loslösen der Menschen aus traditionell-vertrauten Kollektiven bei. Norbert Elias spricht in diesem Zusammenhang von sozialen Figurationen, die sich im Zusammenleben der Menschen ergeben und in denen eine spezifische Wir-Ich-Balance hergestellt wird (Elias 1987). Durch sozioökonomische Differenzierungsprozesse, so Elias, verschiebt sich diese Balance weg von den Wir- und hin zu den Ich-Identitäten, was zur Entstehung eines, von der Außenwelt entfremdeten, in sich geschlossenen Menschen (*homo clausus*) beiträgt (ebd.). Individualisierung bezieht sich demnach auf einen gesellschaftlichen Prozess, der auf der einen Seite mit Autonomie, Entscheidungsfreiheit und Flexibilität in der Lebensgestaltung verbunden ist, auf der anderen Seite aber auch mit grundlegenden Selbstgestaltungszwängen einhergeht (U. Beck 1986; U. Beck/Beck-Gernsheim 1994b; Giddens 1994). Beispielsweise war die Lebensplanung und Lebensführung in früheren Zeiten durch die Einbindung der Menschen in sozialstrukturelle Rahmenbedingungen weitestgehend festgelegt, womit gleichzeitig auch die vorläufige Richtung für Entscheidungen bezüglich Wohnort, Beruf, Familie und Freundeskreis oder Freizeit vorgegeben war. Heute sind diese Fragen der alltäglichen Lebenspraxis durch entscheidungsintensive Handlungsalternativen gekennzeichnet, die sich durch mediale Angebote noch weiter aufzweigen und diversifizieren und zwischen denen jeder Einzelne immer wieder neu wählen muss.

Dennoch sind Globalisierungs- und Individualisierungsprozesse nicht nur mit Entwurzelung und Vereinzelung verbunden, sondern ermöglichen auch neue Formen sozialer Integration. Digitale Medien spielen bei diesen veränderten Integrationsmechanismen eine zentrale Rolle. Beispielsweise ermöglicht die eben erwähnte Inszenierung globaler Media Events neue Formen sozialer Vergemeinschaftung (Coudry et al. 2010), und über mediatisierte interpersonale Kommunikation, etwa per Chat im Internet, können neue Kontakte geknüpft und aufrechterhalten werden (U. Beck/Beck-Gernsheim 1994a; Ferchhoff 2007: 76; Hitzler et al. 2008; Keupp et al. 2000). Hier wird deutlich, dass es bei den sozialen Auswirkungen von Globalisierungs- und Individualisierungstendenzen nicht allein um ein Mehr oder Weniger von gesellschaftlicher Integration der Individuen geht, sondern darum, dass andere Formen von Integration entstehen und neue Voraussetzungen dafür geschaffen werden (Krotz 2002: 196).

Schließlich stehen Individualisierung, aber auch Globalisierung und Mediatisierung in besonderer Relation zum Metaprozess der **Kommerzialisierung**, den Friedrich Krotz als eine, allen anderen Metaprozessen zugrundeliegende Basis-

entwicklung bezeichnet (Krotz 2006b: 35 ff.). Kommerzialisierung bezieht sich darauf, dass alle Bereiche des menschlichen Lebens zunehmend ökonomisch eingebunden sind. Das gilt für das Überwinden von Distanzen zwischen Wohn- und Arbeitsort, für die Gestaltung von Freizeitaktivitäten und die Teilhabe am kulturellen Leben. Insbesondere die zwischenmenschliche Kommunikation, die zunehmend mit dem Mobiltelefon und über das Internet stattfindet, erfordert finanzielle Ressourcen. Insofern steht auch der Kommerzialisierungsprozess in enger Verbindung mit Mediatisierungstendenzen und nimmt Einfluss darauf, wer auf welche Weise in verschiedenen sozialen Handlungsbereichen agieren kann (ebd.).

Insgesamt handelt es sich bei den beschriebenen Entwicklungen um Transformationsprozesse, die Potenziale zur Integration bereithalten und ebenso Gefahren von Desintegration bergen. Digitale Medien spielen dabei eine zentrale Rolle, weil sie die beschriebenen gesellschaftlichen Metaprozesse maßgeblich prägen und weil sie für die Kommunikation der Menschen und damit für ihre soziale Integration immer wichtiger werden (Krotz 2002).

Wie lassen sich nun diese **gesellschaftlichen Metaprozesse aus der Perspektive von Jugendlichen** beschreiben und welche Rolle spielen sie für den Wandel der Sozialisationsbedingungen?

Jugendliche wachsen heute in gesellschaftlichen Kontexten auf, die sich entlang ausdifferenzierter, mediatisierter Lebenswelten und einer Vielzahl an distinkten Wissens-, Relevanz- und Kommunikationsstrukturen konstituieren. Aktuelle Jugendstudien zeichnen in diesem Zusammenhang das Bild einer pragmatischen Generation, der unzählige Möglichkeiten der Lebensgestaltung offenstehen, die aber auch einem großen Anforderungsdruck ausgesetzt ist und versuchen muss, in einer globalen Welt Ordnungsstrukturen und Orientierungsmöglichkeiten zu finden (Gille et al. 2006; Shell Deutschland Holding 2006; 2010; Zinnecker et al. 2002). Jugendliche nehmen heute schon sehr frühzeitig und intensiv an zentralen gesellschaftlichen Lebensbereichen teil, wobei ihnen große Spielräume bei der Selbstverwirklichung und eine hohe Kompetenz zur Eigenverantwortlichkeit eingeräumt werden. Eigenständige Entscheidungen in den Bereichen Schule, Beruf und Zukunft sowie die umfangreiche Teilhabe am Konsum-, Freizeit- und Medienmarkt gehören dazu und befördern ein Leben in eigener Regie (Ferchhoff 2007: 266 ff.). Dabei halten sich die Mädchen und Jungen alle Möglichkeiten offen, die sich ihnen bieten, experimentieren, ohne sich endgültig festzulegen, und leben betont gegenwartsorientiert.

Digitale Medien eröffnen in diesem Zusammenhang neue Kommunikations- und Handlungsspielräume und erweitern bzw. diversifizieren die Lebenswelten von Jugendlichen. So wird der Freizeitbereich zunehmend medial durchdrungen

und ist konsumorientiert, weil immer mehr Aktivitäten einen Bezug zu Medien aufweisen und Geld kosten. Dazu gehören sportliche Aktivitäten mit der „Wii Konsole“¹⁸ oder Karaoke-Spiele, ebenso wie Kinobesuche, LAN-Partys oder Musikkonzerte. Gleichzeitig ist das Verabreden zu diesen Aktivitäten mediatisiert und wird mit dem Mobiltelefon oder per Internetchat realisiert.

Darüber hinaus werden Lebensstile und Alltagsästhetiken mit Markenprodukten und Medienkampagnen in Verbindung gebracht, die als Ersatz für jugendkulturelle Symbole und Ideen dienen sollen. Beispielsweise wird die eigentlich eher alternativ ausgerichtete Jugendkultur der Punks immer wieder als Ausgangspunkt für Modetrends benutzt, die dann von global agierenden Textilkonzernen verkauft werden (Ferchhoff 2007: 84).

Des Weiteren stellen Medien umfangreiche Orientierungsangebote bereit, über die sich Jugendliche Wissen aneignen und mit denen sie Vorstellungen von Beziehungen oder beruflicher Zukunft entwickeln. Bestes Beispiel hierfür sind international und medienübergreifend vermarktete Castingshows wie „Germanys Next Topmodel“ oder „Deutschland sucht den Superstar“, die Jugendlichen die Chance suggerieren, quasi über Nacht erfolgreich und berühmt werden zu können (Keppler 2010; Klaus/O'Connor 2009).

Insgesamt ist das, was Jugendliche heute über ihren Alltag, ihre Beziehungen und ihre Zukunft wissen, was sie sich wünschen und wie sie in diesem Zusammenhang handeln, immer auch von Medien durchdrungen. Dabei tragen Medienindustrie und Werbemarkt zu einer massiven Kommerzialisierung jugendkultureller Interessen und Ausdrucksformen bei und befördern die mediale Durchdringung der Erlebnis- und Freizeitwelten (Süss 2004: 49 ff.). Für Jugendliche eröffnen sich darüber einerseits zahlreiche neue Möglichkeiten der Vernetzung mit anderen sowie Chancen der Selbsterprobung und des Selbstaudrucks. Andererseits sind junge Menschen heute vielfältigen Erwartungs- und Drucksituationen ausgesetzt, für die es nicht immer ausreichend Pufferzonen und Ventile gibt. Dazu gehört der über Peer-Beziehungen ausgeübte Konformitätsdruck ebenso wie Konsum- oder Entscheidungszwänge, die sich aufgrund unzähliger Wahlmöglichkeiten in persönlichen und sozialen Bereichen ergeben. Die sich darüber konstituierenden ambivalenten Erwartungshaltungen und individualisierten Lebensvorstellungen

18 Die Wii ist eine Videospiele-Konsole des japanischen Unternehmens Nintendo. Sie verfügt über einen Controller, der einer Fernbedienung ähnelt und über eingebaute Bewegungssensoren verfügt. Diese registrieren die Position und die Bewegungen des Controllers im Raum und übertragen die realen Bewegungen der Spielenden in Bewegungen auf dem Bildschirm. Beliebte sind vor allem Spiele, in denen mehrere Personen gegeneinander treten, wie z. B. in Sportspielen.

der Jugendlichen prallen so auf gesellschaftlich globalisierte und mediatisierte Rahmenbedingungen, die kaum einen Lebens- und Sinnzusammenhang mehr bieten oder stützen.

An dieser Stelle lässt sich also aus historischer Perspektive schlussfolgern, dass sich die Sozialisationsbedingungen im Jugendalter verändern, weil gesellschaftliche Prozesse wie Globalisierung und Individualisierung zunehmend von Medien durchdrungen werden und ökonomisch eingebunden sind. Dabei entstehen neue Möglichkeiten und Freiheiten, aber auch Zwänge und Begrenzungen im Hinblick auf die Gestaltung sozialer Beziehungen im Jugendalter.

3.1.2 Alltägliche Kontexte

Neben der Mediatisierung sozialisationsrelevanter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen wandeln sich die alltäglichen Kontexte, in denen sich Jugendliche bewegen. Dabei gehören vor allem Schule, Familie und Freizeit zum unmittelbaren Alltag von Jugendlichen. Um zu beschreiben, auf welche Weise digitale Medien diese alltäglichen Kontexte von Jugendlichen durchdringen, gilt es zunächst zu klären, was unter Alltag zu verstehen ist, bevor dann der Bezug zu Medien und zu jugendspezifischen Alltagsbereichen hergestellt wird.

Mit Blick auf die *konzeptuelle Bestimmung von Alltag* und vor dem Hintergrund einer handlungstheoretisch orientierten Kommunikationswissenschaft bezeichnen Friedrich Krotz und Tanja Thomas Alltag als einen Modus sozialen Handelns und als einen Bezugsrahmen, in dem die Menschen unter ihren Lebensbedingungen Wandlungsprozesse bewältigen (Krotz/Thomas 2007: 32 f.). In Anlehnung an die Überlegungen von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (Schütz/Luckmann 1979) sowie von Norbert Elias (1978) verstehen sie Alltag als kommunikativ konstituiert und streichen heraus, dass allgemein akzeptierte Wissensbestände, Regeln und Typisierungen die Kommunikation und das Handeln der Menschen erleichtern. Dazu gehört etwa die Bestimmung des Alltags durch seine Körperlichkeit oder das alltägliche Kommunikationsnetz, in dem die Menschen auf der Basis vertrauter Konventionen leben (Krotz 2007: 109).

Bezogen auf die Bedingungen von Sozialisation ist Alltag einerseits kulturell und gesellschaftlich bestimmt, weil Jugendliche in eine existierende Welt mit bestehenden Handlungsmustern hineingeboren werden. Andererseits ist Alltag aber auch individuell bedingt, insofern man die darin verankerten universellen Wissensbestände und Praktiken erst erlernen muss. Alltag ist folglich als ein Bereich zu verstehen, der zwischen Individuen und deren unmittelbaren Handlungsbereichen einerseits und Kultur und Gesellschaft andererseits vermittelt (Krotz/Thomas 2007: 39).

Im Zuge von Mediatisierungsprozessen verändert sich dieser kommunikativ konstituierte Alltag mit seinen Typisierungen und Selbstverständlichkeiten auf zweifache Weise. Erstens ist von einer zunehmenden thematischen Alltagsorientierung in den Medien auszugehen. Das heißt, Medien wie das Fernsehen und das Radio, aber auch das Internet benutzen den Alltag immer häufiger als ein Thema und als Anknüpfungspunkt, auf den sie sich in ihren Inhalten beziehen (Krotz 2007: 110 ff.). Dabei dienen alltägliche Sinnzusammenhänge als Grundlage für neue Sendungen, und es werden unterschiedliche Zielgruppen angesprochen, die sich für spezifische Alltagsszenarien in den Medien begeistern sollen. Vor allem Daily Talks und Daily Soaps stehen für diese Alltagsbezogenheit der Medien. Gleichzeitig richten die Menschen selbst ihr Alltagshandeln an den Angebotsrhythmen der Medien aus, indem sie sich beispielsweise jeden Tag im Vorabendprogramm eine Serie anschauen und erst danach zu Abend essen (ebd.). Alltag wird also zunehmend medial inszeniert und zugleich in Abhängigkeit von den Medien gestaltet (Neverla 2010). Zweitens konstituieren sich veränderte und neue mediale Aneignungsweisen, mit denen die Menschen alltägliche Bedürfnisse befriedigen und Probleme lösen. Hier bietet vor allem das Internet neue Orientierungs- sowie Handlungs- und Interaktionsmöglichkeiten, um beispielsweise auf recht einfachem und relativ anonymem Weg sexuelle Bedürfnisse zu befriedigen, die sonst tabuisiert sind (Krotz 2007: 112 f.).

Insgesamt verändert sich also Alltag im Zuge von Mediatisierungsprozessen, weil Menschen neue Rollen übernehmen und auf andere Weise kommunizieren. Dabei wandeln sich nicht nur ihre sozialen Orientierungen und Einbettungen, sondern es verändert sich auch ihr Selbstverständnis (Thomas/Krotz 2008). Für Jugendliche sind diese Wandlungsprozesse höchst relevant, weil sie digitalen Medien besonders offen gegenüber stehen und weil sie sich bei der Beziehungsgestaltung neue Alltagskontexte erschließen.

Um zu beschreiben, auf welche Weise *Medien in den Alltag von Jugendlichen eingebunden* sind, wurde bisher das Konzept der „medienökologischen Zonen“ herangezogen. In diesem Konzept, das vor allem von der Forschergruppe um Dieter Baacke entwickelt wurde, steht die räumliche Einbettung von Kommunikation mit Medien im Mittelpunkt (Baacke 1989; Baacke et al. 1990; Ganguin/Sander 2005). Es wird davon ausgegangen, dass sich die Lebenswelten von Jugendlichen in soziale „Zonen“ unterteilen lassen, in denen unterschiedliche Beziehungen eine Rolle spielen und in denen jeweils eine bestimmte Medienausstattung vorherrscht. Dabei wird das „ökologische Zentrum“ des Zuhauses und der Familie als der Bereich verstanden, in dem die umfangreichste Medienausstattung vorliegt und ein eher spontaner und freizeitorientierter Mediengebrauch stattfindet. Der „ökologische Nahraum“ der häuslichen Nachbarschaft

und die durch funktionsspezifische Beziehungen geprägten „ökologischen Ausschnitte“, zu denen Schule oder Vereine gehören, sind weniger medial geprägt. In der äußersten, als „ökologische Peripherie“ bezeichnete Zone, die sich auf Urlaubs- und Ausflugsorte bezieht, finden sich mehr oder weniger medienzentrierte Einkaufs- und Freizeiteinrichtungen wie Kinos, Bibliotheken, Restaurants oder Fitness-Studios. Im Prozess der Sozialisation drängen Jugendliche nach außen und erschließen sich die sozialen Beziehungen und die Medien, die in den jeweiligen Zonen verankert sind (Vollbrecht et al. 1997).

Diese räumliche Einbettung der Mediennutzung lässt sich vor dem Hintergrund von Mediatisierungsprozessen so nicht mehr aufrechterhalten. Das heißt, mit den Möglichkeiten digitaler Medien können soziale Interaktionen und Kommunikationsformen, in denen Medien eine Rolle spielen, nicht mehr eindeutig auf Orte und Zeiten bezogen oder in abgrenzbare Zonen separieren werden, wie dies im medienökologischen Ansatz beschrieben wird. In diesem Zusammenhang betont bereits Joshua Meyrowitz, dass sich soziale Situationen und Verhaltensweisen in einer Gesellschaft verändern, wenn neue Kommunikationsmedien eingeführt werden (Meyrowitz 1990: 84 ff.). Soziale Situationen lassen sich nicht mehr über das Verhalten an konkreten physischen Orten definieren, sondern müssen als Informationssysteme gefasst werden, die Zugangsmuster zu sozialen Informationen und zum Verhalten anderer Menschen darstellen (ebd.).

Im Zuge der Digitalisierung und Konvergenz der Medien ist von räumlichen, aber auch zeitlichen Entgrenzungs- und Integrationsprozessen auszugehen, bei denen dauerhaft verfügbare Medieninhalte an immer mehr Orten präsent sind und immer mehr Orte miteinander verbinden (Krotz 2001: 17 ff.). Zudem sind Medien auf sozialer Ebene in ihrer Sinnggebung entgrenzt, weil sie auf Produzenten- wie auf Nutzerseite immer mehr Kontexte, Situationen, Motive und Absichten zulassen und verbinden. Diese Entgrenzungsprozesse führen gleichzeitig zu einer durch Medien ermöglichten Integration, die in bisher getrennt voneinander praktizierten Kommunikationsformen und medienübergreifenden Kommunikationspraktiken zum Ausdruck kommt (Krotz 2001). Auf die darüber entstehenden komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen sowie auf neue Formen von Medienkommunikation wird später noch ausführlicher eingegangen. An dieser Stelle geht es darum, dass sich die für Jugendliche relevanten Sozialisationsbedingungen verändern, weil sich die alltäglichen Situationen und Konstellationen wandeln, in denen Medien eine Rolle spielen. Es entsteht ein veränderter Alltag, weil digitale Medien wie Internet oder Mobiltelefon in ihrem Zugang und ihrer Nutzung weder räumlich, noch zeitlich fixiert sind und gleichzeitig neue Formen sozialer Integration ermöglichen. Joachim Höflich spricht in diesem Zusammenhang von „Medienrahmen“. Bezugnehmend auf Goffmans „Rahmen-

Analyse“ (Goffman 1993) versteht er darunter eine medial geschaffene Umgebung, in die kommunikative Aktivitäten eingebunden sind:

„Ein Medienrahmen umfasst mit anderen Worten jene sozialen Situationen, in denen sich die Kommunikationspartner befinden, wenn sie ein bestimmtes Kommunikationsmedium verwenden und insbesondere, wenn sie über dieses Medium verbunden sind.“ (Höflich 2004: 148)

Die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Medienrahmens sind in gewisser Weise durch die technischen Potenziale des Mediums vorgegeben, werden jedoch erst über die Ausgestaltung dieses Rahmens durch die Beteiligten handlungsrelevant. Ein Medienrahmen beinhaltet also soziale Arrangements, insofern er wie jede soziale Angelegenheit mit Erwartungen und Regeln verbunden ist (Höflich 2004, 2005a). Dementsprechend lassen sich Medienrahmen unterscheiden, die sich beispielsweise mit dem Telefon oder mit dem Computer konstituieren (Höflich 1996, 2003). Bei der Kommunikation mit dem Mobiltelefon entsteht ein kommunikativer Raum, bei dem sich die miteinander Kommunizierenden nicht an einem Ort befinden müssen und zudem selbst in Bewegung sein können (Höflich/Kircher 2010). Gleichzeitig existieren sogenannte „anwesende Dritte“, die zwar vor Ort, aber nicht unbedingt Teil des Medienrahmens sind. Daraus resultieren soziale Arrangements, bei denen sich alle Beteiligten und Anwesenden aneinander orientieren und die jeweilige Situation managen müssen (Höflich 2004).

In der Kommunikationswissenschaft werden diese kommunikativen Praktiken und die damit verbundene Grenzverschiebungen vor allem bezogen auf den Wandel von Öffentlichkeit und Privatheit sowie hinsichtlich der Verknüpfung von Kommunikation und Mobilität diskutiert. Private Gespräche finden an öffentlichen Orten, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder am Arbeitsplatz statt, ebenso wie man von Vorgesetzten in einem eigentlich privaten Umfeld erreicht werden (Burkart 2000; Ling 2005) oder Warte- und Reisezeiten mit wichtigen Absprachen oder einfachem „Small Talk“ überbrücken kann (Haddon 2000; Haddon et al. 2002). Darüber hinaus verweisen Praktiken flexibler Lokalisierung des eigenen sozialen Netzwerks sowie Formen flexibler Unterhaltung beispielsweise mittels mobiler Fernsehhalte auf diesen Wandel von öffentlichen und privaten Kommunikationsräumen (Groening 2010; Humphreys 2010).

Für Jugendliche geht diese Konstitution kommunikativer Räume und sozialer Arrangements mit der Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach sozialer Einbindung einher, egal ob sie gerade in der Schule sind, sich im Wohnzimmer der Eltern befinden oder mit Freunden unterwegs sind (I. Schulz 2010: 233 f.). Wie öffentlich oder privat diese Räume und Praktiken gestaltet sind, ist hochgradig sozial motiviert und mit unterschiedlichen Zuordnungs- und Abgrenzungsbestrebungen

verbunden. Auf der einen Seite tragen Jugendliche vermeintlich Privates wie Handyfotos in die Öffentlichkeit, indem sie diese Inhalte an Gleichaltrige verschicken oder in Internetcommunitys präsentieren. Auf der anderen Seite schaffen sie sich private Zonen in öffentlichen Räumen wie Straßenbahnen und grenzen sich von ihren Eltern ab, indem sie ihnen den Zugang zu persönlichen Handyinhalten verwehren oder Anrufe nicht annehmen. Das Mobiltelefon fungiert folglich als jederzeit verfügbares Medium, mit dem kommunikative Räume und soziale Arrangements neu gestaltet werden.

Darüber hinaus ermöglicht das Mobiltelefon neue Formen kommunikativer Mobilität (Hepp 2006), die insbesondere bei jungen Menschen mit der situativen lokalen Mobilität verbunden sind. Wie schon erwähnt, sind Jugendliche in ihrem Alltag so oft wie möglich mit Freunden und Peers unterwegs, wobei es ihnen weniger um das Überwinden von Distanzen, sondern vielmehr um gemeinsame Erlebnisse, spannende Erfahrungen und neue Kontakte geht. Portable multifunktionale Medien wie das Mobiltelefon ermöglichen in diesem Zusammenhang kontinuierliche kommunikative Vernetzungen über räumliche und zeitliche Grenzen hinweg (Castells et al. 2007; Hepp 2006: 171 ff.). Bei der Integration digitaler Medien in den Alltag von Jugendlichen geht es somit weniger um die Orte, an denen diese Medien genutzt werden, sondern vielmehr um personenbezogene Typen von Interaktionen und Vernetzungen. Dabei werden die Grenzen sozialer Räume durchlässiger und bisher voneinander getrennte, alltägliche Lebensbereiche, wie das Zuhause oder die Freizeit, vermischen sich.

Festhalten lässt sich also an dieser Stelle, dass über den Einzug digitaler Medien in den Alltag kommunikative Räume entstehen, die sich über die Grenzen medienökologischer Zonen und über die Bereiche einzelner Sozialisationsinstanzen hinwegsetzen. Statt ortsbezogener Handlungspraktiken gestalten Jugendliche nach situativen und individuellen Bedürfnissen eigene soziale Arrangements, über die sie sich flexibel und mobil in ihrem Beziehungsnetz bewegen.

3.1.3 Institutionen und Personen

Die letzten beiden Kapitel haben gezeigt, wie der Wandel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und die Veränderung alltäglicher Kontexte zu einer Mediatisierung der Sozialisationsbedingungen im Jugendalter beiträgt. An dieser Stelle bleibt in einem dritten Punkt hinzuzufügen, dass sich im Zuge von Mediatisierungsprozessen auch die Anforderungen verändern, die auf die Rolle der am Sozialisationsprozess beteiligten Institutionen und Personen gerichtet sind. Dabei werden Familie und Schule als ursprünglich primäre bzw. sekundäre Sozialisationsinstanzen auf dreifache Weise medial durchdrungen. Erstens vermischen

sich die Sozialisations- und Erziehungsabsichten von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen zunehmend mit den in digitalen Medien offerierten Entwürfen zur Gestaltung von Lebens- und Zukunftsplänen im Jugendalter. Zweitens bieten Medien nicht nur Orientierungen für Heranwachsende, sie liefern auch Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen Vorlagen für den erzieherischen Alltag mit Jugendlichen. Damit verändert sich drittens die (medien-) erzieherische Praxis, weil Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen mit veränderten Möglichkeiten der Mediennutzung durch Jugendliche konfrontiert werden und sich neue, erziehungsrelevante Regeln und Praktiken überlegen müssen.

Mit Blick auf die **Sozialisations- und Erziehungsabsichten** nehmen Eltern als primäre Sozialisationsinstanz durch ihre intentionalen Erziehungsziele, aber auch über ihre weniger bewussten Einstellungen und Verhaltensweisen im familialen Zusammenleben Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung von Heranwachsenden. Mütter und Väter wollen ihren Kindern Wissen, Werte und Kompetenzen vermitteln, sie vor Gefahren beschützen und auf das zukünftige Leben vorbereiten. Dabei geht es heute nicht mehr nur um Ablösungsprozesse; vielmehr bleiben Eltern wichtige Bezugspersonen und Ansprechpartner für Fragen der Berufs- und Zukunftsplanung (Ecarius 2002: 533 ff.; K. Hurrelmann 2002: 156 ff.).

Die Schule wird in der Sozialisationsforschung als sekundäre Sozialisationsinstanz mit wichtigen qualifikatorischen und sozialen Aufgaben für die gesellschaftliche Integration von Jugendlichen beschrieben. Neben der Funktion der Wissensvermittlung und der intellektuellen Kompetenzbildung, geht es dabei auch um die Vermittlung von sozialen Normen, Werten und Fähigkeiten. Durch verlängerte Bildungszeiten hat die Schule heute als gesellschaftlich organisierte Bildungsinstanz und als sozialer Erfahrungsraum für Jugendliche an Bedeutung gewonnen (K. Hurrelmann 2002: 93 ff., 2005: 197 ff.).

Im Zuge von Mediatisierungsprozessen vermischen sich diese sozialisationsrelevanten Bemühungen von Elternhaus und Schule zunehmend mit den Orientierungen, die Jugendlichen in den Medien offeriert werden. Bisher gehörten dazu vor allem Jugendzeitschriften, Spielfilme, aber auch im Fernsehen ausgestrahlte Serien sowie Talk-, Doku-, und Lifestyle-Formate, die sich überwiegend um Alltag und Beziehungen drehen und damit für Jugendliche höchst relevante Themen aufgreifen (vgl. u. a. Barthelmes/Sander 2001; Götz 2002; Paus-Haase et al. 1999; Thomas 2007). Mit der Verbreitung des Internets sowie über die Inhalte und Dienste, die für portable Kommunikationstechnologien wie das Mobiltelefon bereitgestellt werden, diversifizieren sich diese Angebote und die damit verbundenen Orientierungsvorlagen um ein Vielfaches. Friedrich Krotz spricht in diesem Zusammenhang von einer medienvermittelten „Daily Experience“ (Krotz 2001: 26 f.). Das heißt, Jugendlichen orientieren sich über interaktive Computer-

spiele oder über Internetseiten zu Fernsehsendungen, aber auch über Ratgeber-Portale und Online-Communities im World Wide Web sowie über Abonnements, Services und Dienste, die für das Mobiltelefon angeboten werden und suchen dort nach Antworten auf sozialisations- und insbesondere beziehungsrelevante Fragen. Diese vielfältigen und medienübergreifend präsentierten Angebote durchdringen also zunehmend die Alltags- und Beziehungswelten von Jugendlichen und gehen immer auch in die Entwürfe ein, die in Elternhaus und Schule vermittelt werden.

Darüber hinaus bieten Medien nicht nur Orientierungen für Heranwachsende, sie liefern auch Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen **Vorlagen und Hinweise für den erzieherischen Alltag mit Jugendlichen**. Bekanntestes Beispiel ist die Fernsehsendung „Die Super Nanny“, die seit 2004 bei RTL ausgestrahlt wird. Ziel der Sendung ist es, Familien und alleinerziehenden Eltern die Gelegenheit einzuräumen, Erziehungsprobleme auf professionelle, kinderorientierte Art und Weise in den Griff zu bekommen und eine individuelle pädagogische Beratung für Eltern bereit zu stellen (J. Grimm 2006). Zusätzlich haben Eltern die Möglichkeit, die „Super Nanny“ auf DVD zu erwerben, sich weiterführend über das dazugehörige Internetangebot zu informieren oder sich Erziehungstipps auf das Mobiltelefon zu laden. Das „Handy-Paket“ enthält den „Super-Nanny-Test“ sowie einen Ratgeber mit Antworten auf die wichtigsten Fragen rund um das Thema Erziehung und Familie.¹⁹

Inwieweit derartige mediale Erziehungshilfen ein realitätsnahes Abbild des Familienalltags liefern und brauchbare Unterstützung für Eltern bereitstellen, ist höchst umstritten (Theunert 2005; Wahl/Hees 2006). Dennoch weisen diese und ähnliche Medienangebote für Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen darauf hin, dass die Sozialisations- und Erziehungsentwürfe von Elternhaus und Schule hochgradig medial durchdrungen sind. Dabei tragen Internet und Mobiltelefon zu einer Vervielfältigung der medialen Offerten und zu einer engeren Verquickung von Medien und Sozialisationsbedingungen bei.

Schließlich findet nicht nur eine Mediatisierung von Sozialisations- und Erziehungsentwürfen statt, es verändert sich drittens auch die **medienerzieherische Praxis und die diesbezüglichen Anforderungen an Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen**. Als ein wichtiger Teilbereich der Medienpädagogik beschäftigt sich die Medienerziehung mit allen Aktivitäten und Überlegungen, die das Ziel haben, einen verantwortlichen Umgang mit Medien zu fördern (Tulodziecki 2008: 110). Neben dem „Beschützen“ und „Bewahren“ von Kindern und Jugendlichen vor negativen medialen Einflüssen, geht es heute vor allem um die Vermittlung

¹⁹ Vgl. http://www.rtl.de/ratgeber/familie_876804.php [11. 10. 2009].

von Medienkompetenz. Medienkompetentes Handeln bezieht sich auf Kenntnisse über technische Grundlagen, Bedingungen und Formen der Produktion und Verbreitung von Medien sowie auf ein Bewusstsein für die kulturell-kommunikative, ökonomische und politische Bedeutung, die Medien in der heutigen Gesellschaft besitzen. Darüber hinaus zielt Medienkompetenz auf die Fähigkeit zur reflektierten und verantwortungsbewussten Nutzung der Medien sowie auf das aktive und kreative Gestalten mit Medien für die Artikulation eigener Themen und Bedürfnisse (Meister et al. 2009).

Diesen komplexen Anspruch an Jugendliche zu vermitteln, stellt sowohl für Eltern als auch für Pädagoginnen und Pädagogen sowie Lehrerinnen und Lehrer eine immer größer werdende Herausforderung dar. Eine Ursache ist darin zu finden, dass die heutige Eltern- und Lehrergeneration zumeist noch nicht mit Computer, Internet und Mobiltelefon aufgewachsen ist, sich erst viel später mit diesen Medien beschäftigt und damit eine ganz andere medienbezogene Sozialisation erfahren hat als die Jugendlichen heute (Kloos 2010). Darüber hinaus erfordern digitale Medien neue und veränderte Konzepte sowie Praktiken der Medienerziehung, mit denen Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer oftmals nicht vertraut sind und denen sie unsicher gegenüberstehen (Haddon 2004; Livingstone 2006; Livingstone/Haddon et al. 2011; Vollbrecht 2001: 63 ff.).

Beispielsweise konzentrierte sich die Medienerziehung im Elternhaus noch vor einigen Jahren vornehmlich auf die Fernseherziehung. Dabei erstreckte sich das medienzieherische Instrumentarium der Eltern von der Begrenzung der Fernsehnutzungszeiten, über inhaltliche Beschränkungen bis hin zum gemeinsamen Fernsehen mit anschließenden Gesprächen über das Gesehene (Bovill/Livingstone 2001; Schorb/Theunert 2001). Diese medienzieherischen Praktiken lassen sich kaum bzw. gar nicht auf digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon übertragen. Für die Internetnutzung lassen sich zwar zeitliche und inhaltliche Regulierungen aufstellen, deren Umsetzung in sinnvolle Erziehungsmaßnahmen gestaltet sich jedoch um ein vielfaches schwieriger, als dies beim Fernsehen der Fall war (Haddon 2004; Hasebrink et al. 2012; Livingstone 2010). Sogenannte Filtersoftware oder Zeitschaltuhren für das Internet schränken zwar die Nutzung ein, können aber nicht verhindern, dass auch pädagogisch unbedenkliche Seiten gesperrt werden, dass neu eingestellte, problematische Inhalte „durchs Raster“ fallen oder dass Jugendliche aus dem Internet verwiesen werden, während sie für eine schulische Hausaufgabe recherchieren (BLJA 2002).

Für das Mobiltelefon ist es noch schwieriger, zeitliche oder inhaltliche Begrenzungen zu etablieren. Geräte, die nur für bestimmte Nummern freigeschaltet oder für Datenaustausch, Downloads oder Abonnements gesperrt sind, werden zwar von der Industrie angeboten (BMFSFJ 2007), stoßen bei Jugendlichen aber kaum

auf Begeisterung und befinden sich nur äußerst selten in deren Besitz. Am häufigsten wird elterliche Handyerziehung über die Begrenzung finanzieller Guthaben praktiziert, wodurch aber auch nicht zwangsläufig gewährleistet ist, dass Jugendliche sinnvoll und kompetent mit ihrem Mobiltelefon umgehen (Feldhaus/Logemann 2006).

Für die Medienerziehung im Elternhaus wird also deutlich, dass sich die mediatisierten Räume und kommunikativen Praktiken, die Jugendliche über Internet und Mobiltelefon konstituieren, nur schwer regulieren und kontrollieren lassen. Umso wichtiger erscheint es, jungen Menschen ein kritisch-reflektiertes Bewusstsein für digitale Medien zu vermitteln und ihnen Handlungsalternativen aufzuzeigen, die einen kreativen, partizipatorischen Umgang mit Internet und Mobiltelefon befördern. Dass Eltern oftmals selbst nicht über diese Kompetenzen verfügen, nur einen sehr beschränkten Einblick in die Aktivitäten ihrer Kinder haben und sich hinsichtlich Internet- und Handyerziehung auf finanzielle Restriktionen zurückziehen, werden die Ergebnisse im empirischen Teil der Arbeit zeigen.

Eine ähnliche Situation zeichnet sich mit Blick auf die Medienerziehung in der Schule ab. Schulen sind heute meist recht gut ausgestattet und verfügen über Computerkabinette mit internetfähigen PCs, die ab und an in den Unterricht integriert werden, um nach Informationen zu recherchieren oder um Lernsoftware in die Vermittlung von Lehrstoff einzubinden (Tulodziecki 2002). Über diesen eher didaktischen Einsatz hinaus findet kaum eine Auseinandersetzung mit den kommunikativen Möglichkeiten statt, die das Internet bietet und die für Jugendliche außerhalb der Schule höchst bedeutsam sind (Vollbrecht 2001: 63 ff.).

Das Mobiltelefon gilt in Lehr-Lernkontexten nach wie vor als Störgröße und findet nur sehr zögerlich Eingang in schulische Lehrpläne und damit verbundene Bemühungen um Medienerziehung (Kammerl 2009; Pöttinger/Anritter 2009; Spanhel 2009). Trotz didaktisch aufbereiteter Materialien, die beispielsweise auf dem Portal „lehrer-online“²⁰ zur Verfügung stehen, halten sich Lehrerinnen und Lehrer eher zurück, wenn es um die Vermittlung von Handykompetenz im Unterricht geht. Die Gründe dafür weisen in unterschiedliche Richtungen. Einmal spielen strukturelle Rahmenbedingungen wie stark begrenzte zeitliche, personelle oder finanzielle Ressourcen eine Rolle. Zudem sind Lehrerinnen und Lehrer angesichts der technischen Kompetenzen, die Jugendliche bezüglich Internet und Mobiltelefon besitzen, in ihrer Rolle als Wissensvermittler verunsichert. Sie trauen sich nicht zu, digitale Medien und deren Möglichkeiten als Unterrichtsgegenstand

²⁰ Vgl. <http://www.lehrer-online.de> [02.07.2011].

aufzubereiten und fürchten um einen Kompetenz- und Autoritätsverlust (Bofinger 2007; MPFS 2003).

Entlang dieser Entwicklungen zeichnet sich also ein Wandel der Rolle und Funktion von Elternhaus und Schule in erzieherischen Kontexten ab. Erwachsene sind heute nicht mehr „automatisch“ medienkompetenter; vielmehr verteilen sich die einzelnen medienbezogenen Kompetenzen auf Erwachsene und Jugendliche. Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer sind eher in der Lage, eine kritisch-reflektierte Position gegenüber neuen Medienentwicklungen einzunehmen und Heranwachsenden alternative Handlungs- und Gestaltungsoptionen aufzuzeigen, während Jugendliche vor allem über Kompetenzen hinsichtlich der technischen Grundlagen und aktuellen Entwicklungen im Bereich digitaler Technologien verfügen (MPFS 2003: 19; 2010). Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, Erziehungs- und Lehrsituationen so zu gestalten, dass Ältere und Jüngere, Erwachsene und Heranwachsende abwechselnd Subjekt und Objekt von Medienerziehung sind. Statt des traditionellen hierarchischen Modells von der „Belehrung des Unwissenden“ (K. Hurrelmann 2002: 208) müsste es Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrern gelingen, Jugendliche als kompetente Mediennutzer ernst zu nehmen und mit ihnen gemeinsam sinnvolle Schritte zu einer umfassenden Medienkompetenz zu erarbeiten (Stauch 2000).

Insgesamt haben die Erläuterungen zum Wandel der Sozialisationsbedingungen aus historischer Perspektive gezeigt, dass es grundsätzlich sinnvoll erscheint, das Konzept der Medien als einer, von anderen separierbaren „Sozialisationsinstanz“ aufzugeben und von einer Unterscheidung zwischen direkten und indirekten Sozialisationsabsichten abzusehen. Digitale Medien durchdringen die sozialisationsrelevanten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und eröffnen Jugendlichen veränderte und neue Möglichkeiten der sozialen Integration und Selbstentfaltung, die aber auch an bestimmte Voraussetzungen gekoppelt sind.

Darüber hinaus verändern sich die alltäglichen Kontexte von Sozialisation, weil die Nutzung von Medien nicht mehr an bestimmte Orte und Zeiten gebunden ist. Vielmehr konstituieren sich über Internet und Mobiltelefon soziale Arrangements, die für Jugendliche mit sozialen Zuordnungs- und Abgrenzungsbemühungen einhergehen und die sich in ihr Mobilitätsbedürfnis einfügen.

Schließlich wandeln sich die Rollen und Funktionen von Institutionen bzw. Personen, deren erzieherische Absichten und Aufgaben zunehmend von Medien durchdrungen werden. Jugendliche erhalten sozialisationsrelevante Orientierungsvorlagen zunehmend aus den Medien, die gleichzeitig auch als Ratgeber für Eltern und Schule auftreten und zu einer Veränderung medienbezogener Kompetenzen und darauf gerichteter Erziehungspraktiken beitragen. Mit Blick auf die medienbezogenen Wandlungsprozesse aus historischer Perspektive lässt sich also schluss-

folgern, dass digitale Medien längst nicht mehr nur eine von vielen Sozialisationsinstanzen darstellen, sondern heute in Bezug auf alle Bedingungen und Kontexte relevant sind, die für Sozialisation im Jugendalter Bedeutung haben. Dabei erscheint es unerlässlich, nicht nur die veränderten Sozialisationsbedingungen zu beleuchten, sondern sich auf die tatsächlichen kommunikativen Praktiken zu konzentrieren, über die digitale Medien in die Beziehungen von Jugendlichen integriert und über die sie letztlich sozialisationsrelevant werden. Nachfolgend werden deshalb die Sozialisationsprozesse in den Mittelpunkt gestellt, die in mediatisierten Kommunikationspraktiken ihren Ausdruck finden.

3.2 Mediatisierung der Sozialisationsprozesse

Dass digitale Medien und insbesondere das Mobiltelefon einen hohen Stellenwert bei Jugendlichen genießen und aus ihren Beziehungsnetzen nicht mehr wegzudenken sind, ist in unzähligen empirischen Studien belegt. Wie sich die damit verbundenen mediatisierten Kommunikationspraktiken theoretisch fassen lassen und auf welche Weise diese Praktiken zu einem sozialisationsrelevanten Wandel in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen beitragen, sind noch weitestgehend offene und kaum systematisch beantwortete Fragen, mit der sich das folgende Kapitel befasst.

Anliegen des ersten Unterkapitels ist es zunächst, die Aneignung von digitalen Medien als kontinuierliches Handeln in sozialen Beziehungen und als kulturelle Alltagspraxis in komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen zu beschreiben. Um diese theoretischen Überlegungen empirisch zu fundieren, wird anschließend der Forschungsstand zur Aneignung traditioneller Medien in den sozialen Beziehungen von Jugendlichen referiert. Vergleichend dazu nimmt das letzte Unterkapitel die kommunikativen Praktiken in den Blick, die Jugendliche heute und in digitalen Medienumgebungen realisieren. Diese Erläuterungen dienen dann als Grundlage, um Schlussfolgerungen zum Wandel von Sozialisationsprozessen aus historischer Perspektive abzuleiten und auf Forschungsbedarfe zu verweisen, die einen wichtigen Ausgangspunkt für den empirischen Teil des Buches darstellen.

3.2.1 Medienaneignung als kulturelle Alltagspraxis

Um zu beschreiben, auf welche Weise Jugendliche Medien in ihre Lebenswelt integrieren, hat sich der Begriff der Medienaneignung etabliert. Die damit verbundenen Konzepte sind an verschiedene Theorietraditionen gebunden und setzen an einem unterschiedlichen Verständnis dessen an, was genau die Aneig-

nung von Medien eigentlich umfasst. Mit Blick auf Jugendliche lassen sich zwei relevante Zugänge unterscheiden, die es zu prüfen und zu aktualisieren gilt.

Der erste Zugang fasst *Medienaneignung als eine spezifische Phase im Rezeptionsprozess* und ist vor allem in der deutschsprachigen Mediennutzungs- und Rezeptionsforschung etabliert. Medienaneignung bezieht sich hier auf die letzte von insgesamt drei Phasen im Gesamtprozess der Mediennutzung. Während die erste, sogenannte präkommunikative Phase mit der Medienauswahl verbunden ist, umfasst die kommunikative Phase den eigentlichen Prozess der Medienrezeption. Die Medienaneignung findet erst in der anschließenden, postkommunikativen Phase statt, in der die Nutzerinnen und Nutzer über Folgegespräche das rezipierte Medienangebot in ihre Vorstellungen und ihren Alltag integrieren (Hasebrink 2003b; Mikos 2001). Anknüpfend an dieses Verständnis haben Michael Charlton und Klaus Neumann-Braun ein handlungstheoretisch fundiertes Modell der Aneignung von Medienangeboten durch Kinder und Jugendliche entwickelt, bei dem sie zwischen strukturellen und prozessualen Merkmalen der Medienrezeption unterscheiden (Charlton/Neumann-Braun 1992; Neumann-Braun 2005). Die strukturellen Merkmale beziehen sich auf äußere Rahmenbedingungen wie gesellschaftlich-kulturelle und situative Kontexte der Medienrezeption und umfassen zudem innere Gegebenheiten wie kognitive Kompetenzen oder Bedürfnisse des Rezipienten. Die prozessualen Merkmale umfassen die eigentliche Medienrezeption, die in drei Phasen gegliedert wird (Charlton/Neumann-Braun 1992). Während in der Vorphase die soziale Einbettung der Rezeption vorgenommen wird, findet in der zweigliedrigen Hauptphase das thematisch voreingenommene, individuell gesteuerte Sinnverstehen des Medienangebots statt. Erst in der sich daran anschließenden Nachphase erfolgt die eigentliche Medienaneignung im Sinne einer inneren und äußeren Auseinandersetzung mit dem Medieninhalt. Dazu gehört die parasoziale Interaktion, also das imaginäre Interagieren mit medialen Figuren, ebenso wie die Re-Thematisierung durch Folgekommunikation während und nach dem Rezeptionserleben (ebd.). Bei diesem Verständnis von Medienaneignung verschränken sich also mediale und interpersonale Kommunikation sowie intra- und interkommunikative Prozesse über die Rezeptionssituation hinaus und fließen in die Identitätsentwicklung von Heranwachsenden ein.

Ein ähnliches Konzept entwickelt Daniel Süß in seiner Theorie der Mediensozialisation, die sich an den aktuellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen orientieren und digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon einbezieht (Süß 2004). Süß unterscheidet zwischen den präkommunikativen Variablen der Medienangebote und des Medienzugangs, den kommunikativen Variablen der Mediennutzung und -aneignung sowie den postkommunikativen Variablen der Medienkompetenz und -effekte. Medienaneignung versteht er dabei als Medien-

nutzung, die sich im Wechselspiel zwischen Medienangeboten und Erwartungen von Individuum und sozialer Umwelt vollzieht. Auf welche Weise sich Jugendliche Medien aneignen lässt sich darüber erschließen, wie viel Zeit für bestimmte Angebote aufgewendet wird, mit welchen Bedürfnissen und Erwartungen sich die Nutzerinnen und Nutzer den Medien zuwenden und in welchen sozialen Kontexten die Nutzung stattfindet. In den sich darüber konstituierenden unterschiedlichen Nutzungsstilen und -präferenzen wird die Relativität der individuellen Selbstbestimmung in der Medienaneignung deutlich. Sie steht dem Konsumdruck gegenüber, dem Heranwachsende ausgesetzt sind, wenn sie sich über Medien bestimmten sozialen Gruppen zuordnen wollen (Süß 2007: 274 ff.).

Für die vorliegende Arbeit liefert dieses Verständnis von Medienaneignung als eine spezifische Phase im Rezeptionsprozess wichtige Anhaltspunkte, weil von einer sozialen Kontextualisierung und kommunikativen Fundierung der Aneignung von Medienangeboten ausgegangen und auf die Verwobenheit von gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen mit den Bedürfnissen von Jugendlichen verwiesen wird. Gleichzeitig erscheint es aber im Hinblick auf die vielfältigen und komplexen Kommunikationsmöglichkeiten, die sich mit digitalen Medien wie Internet und Mobiltelefon ergeben, nicht mehr ausreichend, sich auf ein rezeptionsorientiertes Modell zu stützen, bei dem die Medienaneignung auf eine von mehreren Phasen reduziert bleibt. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Kommunikation mit digitalen Medien alle Bereiche des sozialen Handelns und Denkens von Jugendlichen durchdringt und als eine komplexe, mediatisierte Kommunikationspraxis beschrieben werden muss, in der Formen nicht-mediatisierter und mediatisierter Kommunikation miteinander verschmelzen.

Hierfür liefert der zweite Zugang eine theoretische Basis, der *Medienaneignung als kulturelle Alltagspraxis* konzeptualisiert und dessen Ursprung vor allem in den britischen Cultural Studies zu finden ist. In dieser Perspektive wird Mediennutzung als ein aktiv-produktiver und kulturell umfassend kontextualisierter Prozess des Sich-zu-Eigen-Machens von Medien gefasst, der auf Kommunikation beruht und eng mit den lebensweltlichen Praktiken der Menschen verwoben ist (Hepp 2005). Ein wichtiger Ausgangspunkt für dieses Verständnis von Medienaneignung findet sich in Erkenntnissen über die Spezifik des Alltagslebens von Michel de Certeau sowie die daran anknüpfenden Überlegungen von John Fiske und Raymond Williams zu Populärkultur und kulturellem Materialismus.

Der Historiker und Kulturtheoretiker de Certeau konzentriert sich in seiner Analyse der „Kunst des Handelns“ (de Certeau 1988) auf das Alltagsleben der Menschen und versteht die darin verankerten Alltagspraktiken als Formen des Konsums und als Aneignungspraktiken. Konsumenten eignen sich kulturindustriell erzeugte Ressourcen an, indem sie diese Produkte in ihren Besitz nehmen, sie

durch Prozesse des Umdeutens sinnhaft in ihren Alltag integrieren und zu einem Teil ihres kulturellen Eigentums machen. Dieses Konzept greift John Fiske auf und verbindet es mit einem Verständnis von Populärkultur als industrielles Phänomen und als Kultur der Konsumenten. Dabei fasst er alle Ausprägungen von Populärkultur als populäre Texte, die keine geschlossenen Formen darstellen, sondern sich erst in der sozialen Zirkulation von Bedeutung entfalten. Folglich stellen auch Medientexte wie zum Beispiel Fernsehsendungen semiotische Ressourcen dar, die von den Zuschauern in ihrem sozialen Alltag und motiviert durch das Vergnügen an der Rezeption mit Bedeutung versehen werden (Fiske 1997; Mikos 2009; R. Winter/Mikos 2001). Medienaneignung vollzieht sich also im Spannungsfeld zwischen polysem angelegtem Medientext und subjektiver Bedeutungsproduktion der Rezipienten. Dabei betont Fiske den emanzipatorischen Charakter populärkultureller Praktiken der Menschen und verdeutlicht, dass sich soziale Auseinandersetzungen in einer Gesellschaft nicht nur auf polit-ökonomischer Ebene abspielen, sondern auch im eigenwilligen, widerständischen Potenzial (medialer) Alltagspraktiken zum Ausdruck kommen (Mikos 2009). In ähnlicher Weise argumentiert Raymond Williams und hebt noch einmal hervor, dass kulturelle Praktiken immer materiell gebunden sind, insofern sie sich bestehender Ressourcen bedienen, bestimmte Produktionsmittel voraussetzen und sich in materiellen Objekten manifestieren (Göttlich 2009; Williams 2003). Dementsprechend sind Bücher, Filme oder Fernsehsendungen als Kulturobjekte zu verstehen, die durch kulturelle Praktiken angeeignet, mit Bedeutung versehen und diskursiv artikuliert werden (ebd.).

Auch wenn diese Erkenntnisse von de Certeau, Fiske und Williams immer wieder kritisiert und reformuliert werden (vgl. u. a. Hepp 1999; Krönert 2009), leisten sie einen grundlegend wichtigen Beitrag für ein Verständnis von Medienaneignung als kommunikativ begründete Alltagspraxis. Die Aneignung von Medien konstituiert sich über kulturelle Produktions- und Konsumpraktiken und findet in einem gesellschaftlichen Bezugsrahmen statt. Sie bleibt also nicht auf eine einzelne Phase im Rezeptionsprozess beschränkt, sondern stellt einen komplexen Prozess dar, in dem sich Produktion, Rezeption, Bedeutungszuweisung und Artikulation von Medien zirkulär miteinander verbinden. Die Menschen werden dabei als kreative Nutzer und Gestalter von Medien positioniert. Insgesamt sind diese Überlegungen im Modell des „Circuit of Culture“ zusammengefasst (Johnson 1999) und von Paul du Gay und Kollegen am Beispiel des Walkman untersucht worden (du Gay et al. 2003). Danach entsteht der Walkman zwar in der spezifischen Produktionskultur des Sony-Konzerns, lässt sich jedoch in seiner Bedeutung erst über kulturelle Kontextualisierung sowie Aneignungs- und Artikulationsprozesse vollständig erschließen:

„No serious cultural study of the Walkman could afford to ignore exploring the ways in which that material cultural artefact has been used to make meaning by people in the practice of their everyday lives. A focus on consumption therefore helps us to understand that meanings are not simply sent by producers and received by consumers but are always made in usage.“ (du Gay et al. 2003: 85)

Entlang diesem Verständnis von Medienaneignung als kulturelle Alltagspraxis sind im internationalen und deutschsprachigen Raum zahlreiche Studien entstanden, in denen medienbezogene Aneignungsprozesse untersucht und die damit verbundene Integration von Medien in die Alltags- und Lebenswelt der Menschen herausgearbeitet wurden²¹. Für das Anliegen des vorliegenden Buches besonders relevant sind Studien, die sich mit der Frage auseinandersetzen, auf welche Weise sich Jugendliche Medien aneignen und welche kulturellen Praktiken dabei eine Rolle spielen.²² In diesen Untersuchungen werden Medien als kulturell zur Verfügung gestelltes „Rohmaterial“ beschrieben, das vor dem Hintergrund spezifischer sozialer Problemlagen und Fragestellungen genutzt wird, um unter Gleichgesinnten Gemeinschaft herzustellen, vor allem aber auch, um sich gegen Eltern oder den herrschenden sozialen Konsensus aufzulehnen (Jacke 2009; R. Winter 1997). Über Musik, Mode und Sprache konstituieren sich so typische Handlungsmuster, die beispielsweise in den Jugendstilen der Punks zum Ausdruck kommen (Hall/Jefferson 2004; Hebdige 2002). Erst diese sozialen Praktiken innerhalb einer Subkultur verleihen den Medien als symbolische Ressourcen Sinn und ermöglichen es den Jugendlichen, eigene Erfahrungen und Bedürfnisse zu artikulieren. Paul Willis und Mitarbeiter verweisen in diesem Zusammenhang auf die produktiven und kreativen Momente der alltäglichen Medienaneignung von Jugendlichen (Willis 2002). In der ethnografisch angelegten Studie „Common Culture“ beschreiben sie den lustvollen und spaßbetonen Gebrauch kulturindustrieller Produkte vom Standpunkt der Jugendlichen und betonen, dass mediale Texte keine Verwendungsweisen vorgeben, sondern als Katalysator kultureller Produktion und Aktivität zu verstehen sind (ebd.: 2)

Über Medien erweitern sich also die Spielarten und Ausdrucksformen sozialer Alltagspraktiken um ein Vielfaches, wobei Medienaneignung weniger als eine spektakuläre Inszenierung von Subkulturen als Gegenkulturen zu verstehen ist,

²¹ Für einen Überblick der einzelnen Studien vgl. Faber 2001 und Hepp 2005.

²² Insbesondere die am „Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies“ in Großbritannien durchgeführten Subkulturstudien bilden hierbei einen wichtigen Ausgangspunkt.

wie dies in den frühen Studien von Hall/Jefferson und Hebdige diskutiert wird (s. o.), sondern eher in der Veralltäglichen und gewöhnlichen Kulturalisierung medialer Deutungsangebote Gestalt erhält (R. Winter 1997). Dabei werden Medien nicht nur als Inhalte, sondern auch als kulturelle Objekte angeeignet und (re-) artikuliert.

Diese beiden Aspekte – die Alltagskontextualisierung und die zweifache Aneignung von Medien – sind für die Erforschung der mediatisierten Kommunikationspraktiken in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen höchst bedeutsam und werden im **Domestizierungsansatz** explizit aufgegriffen. Der ursprünglich aus Großbritannien stammende und von Vertretern der Cultural Studies²³ entwickelte Ansatz richtet seinen Blick auf das Zuhause als relevanten Kontext der Medienaneignung und bietet eine spezifische Analyseperspektive auf die Aneignung neuer Medien im häuslichen Medienalltag:

„Mit Domestizierung wird hier der Prozess bezeichnet, in dem Medien und Kommunikationstechnologien in die Wohnungen einziehen und im Aneignungsprozess Teil häuslicher Alltagsroutinen sowie Mittel sozialen Handelns werden.“
(Röser 2007a: 20)

Dieser Prozess der Verhäuslichung, der von den Konsumwünschen der Menschen bis hin zur Anschaffung und Einbettung von Medien in den Alltag reicht, lässt sich über insgesamt vier Schritte fassen, die gleichzeitig ablaufen und in ihrer Reihenfolge variieren können (Ling 2004; Silverstone et al. 1999). Im ersten Schritt der Kommodifizierung wird die Medientechnologie hergestellt und als eine Ware vermarktet, bevor sie in der anschließenden Objektifizierung von den Menschen in Besitz genommen wird und einen Platz im Haushalt erhält. Über die Eingliederung erfolgt die Integration des Mediums und seiner Inhalte in die zeitlichen und alltäglichen Abläufe des Haushalts und seiner Mitglieder. Der vierte Schritt der Umwandlung bezieht sich auf den Umgang mit dem Medium und seinen Inhalten sowie auf die darüber erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen. Dieser Umgang findet dann nicht mehr nur in häuslicher Umgebung statt, sondern wird beispielsweise über Gespräche auch nach außen getragen.

Bei der empirischen Umsetzung des Domestizierungsansatzes liefert Hermann Bausinger bereits in den frühen 80er Jahren minutiöse Beschreibungen zum

23 Der theoretische Rahmen des Domestizierungsansatzes wurde erstmals im Rahmen des Forschungsprojektes „The Household Use of Information and Communication Technologies“ (HICT) konzipiert. Zu den wichtigsten, an diesem Projekt beteiligten Forschern gehören David Morley, Roger Silverstone und Eric Hirsch. Vgl. Morley/Silverstone 1990; Silverstone/Hirsch 1999.

Fernsehalltag deutscher Familien und veranschaulicht am Beispiel eines Wochenendes der fiktiven „Familie Meier“, wie sich Beziehungs-, und Alltagshandeln puzzleartig mit dem Medienhandeln der Familienmitglieder verbinden und wie sich dabei Geschlechter- und Generationenverhältnisse neu konstituieren (Bausinger 1984; vgl. auch Röser 2007a). Einige Jahrzehnte später beschreiben Jutta Röser und Corinna Peil in einer ethnografischen Fallstudie, wie sich Raumhoheiten und Expertenrollen mit dem Einzug des Internets in das Zuhause der „Familie Zobel“ verändern (Röser 2007b, vgl. auch Röser/Peil 2012). International wurden vor allem in Großbritannien und in den USA ethnografisch orientierte Studien durchgeführt, die sich mit den Fernsehgewohnheiten von Familien, aber auch mit der Aneignung von spezifischen neuen Medientechnologien (z. B. Kabelfernsehen) durch alleinerziehende Eltern oder ältere Menschen beschäftigten (Haddon 2006; Lemor 2006; Morley 1986, 2000; Röser 2009) Mit Blick auf Jugendliche verdeutlichen Sonia Livingstone und Kollegen in dem Forschungsprojekt „Children, Young People and the Changing Media Environment“, wie die in den Jugendzimmern platzierten Fernseher, Stereoanlagen oder PCs dazu beitragen, dass sich familiäre und peer-spezifische Praktiken verlagern und sich neue Sphären von Privatheit und Gemeinschaft innerhalb des Zuhauses konstituieren (Bovill/Livingstone 2001; Livingstone 2001, 2002).

Insgesamt liefert der Domestizierungsansatz theoretische und methodische Hinweise für die Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit. Auf theoretischer Ebene werden Medien nicht nur als Inhalte, sondern auch als technische Geräte und als Teil der materiellen Kultur verstanden, die über Aneignungsprozesse in den sozialen Alltag der Menschen eingebettet werden (Krotz/Thomas 2007). Gerade das Mobiltelefon als portable Technologie mit einem individualisierbaren Design stellt für Jugendliche eben nicht nur ein funktionales Medium dar, mit dem sie telefonieren oder Videos drehen können. Vielmehr ist das Handy immer auch ein materielles Objekt, das einen symbolischen Wert hat und als Accessoire und Modeelement fungiert (Ling 2004). Gleichzeitig wird betont, dass industriell gefertigte Medien zwar bestimmte Gebrauchsweisen nahelegen, diese aber durch die Aneignungsweisen der Menschen umgedeutet werden und auf die Industrie zurückwirken. Bestes Beispiel hierfür ist die Aneignung des Short Message Service durch Jugendliche, der ursprünglich als kostenfreies Zusatzprodukt zum Telefongespräch und für Werbe- und Informationszwecke von Mobilfunkanbietern gedacht war (Androutsopoulos/Schmidt 2001; Green/Haddon 2009: 42 ff.). Im Domestizierungsansatz verschränken sich also technische, soziale und kulturelle Perspektiven, wobei nicht nur einzelne Individuen, sondern vor allem auch soziale Konstellationen und deren aufeinander bezogene Alltags- und Aneignungspraktiken in den Blick genommen werden (Krotz/Thomas 2007; Röser 2007a).

Darüber hinaus macht die methodische Anlage der im Rahmen des Domestizierungsansatzes durchgeführten Studien deutlich, dass es mit Hilfe einer ethnografischen Herangehensweise und einem Mehrmethodendesign möglich ist, die komplexen Aneignungspraktiken der Menschen im Kontext ihres Alltagshandelns umfassend zu rekonstruieren. Erfasst werden können die Prozesse der Aneignung eines Mediums sowie die damit verbundenen Aushandlungen in sozialen Beziehungen (Berker et al. 2006). Dabei wird auch deutlich, dass sich alltägliches (Medien) Handeln routiniert abspielt und erst in das Bewusstsein rückt, wenn diese Routinen gestört werden (Röser 2007a). Diese Erkenntnisse machen den Domestizierungsansatz für die methodische Anlage der vorliegenden Arbeit besonders anschlussfähig, weil es auch hier darum geht, Prozesse, Routinen und Veränderungen zu untersuchen, die sich im Zusammenhang mit der Aneignung des Mobiltelefons in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen vollziehen.

Abgesehen von diesen Vorteilen, werden in der Literatur aber auch Kritikpunkte am Domestizierungsansatz formuliert, die insbesondere mit Blick auf das Mobiltelefon bedeutsam sind. Diskutiert wird vor allem die Fokussierung auf das Zuhause und auf familiäre Beziehungen als Orte der Mediennutzung. Anders als bei stationären Medien wie Radio, Fernseher oder PC findet die Aneignung des Mobiltelefons eben nicht nur an einem Ort und schon gar nicht nur innerhalb der Familie statt. Vielmehr diversifizieren sich die Räume, in denen mobil kommuniziert wird und es wandeln sich die sozialen Kontexte und Konstellationen, in denen digitale Medien wie das Mobiltelefon genutzt werden. Darüber entsteht auch ein anderes Verständnis von Privatheit und Öffentlichkeit, das sich nun nicht mehr mit den Begrenzungen einer Wohnung oder eines Zimmers fassen lässt (Höflich/Hartmann 2007; Röser 2007a; Silverstone 2006).

Jutta Röser schlägt deshalb vor, das Zuhause als einen wichtigen Bezugspunkt der Medienaneignung und als eine von vielen Alltagssphären zu betrachten, die bei der Aneignung des Mobiltelefons bedeutsam sind (Röser 2007a). Dabei bleiben häuslicher Kontext und familiäre Beziehungen nach wie vor relevant, insofern das Mobiltelefon auch ein Familienmedium ist, das von Jugendlichen zu Hause genutzt wird, um eine eigene Intimsphäre innerhalb familiärer Strukturen zu konstituieren (Feldhaus 2007). Gleichzeitig lassen sich im öffentlichen Raum Konnotationen von Häuslichkeit schaffen, indem mit dem Handy das Zuhause symbolisch mitgenommen und die Verbindung zu den wichtigsten Personen aufrechterhalten werden kann (Morley 2007; Peil 2011). Domestizierungsprozesse mit digitalen Medien finden demzufolge in kontextuellen Arrangements statt, bei denen die relevanten Kontexte und die damit verbundenen sozialen Verortungen und Regeln erst ausgehandelt werden (Höflich/Hartmann 2007, vgl. auch Kapitel 3.1.2). Auf diese Weise lässt sich für entkontextualisierte Medien

wie Internet und Mobiltelefon bestimmen, welche Situationen und Konstellationen die Form eines häuslichen, privaten oder auch jedweden anderen Kontextes annehmen.

Ein weiterer Kritikpunkt bezieht sich auf die singuläre Erforschung einzelner Medien. Auch wenn in den theoretischen und empirischen Arbeiten immer wieder betont wird, dass sämtliche Medien bei der Analyse von Domestizierungsprozessen zu berücksichtigen sind, werden zumeist nur einzelne Medien und deren spezifische Aneignungsweisen untersucht (Krotz/Thomas 2007). Mit Blick auf die Digitalisierung und Konvergenz der Medien ist es aber höchst bedeutsam, die vielfältige und komplexen Mediensets in den Blick zu nehmen, bei deren Aneignung die verschiedenen Medien miteinander und mit der face-to-face-Kommunikation der Menschen verschmelzen.

Um das *Vorhandensein und die Bedeutung dieser Mediensets* theoretisch zu fassen, existieren unterschiedliche Konzepte und Begrifflichkeiten. Beispielsweise spricht Uwe Hasebrink von „Medienmenüs“ und „Kommunikationsmodi“ (Hasebrink 2002, 2003a). Nach seiner Auffassung integrieren die Menschen alte und neue Medien durch individuelle Nutzungsmuster in ihren Alltag und lassen sie vor dem Hintergrund persönlicher Interessen zu individuellen Medienmenüs konvergieren. Beim konkreten Gebrauch eines Mediums nehmen sie dann einen spezifischen Kommunikationsmodus ein, der nicht mehr allein an der einzelnen Technik festgemacht werden kann, sondern über Situationsdefinitionen und aktuelle Bedürfnisse der Mediennutzerinnen und -nutzer relevant wird (ebd.). Dementsprechend lassen sich dann auch bei Jugendlichen spezifische Nutzertypen identifizieren, die sich in der Zusammenstellung ihrer Medienmenüs und den darüber realisierten Nutzungsmustern unterscheiden (Hasebrink 2003a: 33 ff.).

Die Forscherinnen und Forscher des JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis untersuchen in einer mehrteiligen Studie die medienübergreifenden Nutzungsstrukturen und Aneignungsprozesse sowie das Medienhandeln von Heranwachsenden (Wagner/Theunert 2006; Wagner et al. 2004). Sie sprechen vom „Medienensemble“ und etablieren den Begriff der „konvergenzbezogenen Mediennutzung“, die sich über drei Wege erschließen lässt (Wagner/Theunert 2006: 20 ff.). Während beim ersten Weg Medien alternierend genutzt werden, um Zugang zu inhaltsgleichen oder ähnlichen Angeboten zu bekommen (z. B. die DVD zum Film), ist der zweite Weg mit der informations- und kommunikationsorientierten Nutzung multifunktionaler Medien verbunden, die gleichzeitig eine ganze Palette medialer Angebote und Funktionen offerieren (z. B. offizielle Websites und Fanpages zu einem Medienprodukt). Bei beiden Wegen folgen die Jugendlichen entweder den von den Herstellern vorgegebenen technischen und inhaltlichen Verknüpfungen oder sie stellen eigene Verbindungen zwischen

medialen Geräten und Inhalten her. Der dritte Weg bezieht sich auf die Eigenproduktion medialer Inhalte, entzieht sich nicht selten den industriell vorgegebenen Pfaden und eröffnet neue Spielräume für vielfältige Formen konvergenzbezogenen Mediengebrauchs. Dazu gehört beispielsweise das Erstellen eigener Homepages oder das Drehen und Bearbeiten eigener Videofilme (ebd.).

Sowohl das von Uwe Hasebrink formulierte Konzept der individuellen Medienmenüs, als auch das im JFF etablierte Verständnis einer konvergenzbezogenen Mediennutzung liefern wichtige Erkenntnisse für die Erforschung medienübergreifender Kommunikationspraktiken, weil sie von der Perspektive der handelnden Menschen ausgehen und deren medienbezogenes Handeln in konvergierenden Medienwelten in den Blick nehmen. Dennoch begreifen sie Mediennutzung als eine abgrenzbare Tätigkeit, die zu bestimmten Zeitpunkten oder an bestimmten Orten durchgeführt wird. In Anlehnung an die Mediatisierungstheorie von Friedrich Krotz soll aber in diesem Buch davon ausgegangen werden, dass Medienrezeption ein kontinuierliches Handeln ist (Krotz 2007: 112), in dessen Folge neue mediale Zugangsweisen sowie neue soziale Regeln und Bedingungen des Zusammenlebens entstehen:

„Wir leben in Mediumgebungen, die aus zum Teil funktional neuen, entgrenzten alten, vermischten und einander überlagernden, separiert spezifischen und doch integrierten kommunikativen Potenzialen bestehen [...]. Die darauf bezogenen Kommunikations- und Handlungsformen der Menschen prägen deren Alltag und Handeln und damit ihre sozialen Beziehungen und Identitäten, aber auch Gesellschaft und Kultur insgesamt.“ (Krotz 2007: 112)

Bedeutsam an dieser Perspektive ist die Verbindung von medienbezogenen Entgrenzungs- und Integrationsprozessen, die eng mit den sozialen Praktiken der Menschen verwoben sind und über die veränderte und neue Medien- und Kommunikationsumgebungen entstehen (vgl. auch Kapitel 3.1.2). Eine Entgrenzung findet statt, insofern Medien nicht mehr zwangsläufig an konkreten Orten, zu spezifischen Zeiten oder Situationen präsent sind, sondern über zeitliche, räumliche und situative Grenzen hinweg genutzt werden (Krotz 2007: 94 ff.). Gleichzeitig werden diese entgrenzten Medien und ihre Potenziale über die kommunikativen Praktiken der Menschen auf neue Weise integriert und vermischen sich in bisher voneinander getrennt praktizierten Kommunikationsformen. Dabei entstehen immer komplexer werdende und von Medien durchdrungene Kommunikationsumgebungen, in denen alte Medien einen neuen Platz erhalten oder sich zum Teil in funktional neue Medien verwandeln (ebd.). Insgesamt handelt es sich bei diesen Entgrenzungs- und Integrationsprozessen um technisch ermöglichte und kommerziell veranlasste Entwicklungen, die deshalb von er-

heblicher sozialer Bedeutung sind, weil sie im Alltag der Menschen angeeignet werden und weil sich darüber kommunikative Praktiken und eben auch Beziehungen verändern (Krotz 2007: 94 ff.).

Medienaneignung findet heute also in komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen statt, in denen sich veränderte und neue Formen von Kommunikation mit Medien konstituieren. Vor diesem Hintergrund gilt es, genauer zu spezifizieren, was unter **Kommunikation mit digitalen Medien und insbesondere unter Kommunikation mit dem Mobiltelefon** zu verstehen ist. Im Abschnitt zu den sozialen Ausdrucksformen von Mediatisierungsprozessen (Kapitel 2.1.2) sowie zu den Beziehungen als sozial-kognitive Fähigkeit (Kapitel 2.2.1) wurde bereits erläutert, dass Kommunikation erst durch das Aushandeln von Bedeutungen in konkreten Situationen und Handlungskontexten möglich wird. Dabei ist Kommunikation als ein innerer und äußerer Prozess zu verstehen, weil nicht nur Symbole und Bedeutungen ausgetauscht werden, sondern auch in den Menschen etwas vorgeht, wenn sie sprechen oder zuhören (Krotz 2001: 58 ff.) Aus dieser Perspektive lässt sich Medienkommunikation dann beschreiben als eine Modifikation von face-to-face-Kommunikation und als eine Form von Interaktion:

„Wenn man Medienkommunikation als Modifikation zwischenmenschlicher Face-to-Face-Kommunikation betrachtet, gilt grundsätzlich, dass Medienkommunikation, ebenso wie Kommunikation zwischen Menschen in Situationen und Rollen der Teilnehmer geschieht, dass jedes Verstehen auf imaginativen Rollen- und Perspektivenübernahmen beruht und dass jede Medienkommunikation von einem inneren Dialog begleitet ist, wenn sie hergestellt oder verstanden werden soll.“ (Krotz 2001: 74)

Entlang dieser Definition arbeitet Friedrich Krotz drei grundlegende Formen von Medienkommunikation heraus, die heute in den oben beschriebenen Medien- und Kommunikationsumgebungen realisiert werden (Krotz 2007: 90 ff.). Dazu gehört erstens die Kommunikation mittels Medien, die sich auf die interpersonale medienvermittelte Kommunikation zwischen Menschen bezieht, wenn sie zeitlich, räumlich oder sozial voneinander getrennt sind. Typische Beispiele hierfür sind das Telefonieren oder Chatten. Im Vergleich zur face-to-face-Kommunikation kann diese mediatisierte interpersonale Kommunikation asynchron stattfinden und geht mit reduzierten Wahrnehmungskanälen sowie der Neugestaltung raumzeitlicher Arrangements einher, wie sie für das Kommunizieren im Internet oder mit dem Mobiltelefon typisch sind.

Zweitens ist die Kommunikation mit allgemein adressierten, standardisierten Kommunikaten von Bedeutung, die dem entsprechen, was in der Kommunika-

tionswissenschaft bisher als Massenkommunikation bezeichnet wurde (Krotz 2007: 91). Bei den hier zugeordneten Kommunikationsformen wie das Fernsehen oder das Klicken durch die vorgegebenen Pfade eines Internetangebots zerfällt der Prozess der Medienkommunikation in die Produktion eines Angebotes auf der einen Seite und die Rezeption dieser vorgefertigten, allgemein adressierten Kommunikate auf der anderen Seite (ebd.).

Schließlich ist drittens die interaktive Kommunikation eine wichtige Form der Medienkommunikation (Krotz 2007: 92). Sie findet zwischen Mensch und Maschine statt und entspricht der Simulation eines wechselseitig geführten Gesprächs zwischen Personen. Der Verlauf und die Inhalte dieses Gesprächs, wie sie in Simulationsspielen oder mit Roboterhunden stattfinden, sind nicht im Detail vorgegeben, sondern als Potenziale in einem spezifischen Kommunikationsrahmen vorhanden, der erst von der beteiligten Person zusammen mit dem Hard- bzw. Softwaresystem gestaltet wird (ebd.).

Insgesamt treten diese Formen von Medienkommunikation keineswegs getrennt voneinander auf, sondern vermischen sich oftmals miteinander und können zudem über ein einziges Medium realisiert werden. Überträgt man diese Erkenntnisse auf die Kommunikation mit dem Mobiltelefon wird deutlich, dass hier alle drei Kommunikationsformen eine Rolle spielen. Selbstverständlich ist die medienvermittelte interpersonale Kommunikation, also das Telefonieren oder Verfassen und Versenden von Kurznachrichten. Ebenso ist es mit dem Mobiltelefon möglich, neue Formen spielbezogener, interaktiver Kommunikation zu realisieren, die beispielsweise den Computer, aber auch andere Handybesitzerinnen und -besitzer als Kommunikationspartner einbeziehen (Krotz/Schulz 2006). Dabei entstehen Szenarien, die öffentliche Situationen als kommunikatives Gestaltungselement integrieren und medienbezogene wie zwischenmenschliche Kommunikation- und Interaktionsformen in spielerischen Kontexten zusammenführen (ebd.).

Darüber hinaus ist es nichts besonderes mehr, mit dem Handy fernzusehen, Musik zu hören oder im Internet zu surfen, ebenso wie es möglich ist, eigene Videobeiträge zu produzieren und im Internet zu veröffentlichen, damit sie von anderen angeschaut und bewertet werden können (Krotz/Schulz 2006). Hier erfährt die oben als allgemein adressiert und standardisiert bezeichnete Kommunikation eine kreative Ent-Professionalisierung und Individualisierung, insofern Medieninhalte nicht mehr nur auf professioneller Ebene hergestellt und in Umlauf gebracht werden, sondern die Menschen selbst in ihrem unmittelbaren Alltag zu spontanen Medienproduzenten und Vermarktern ihrer eigenen Inhalte werden. Carsten Winter spricht in diesem Zusammenhang von einer konvergenten (Re-) Artikulation der Kulturen von Kindern- und Jugendlichen, die über spielerische Praktiken realisiert wird und deren Ausgangspunkt die Potenziale von Telekommu-

nikation sind (Winter 2003). Portable, digitale und multifunktionale Medien wie das Mobiltelefon schaffen also durchaus Kreativitätsspielräume, die sich jenseits industriell und kommerziell vorgegebener Pfade konstituieren und die Jugendlichen die Möglichkeit bieten, sich Medien als Rohmaterialien anzueignen und Bedeutung zu produzieren (Göttlich 2008; Willis 2002).

Ergänzend und mit Blick auf das Anliegen des Buches soll noch eine weitere Kommunikationsform erwähnt werden, die explizit auf Beziehungen gerichtet ist und sich auf alle drei benannten Formen von Medienkommunikation bezieht. Dabei handelt es sich um die phatische Kommunikation, die von Bronislaw Malinowski als eine Form des Sprachgebrauchs und als ein Handlungsmodus bezeichnet wird (Jakobsen 1960; Malinowski 1923; Wulff 1993). Diese phatische Kommunikation wird von Menschen situationsspezifisch eingesetzt, um emotionale Verbundenheit und soziale Gemeinschaft herzustellen. Das Übermitteln von Informationen oder Neuigkeiten ist dabei nur zweitrangig. Formen dieser phatischen Kommunikation sind Klatsch und Tratsch oder die Frage „Wie geht es dir?“, die eher als Kontaktaufnahme dient und weniger auf eine umfassende Erläuterung des Wohlbefindens einer Person gerichtet ist (ebd.). Bezogen auf digitale Medien wie das Mobiltelefon ist vor allem die mediatisierte interpersonale Kommunikation darauf gerichtet, soziale Bindungen herzustellen oder zu stärken:

„The whole point of many mobile-phone calls (and more especially of many text messages) is that, while their content may well be viewed as trivial, unimportant or even silly, is their phatic function – the gesture of ‚getting in touch‘, reassuring the other that they are in your mind [...]“ (Morley 2007: 225)

Für Jugendliche ist diese Form der Medienkommunikation höchst bedeutsam, weil sie damit emotionale Verbundenheit in ihren sozialen Beziehungen zum Ausdruck bringen können. Darauf soll nachfolgend noch ausführlicher eingegangen werden. An dieser Stelle lässt sich zunächst festhalten, dass das Mobiltelefon weniger als ein Telefon, sondern vielmehr als ein, an das Telekommunikationsnetz angeschlossener Kleincomputer zu bezeichnen ist (Krotz/Schulz 2006), der als portables und multifunktionales Medium sämtliche Formen von Medienkommunikation in sich vereint und Kommunikationspotenziale bereit hält, die für soziale Praktiken höchst bedeutsam sind²⁴. Gleichzeitig ist das Mobiltelefon nicht nur

²⁴ Dass sich das Mobiltelefon tatsächlich zu einem Kleincomputer entwickelt hat, wird am iPhone der Firma Apple sowie an allen anderen Smartphones deutlich, die auf der Basis eigener Betriebssysteme funktionieren und sämtliche Funktionen eines PCs integrieren.

für Beziehungen relevant, sondern stellt auch ein individuelles Medium dar, das einer einzelnen Person zugeordnet ist. Über dieses höchst persönliche Medium erleben und erfahren die Menschen nicht nur ihre soziale Realität, indem sie mit anderen kommunizieren und sich vor anderen präsentieren, sie konstituieren darüber hinaus auch innere Vorstellungen und Realitäten, indem sie in einen inneren Dialog mit dem Mobiltelefon treten (Krotz 2008c). Die Aneignung des Mobiltelefons mit all seinen Kommunikationspotenzialen ist also eng verwoben mit den Erfahrungen, dem Handeln und dem Denken der Jugendlichen, mit ihrem Alltag und ihren sozialen Beziehungsnetzen.

Entlang dieser Erkenntnisse geht es nun im Folgenden darum, anhand empirischer Studien systematisch den Wandel kommunikativer Praktiken zu erfassen, der sich ausgehend von der Aneignung traditioneller Medien und im Zuge der Aneignung von digitalen Medien in den sozialen Beziehungen von Jugendlichen vollzieht.

3.2.2 Kommunikative Praktiken bei der Aneignung traditioneller Medien

Das Aushandeln von Beziehungen stellt eine der wichtigsten Entwicklungsaufgaben des Jugendalters dar, wobei die Erläuterungen in Kapitel 2.2 gezeigt haben, dass es vor allem um das Ausdifferenzieren von Gleichaltrigen-Beziehungen und um das Neuverhandeln der Beziehung zu den Eltern geht. Aus historischer Sicht hat bereits die Aneignung traditioneller Medien für die Bearbeitung dieser Entwicklungsaufgabe eine wichtige Rolle gespielt. Insbesondere die Inhalte des Fernsehens, aber auch Video- und Kinofilme sowie Musik und Computerspiele wurden und werden von Jugendlichen als Informationsquelle und Orientierungsvorlage genutzt, erfüllen zudem kommunikative bzw. symbolisch-expressive Funktionen und sind Ausgangspunkt für die Teilhabe an jugendkulturellen Gemeinschaften.

Im Hinblick auf die Bedeutung traditioneller Medien als *Informationsquelle und Orientierungsvorlage* belegen zahlreiche Studien, wie Jugendliche sich die in den Medien offerierten Inhalte und Figuren zu eigen machen, um ihr Wissen über Beziehungen zu erweitern und neue Einsichten zu gewinnen oder um beziehungsrelevante Situationen probeweise zu durchleben. Beispielsweise wenden sich Mädchen und Jungen den Daily Soaps (Götz 2002), Talkshows (Paus-Haase et al. 1999) oder Casting- bzw. Reality-Shows (Klaus/O'Connor 2009; Thomas 2007) zu und eignen sich die dort angebotenen Beziehungsmuster auf subjektive und geschlechtsspezifische Weise an. Ähnliches gilt für die im Fernsehen, per Video oder im Kino rezipierten Spielfilme, die vor allem dann zu Lieblingsfilmen

werden, wenn sie die aktuellen Themen der Jugendlichen in den Mittelpunkt stellen und einen engen Bezug zur Lebenssituation aufweisen. So werden entwicklungspezifische Fragen nach dem Platz in der eigenen Familie, nach dem Traummann oder der idealen Liebesbeziehung stellvertretend über diese Filme thematisiert (Barthelmes/Sander 2001: 142 ff.). Da Medieninhalte wie Soaps oder Zeitschriften die Möglichkeit bieten, sich individuell, anonym und breitgefächert über das Thema Liebe, Sexualität und Partnerschaft zu informieren, wenden sich Jugendliche eher diesen Angeboten zu, als das Gespräch mit den Eltern oder den Peers zu suchen (Bragg/Buckingham 2007).

Neben den Medieninhalten findet auch die Aneignung von Medienfiguren entlang von Beziehungsthemen statt. Entsprechend der medialen Repräsentation und narrativen Einbindung von Medienstars setzen sich beispielsweise Fans von Britney Spears vor allem mit den Themen Familie, Kinderwunsch und erste Liebesbeziehungen auseinander, während sich die Fans von Eminem eher von der Familie abgrenzen und sich besonders stark zu Freunden und den Peer-Beziehungen hingezogen fühlen (Wegener 2007). In ähnlicher Weise beschäftigen sich vor allem weibliche Jugendliche mit Boygroups, die ihnen vor dem Hintergrund kaum vorhandener partnerschaftlicher Erfahrungen eine willkommene Projektionsfläche und ein virtuelles Erprobungsfeld bieten (Vollbrecht 2002: 73 f.).

Neben der Orientierungs- und Informationsfunktion erfüllen Medien darüber hinaus *kommunikative und symbolisch-expressive Funktionen* für das Verhandeln von Beziehungen im Jugendalter. Empirische Untersuchungen verweisen darauf, dass audiovisuelle Medien wie das Fernsehen, aber auch Musikmedien und Computerspiele Bestandteil kommunikativer Praktiken waren und sind, bei denen es um das Aushandeln von Peer-Beziehungen, Freundschaften und erste partnerschaftlichen Beziehungen aus dem räumlich nahen, eher lokalen Wohn-, Schul- und Freizeitumfeld der Jugendlichen geht (Barthelmes/Sander 1997).

Bei den Peers dienen Medien als Gesprächsanlass und -thema, wobei das Reden über Medien verschiedene Formen annehmen kann (z. B. Gespräche über Insiderwissen aus Filmen) und folglich ein bestimmtes Medien- oder Expertenwissen notwendig ist, um mitreden zu können (Barthelmes/Sander 1997; Suoninen 2001). Daneben fungierte das Tauschen von Musikkassetten oder Videos als eine kostengünstige Variante der Partizipation an Peer-Beziehungen (Baacke et al. 1990). Zudem stellen Video- beziehungsweise DVD-Abende sowie das gemeinsame Musikhören eine vergnügliche Freizeitaktivität und einen Anlass dar, um Kontakte zu Peers aufzunehmen und zu pflegen. Gemeinsame Rituale und initiatorische Erfahrungen mit Medien, wie etwa eine Videoparty, bei der zum ersten Mal Horror- oder Sexfilme geschaut wurden, gehören ebenfalls dazu

(Barthelmes/Sander 2001). Des Weiteren fand der kommunikative Austausch mit den Peers über Festnetztelefonate statt, wobei Jugendliche lieber auf Telefonzellen zurückgriffen, wenn sie zu Hause nicht die Möglichkeit hatten, ungestört und ohne Beisein der Eltern zu telefonieren. Abgesehen von Verabredungen ging es bei den Mädchen darum, sich einfach nur zu unterhalten, während Jungen eher telefonierten, um Informationen auszutauschen (Baacke et al. 1990; Suoninen 2001).

Mit den besten Freundinnen und Freunden werden gemeinsame Medienvorlieben besprochen und in Unternehmungen wie gemeinsame Kinobesuche umgesetzt, um die Innigkeit und Nähe der Beziehungen zu stützen (Barthelmes/Sander 2001: 264 ff.). Trotz dieser und ähnlicher medienbezogener Aktivitäten war es für beste Freundschaften bisher grundlegend bedeutsam, sich auch ohne Medien nah zu sein und in jeder Situation zusammen zu halten (ebd.).

In den partnerschaftlichen Beziehungen von Jugendlichen spielen Medien eine Rolle, um Gemeinsames zu unterstreichen, aber auch, um sich vom Anderen zu unterscheiden oder um Trennungen zu verarbeiten. So wird der zu Beginn einer Beziehung angeschauten Film oder ein gemeinsam gehörtes Lied zum Motto der Beziehung (Barthelmes/Sander 2001). Darüber hinaus fungierten vor der Digitalisierung und Konvergenz der Medien individuell zusammengestellte Musikkassetten als symbolisches Geschenk und als Sympathiebekundung. Im Verlauf der partnerschaftlichen Beziehungen verstärkten gemeinsame Medienvorlieben das Zusammengehörigkeitsgefühl, während im Zuge von Konflikten oder Trennungen diese Ähnlichkeiten wieder auseinanderdriften oder sich in einen, der Partnerin bzw. dem Partner entgegengesetzten Musikgeschmack umkehren können (Barthelmes/Sander 2001: 276 ff.).

Insgesamt wird in der Literatur immer wieder betont, dass es sich bei den beschriebenen medienbezogenen Praktiken um zeitlich begrenzte Aktivitäten handelt, die der eigentlichen Wichtigkeit der Beziehung nachgeordnet sind. In diesem Zusammenhang ist auch von der Lückenfüller-Funktion die Rede, insofern Medien die Zeit überbrücken, in der die Gleichaltrigen physisch nicht anwesend sind (Bofinger 2001; Paus-Haase et al. 1999; Suoninen 2001).

Abgesehen von solchen eher lokal ausgerichteten Beziehungen sind Medienaneignungsprozesse auch Ausgangspunkt für die **Teilhabe an jugendkulturellen Gemeinschaften**, die zum Teil über einen räumlich begrenzten Rahmen hinausgehen. Zu diesen Gruppierungen gehören etwa Fanggemeinschaften von bestimmter Filmgenres oder Fernsehserien (Eckert et al. 1993; Mikos 2004a; Vogelgesang 1990, 1995) sowie Marken- und Logokulturen (Weibel 2005) und die vielfältigen Musikszene (Baacke 1987; Hitzler/Pfadenhauer 2001; SPoKK 1997). Medienangebote werden hier als Auslöser, Kristallisationspunkte und Konstituenten

jugendkultureller Praktiken angeeignet und dienen als Instrument der Artikulation und Distinktion von Kommunikationsbeziehungen (Vogelgesang 1994; Vollbrecht 1997). Das heißt, mittels Medien und über die darüber artikulierten performativen Zugehörigkeitsdemonstrationen weisen Jugendliche Symbolen, Objekten und Handlungen eine gruppenbezogene Bedeutung zu und etablieren ein eigenes jugendkulturelles Kommunikationssystem, das gleichzeitig Zuordnungs- und Abgrenzungsprozesse ermöglicht. Während etwa in den Videocliquen der 90er Jahre das spielerische Moment des Videokonsums sowie expressive Kommunikationspraktiken wie Späße, Witze und Albernheiten im Mittelpunkt standen (Vogelgesang 1994), zeichnen sich die „Computerfreaks“ durch hohes Spezialwissen sowie durch die stilvolle Aneignung computerbezogener Sprachen, Regeln und Kniffe aus (Vogelgesang 2002c). In der Musikszene des Techno steht das Feiern und Tanzen im Mittelpunkt, das sowohl im engeren Freundeskreis auf kleineren „Locations“, als auch zusammen mit Freunden auf Megaevents wie der „Loveparade“ zelebriert und inszeniert wird (Hitzler 2001). Demgegenüber steht die mythisch melancholische Grundstimmung der „Grufties“, die sich in ihren Aktivitäts- und Expressivitätsmustern von Elementen klassischer Grusel- und Horrorfilme beeinflussen lassen und diese als ikonografische Ressourcen der stilvollen Selbst- und Gruppeninszenierung benutzen (Vogelgesang 2002c).

Diese und andere Formen jugendkultureller Vergemeinschaftung mit traditionellen Medien sind keineswegs dauerhaft und stabil, sondern von Brüchen und Wechseln sowie von fließenden internen und externen Grenzziehungen gekennzeichnet, innerhalb derer Jugendliche immer wieder neu definieren, zu wem sie gehören und worüber sie sich in welcher Weise ausdrücken. Die vielfältigen Medienaneignungspraktiken bewegen sich dabei immer im Spannungsfeld zwischen dem Erleben von Gemeinschaft und Zugehörigkeit auf der einen, und dem Inszenieren der eigenen Unverwechselbarkeit auf der anderen Seite (Hitzler 2001: 15)

Schließlich sind die beschriebenen, mit traditionellen Medien realisierten Praktiken in Peer-Beziehungen und Freundschaften, partnerschaftlichen Beziehungen sowie jugendkulturellen Gemeinschaften immer auch mit einer Neuverhandlung der Beziehung zu den Eltern verbunden. Dies kommt einerseits in einer stärkeren Außenorientierung zum Ausdruck und resultiert in häufigen Kino- und Konzertbesuchen mit Freunden oder in Fernsehenden bei der Partnerin bzw. beim Partner (Barthelmes/Sander 1997). Andererseits trägt der Besitz eigener Fernseher und Stereoanlagen zu einer Rückorientierung in die eigenen Jugendzimmer bei (Bovill/Livingstone 2001; Livingstone 2002). Sonia Livingstone spricht in diesem Zusammenhang von einer „Bedroom Culture“, in deren Mittelpunkt

die Hinwendung zu den Peers sowie die damit verbundene Distanzierung von den Eltern steht:

„[T]he media-rich bedroom increasingly becomes the focus of peer activity, and then as the media themselves, through their contents, bring the outside world indoors.“ (Livingstone 2002: 159)

Mit der Verlagerung der Mediennutzung in das eigene Zimmer konstituieren sich demnach Medienaneignungspraktiken, die innerhalb der Familie neue Grenzen von Privatsphäre markieren und für die Jugendlichen Individualität sowie Unabhängigkeit symbolisieren. Gleichzeitig bleiben aber auch einzelne familiäre Nischen erhalten, in denen Medien eine Rolle spielen. Dazu gehören das Fernsehen beim gemeinsamen Abendessen, aber auch medienbezogene Streitgespräche und Diskussionen (Livingstone 2002).

Bis zu diesem Punkt zeigen die Ausführungen aus historischer Perspektive, dass sich Jugendliche vor der Digitalisierung und Konvergenz der Medien solchen Angeboten zuwandten, mit denen sie die kommunikativen Praktiken in ihren eher lokal ausgerichteten face-to-face-Beziehungen ergänzen konnten. Dabei spielen Orientierungsmöglichkeiten sowie Zuordnungs- und Abgrenzungsprozesse, aber auch Praktiken der Selbstdarstellung eine Rolle, die in den unterschiedlichen Beziehungen auf spezifische Weise realisiert werden. Medien erfüllen demnach ergänzende Funktionen, die zu dem kommunikativen Spektrum einer Beziehung hinzutreten. Mit Blick auf die Digitalisierung und Konvergenz der Medien ist davon auszugehen, dass medienbezogene Praktiken nicht mehr nur eine ergänzende, sondern eine grundlegend konstitutive Rolle in den sozialen Beziehungen von Jugendlichen spielen und sich mit der face-to-face-Kommunikation vermischen.

3.2.3 Kommunikative Praktiken in digitalen Medienumgebungen

Internet und Mobiltelefon sind bereits als digitale Medien charakterisiert worden, die andere Medien und deren Inhalte und Funktionen integrieren und die gleichzeitig in ihrer zeitlichen und räumlichen Nutzung entgrenzt sind (vgl. Kapitel 3.2.1). Für Jugendliche und ihre sozialen Beziehungsnetze stellen PC und Internet sowie das Mobiltelefon höchst relevante Medien dar, wobei die darüber konstituierten Aneignungspraktiken vielfältige Formen der rezeptiven, interaktiven und interpersonalen Kommunikation mit Medien sowie der Produktion und Gestaltung eigener Medieninhalte beinhalten.

Mit Blick auf **Computer und Internet** sind Onlinespiele, Instant Messenger- und Chatprogramme, Foren und Tauschbörsen sowie die im Zusammenhang mit

dem Web 2.0 offerierten sozialen Netzwerkplattformen und Communities bedeutsam. Was die Orientierungsfunktion dieser digitalen Medienangebote betrifft, so erweitert sich das Spektrum beziehungsrelevanter Aneignungspraktiken im Vergleich zu traditionellen Medien um ein Vielfaches. Beispielsweise erproben Jugendliche in Simulationsspielen wie „Die Sims“ Beziehungssituationen interaktiv und durchleben so den Beginn einer Partnerschaft bis hin zu Familienleben und Scheidung (Ferchhoff 2007: 189 f.). In Onlinespielen wie „Second Life“ können Jugendliche eigene Avatare kreieren, die dann mit anderen Avataren interagieren. Darüber hinaus liefern Internetseiten wie „Bravo.de“ oder „Lovespace“ umfangreiche Antworten auf beziehungsrelevante Fragen. So finden sich unter der Rubrik „Dr. Sommer“²⁵ des Internetangebots der „Bravo“ zahlreiche Hintergrundinformationen, Tests und interaktive Foren rund um das Thema Partnerschaft und Sexualität (Michels 2009). Solche Online-Ratgeber werden von Jugendlichen genutzt, um sich bei der Bewältigung partnerschaftlich-erotischer Fragen umfassend und vor allem anonym beraten zu lassen (Greenfield et al. 2006; Hoffmann 2005). Dabei sind derartige Angebote in eine medienübergreifende Produktpalette eingebunden, bei der die Aneignung beliebter Dienste, Inhalte und Figuren oftmals über verschiedenste Medien hinweg erfolgt (Wagner/Theunert 2006).

Hinsichtlich der kommunikativen sowie symbolisch-expressiven Funktionen von digitalen Medien lassen sich im Wesentlichen zwei Formen kommunikativer Praktiken unterscheiden, mit Hilfe derer Jugendliche ihre Beziehungen online verhandeln. Dabei handelt es sich um beziehungsgeleitete und um interessengeleitete Praktiken (Ito et al. 2008; J.-H. Schmidt et al. 2009).

Die beziehungsgeleiteten Praktiken sind explizit auf die Gestaltung von Beziehungen gerichtet und drehen sich vor allem darum, bereits bestehende Kontakte aus der „Offline-Welt“ zu festigen, zu erweitern oder auf eine qualitativ andere Stufe zu heben. Dazu gehören insbesondere Peer-Beziehungen, Freundschaften und partnerschaftliche Beziehungen, die über schulische und familiäre Kontexte sowie über lokale Aktivitäten (z. B. in Sportvereinen) entstanden sind und nun auch online verhandelt werden (Boneva et al. 2006; boyd 2008; Greenfield et al. 2006; Livingstone 2008; Subrahmanyam/Greenfield 2008). Die hier bedeutsamen kommunikativen Praktiken beziehen sich darauf, so häufig wie möglich mit Peers „abzuhängen“. Gleichzeitig geht es darum, auf unverfängliche Weise Kontakt zum anderen (oder gleichen) Geschlecht aufzunehmen und so partnerschaftliche Beziehungen zu initiieren (Ito et al. 2008). Dementsprechend öffnen Jugendliche bei der Kommunikation über Chat- und Instant Messenger-Programme meist mehrere Gesprächsfenster gleichzeitig, sodass sie simultan mit verschiede-

²⁵ Siehe auch <http://www.bravo.de> [02.07.2012].

nen Personen kommunizieren und auf keinen Fall etwas verpassen können. Die hierbei stattfindenden Gespräche basieren auf jugendspezifischen Sprachstilen und beinhalten neben eher oberflächlichem Small Talk durchaus auch persönlich hochrelevante Themen, bei denen es um individuelles Feedback und emotionale Unterstützung geht (Boneva et al. 2006). Umgekehrt bieten Chat und Instant Messenger die Möglichkeit, heiklen Auseinandersetzungen oder Konflikten auszuweichen, indem man sich unsichtbar macht²⁶ oder offline geht.

Während diese Praktiken über Chat und Instant Messenger zumeist in einem abgegrenzten Kommunikationsraum zwischen zwei Personen stattfinden, nutzen Jugendliche auf sozialen Netzwerkplattformen wie „SchülerVZ“, „Facebook“ oder „MySpace“ die Möglichkeit, ihre Beziehungen in gewisser Weise öffentlich zu verhandeln (Livingstone/Ólafsson et al. 2011; Reißmann 2011). Über Kontaktlisten, Pinnwände oder Fotoalben artikulieren sie ihre Beziehungen vor anderen Nutzerinnen und Nutzern und durchstöbern gleichzeitig deren Profile und Netzwerke (boyd 2006, 2008; Livingstone 2008). Dabei werden nicht nur bereits bestehende Beziehungen aus Schule, Familie und Freizeit verhandelt; vielmehr geht es beim „Friending“ auch um das Vernetzen mit Personen, die man gern kennenlernen würde, deren Profile interessant erscheinen oder die beliebte Medienstars sind und mit denen man sich auf diesem Weg anfreunden kann. Die darüber erstellten Freundschaftslisten umfassen oftmals mehrere hundert Kontakte, wobei die Anbieter der Plattformen häufig eine zusätzliche Unterteilung in „wichtigste Beziehungen“ und „Bekannte“ ermöglichen (boyd 2006, 2008). Auch wenn diese Kategorien keineswegs dem vielschichtigen Freundschaftsverständnis der Jugendlichen entsprechen, gehen sie mit sozialen Erwartungen einher, die für beziehungspezifische Aushandlungen relevant sind. Ein Beispiel dafür sind Reziprozitätserwartungen: Hebt man jemanden aus der eigenen Liste in einen wichtigen Beziehungsstatus, wird erwartet, dass die- bzw. derjenige dies ebenso tut. Die darüber entstehende Freude oder auch Enttäuschung über nicht erfüllte Erwartungen wird über Pinnwände kommentiert und die Beziehung damit viel expliziter und vor anderen verhandelt, als dies in face-to-face-Situationen üblich wäre (boyd 2006).

Darüber hinaus erfüllen Freundschaftslisten, Kommentare und multimedial aufbereitete Profile im Kontext der Freundschaften und Peer-Beziehungen wichtige symbolische Funktionen. Sie bieten Jugendlichen einen Raum, in dem sie ihre sozialen Beziehungen vor anderen artikulieren und damit anzeigen können, wer

sie sind oder gern sein wollen und wem sie sich überhaupt nicht, nicht mehr oder seit Neuestem zuordnen. Dementsprechend zielt das Anfreunden mit vielen und interessanten Personen darauf ab, von Freunden und Peers als „cool“ und beliebt wahrgenommen zu werden, wobei die damit verbundenen Normierungen von „Coolness“ denen aus Offline-Kontexten sehr ähnlich sind: Wer zu wenige Freunde in seiner Liste vorweisen kann, erscheint als sozial unattraktiv, während zu umfangreiche Kontaktlisten Unglaubwürdigkeit und das Image einer „Netzwerk-Hure“ vermitteln (boyd 2008: 129).

Während es also bei den Freundschafts- und Peer-Beziehungen um Integrations-, Präsentations- und Bestätigungsprozesse geht, bemühen sich Jugendliche mit Blick auf die Erwachsenenwelt und insbesondere bei ihren Eltern um Abgrenzung und um die Konstitution eigener Kommunikationsräume. Über Chat, Instant Messenger oder Netzwerkplattformen nutzen sie die Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten, experimentieren mit sozialen Normen und probieren althergebrachte oder verbotene Handlungsweisen aus, die offline reglementiert würden oder gar nicht umsetzbar wären (Livingstone 2006, 2008). Um die kontrollierenden Bemühungen von Eltern zu umgehen, agieren Jugendliche mit fiktiven Benutzernamen sowie mehreren Passwörtern und E-Mail-Adressen. Sie erfinden eigene Begriffe und Sprachstile, mit denen sie die private Kommunikation auf symbolische Weise verpacken und so vor den neugierigen Augen der Erwachsenen schützen können (boyd 2008; Livingstone 2006). Als eine Art technologisches Update des Zimmertürschildes „Eltern draußen bleiben!“ (Livingstone 2006: 134) verweisen diese kommunikativen Praktiken also darauf, dass Onlinedienste wie Chatforen, Instant Messenger Programme und soziale Netzwerkplattformen dem Bedürfnis der Jugendlichen nach eigenen, mit Gleichaltrigen geteilten Kommunikationsräumen entgegen kommen. Dementsprechend bewerten sie die ungefragte Anwesenheit von Erwachsenen als kontrollierend und respektlos (Ito et al. 2008).

Neben diesen beziehungsgeleiteten Aneignungsprozessen wendet sich zudem ein kleinerer Teil der Jugendlichen PC und Internet zu, um spezifische medienbezogene Interessen zu verfolgen (Ito et al. 2008; J.-H. Schmidt et al. 2009; Wagner/Theunert 2006). Computer und Internet fungieren hierbei als Anknüpfungspunkte für kreative Aneignungspraktiken, die zur Herausbildung hochgradig differenzierter und spezialisierter Sozialformen führen (Vogelgesang 2002b, 2006). Zu den bekanntesten gehören etwa die Gemeinschaften der Online-Rollenspieler (Vogelgesang 1994). Darüber hinaus konstituieren sich Communities, bei denen die Begeisterung für Musik, kreatives Schreiben oder Videobearbeitung im Mittelpunkt steht (Ito et al. 2008). Dabei stellen beziehungsgeleitete Aktivitäten wie Gespräche über Medien oder das Erstellen, Hochladen und Verbreiten von Medieninhalten in sozialen Netzwerkplattformen einen Ausgangspunkt dar, über

26 Die meisten Chat- und Instant Messenger-Programme verfügen über eine Funktion, mit der man sich als „offline“ anzeigen lassen kann und trotzdem im Verborgenen online verfügbar und ansprechbar ist.

den Jugendliche ihre Interessen ausbauen und vertiefen. Die damit verbundenen interessengeleiteten Praktiken sind eingebettet in selbständig initiierte Lernprozesse und umfassen das kreative, spielerische Entdecken und Ausprobieren von Technologien und deren Möglichkeiten. Beispielsweise bezieht sich das „Herumbasteln“ am Computer auf eine intensive und medienbezogene Form des Engagement und der Begeisterung für digitale Technologien (Ito et al. 2008). Hinsichtlich der Leidenschaft für Musik finden Jugendliche im Internet nicht nur eigene Kommunikationsräume für das Sammeln und Tauschen von Musik, sie können sich auch selbst im Produzieren von Musik erproben und sich mit speziellen Musikrichtungen auseinandersetzen (Münch 2006). Trotzdem sind auch diese interessengeleiteten Praktiken in einen sozialen Kontext eingebettet, in dem Jugendliche ihre Vorlieben ausleben und in dem sie Stilisierungs- und Inszenierungsformen entwickeln, die weit über eine instrumentelle Verwendung von Computer und Internet hinausweisen (Vogelgesang 1994). Dieser soziale Kontext kann Freunde und Peers aus dem lokalen Umfeld umfassen, erstreckt sich aber oftmals darüber hinaus auf spezielle Communities im Internet. Im Rahmen dieser interessengeleiteten Netzwerke bringen Jugendliche ihr spezifisches Wissen ein, publizieren ihre Arbeiten, fordern Feedback und erwerben darüber neue Formen von Sichtbarkeit und Anerkennung (Ito et al. 2008; Wagner 2009). Wie bei den beziehungsgeleiteten Praktiken geht es also auch bei den interessengeleiteten Aktivitäten um Selbstdarstellung und -bestätigung sowie um Zuordnungs- und Abgrenzungsprozesse, die durch Spezialwissen und medienbasierte Stilbasteleien realisiert werden (Vogelgesang 2006).

Mit Blick auf das *Mobiltelefon* lassen nationale und internationale Untersuchungen zunächst deutlich werden, dass es auch hier um das Erweitern und Vertiefen bereits bestehender, lokaler Beziehungen geht (u. a. Castells et al. 2007: 127 ff.; Ling 2008b; Thulin/Vilhelmson 2007). Dabei beschäftigen sich die meisten Studien mit den Peer-Beziehungen von Jugendlichen und arbeiten die Bedeutung einzelner Funktionen des Mobiltelefons heraus, wobei der Fokus auf die mediatisierte interpersonale Kommunikation per SMS- und Telefonfunktion sowie auf die Rolle von Foto- bzw. Video- und MMS-Funktion gerichtet ist. Die darüber realisierten kommunikativen Praktiken drehen sich erstens um die flexible und dynamische Koordination der Peer-Beziehungen, vor allem mittels der kostengünstigen Kurznachrichten. Dazu gehören Ab- und Rücksprachen bezüglich des schulischen Alltags sowie spontane und immer wieder aktualisierte Verabredungen zu gemeinsamen Unternehmungen, die oftmals in einem „Event- and Location-Hopping“ zum Ausdruck kommen (Ling/Yttri 2002; Tully/Stockhausen 2006). Ling und Yttri sprechen auch von einer Mikrokoordination des jugendlichen Alltags als konkrete geografische und zeitliche Abstimmung unter Freunden (Ling/Yttri

2002). Im Unterschied dazu geht es bei der „Hypercoordination“ um eine expressive Nutzung des Mobiltelefons. Dazu gehören symbolische Positionierungen innerhalb der Peer-Beziehungen sowie das Etablieren von spezifischen Nutzungsregeln (ebd.).

Dies verweist zweitens darauf, dass die Kommunikation mit dem Mobiltelefon im Sinne phatischer Kommunikation auch auf eine emotional begründete, permanente Verbundenheit gerichtet ist. Dabei geht es weniger um den Austausch von Informationen, sondern vielmehr um Beziehungsbestätigung und emotionale Rückversicherung (Stald 2008). Beispielsweise entwickeln Jugendliche eigene SMS-Sprachen, verschicken Kettenbriefe, klingeln sich gegenseitig an oder verschenken Klingeltöne und Logos, um sich in eine bestimmte Peer-Group zu integrieren und um ihrem Wunsch nach Zugehörigkeit Ausdruck zu verleihen (Castells et al. 2007; Döring 2002; Oksman/Turtiainen 2004). Hierbei zeigen die Mädchen ein mindestens ebenso aktives Kommunikationsverhalten wie die Jungen bzw. versenden sie deutlich mehr Kurznachrichten als ihre Geschlechtsgenossen (Höflich 2001; Ling 2002)²⁷. Darüber hinaus gehören das kollektive Lesen und Verfassen von SMS sowie der Einbezug der Freunde in Shoppingaktivitäten oder Urlaubserlebnisse per Foto- oder Videobotschaft zu den kommunikativen Praktiken, die zu einer Aufrechterhaltung der Peer-Beziehungen beitragen (Ito 2005; Kasesniemi/Rautiainen 2002; Oksman 2005). Sowohl diese integrierenden als auch die koordinierenden Aneignungsweisen sind mit verschiedenen Regeln verknüpft. Das gegenseitige Anklingeln²⁸ oder das Beantworten von Kurznachrichten innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens steht für solche Regeln, die als Routinen und Reziprozitätserwartungen mit dem Mobiltelefon etabliert werden und auf die Schaffung, Erhaltung und Stärkung von Peer-Beziehungen gerichtet sind (Höflich et al. 2003; Ling/Yttri 2002; Tully/Stockhausen 2006). Insgesamt ist das Mobiltelefon für das Verhandeln von Peer-Beziehungen so unverzichtbar geworden, dass Jugendliche, die kein eigenes Handy besitzen, von bedeutsamen beziehungsrelevanten Aushandlungsprozessen ausgeschlossen bleiben (Ling 2004; Süß et al. 2003).

27 In der Literatur wird diese Entwicklung in den geschlechtsspezifischen Unterschieden bei der Medienaneignung als ein Hinweis darauf gewertet, dass sich insbesondere über das Mobiltelefon die eher technikfernen Mädchen den digitalen Medien ebenso zuwenden, wie die Jungen. Vgl. u. a. Livingstone/Haddon et al. 2011; Livingstone/Helsper 2007, 2010.

28 Anklingeln bezieht sich auf eine Kommunikationspraktik zur Vermeidung von Telefongebühren. Der Angerufene lässt sein Mobiltelefon klingeln ohne den Anruf entgegenzunehmen. Vielmehr wissen die Anrufer durch vorher getroffene Vereinbarungen, welche Botschaft das Anklingeln übermitteln soll.

Neben den peerspezifischen Praktiken finden sich in der Literatur Hinweise auf die Bedeutung des Mobiltelefons für die Gestaltung erster partnerschaftlicher Beziehungen. Dabei geht es vor allem um die diskrete Annäherungen aus sicherer Distanz sowie um das Vermeiden von Peinlichkeiten und Unannehmlichkeit beim Etablieren oder Beenden der Beziehungen (Castells et al. 2007; Höflich et al. 2003; Oksman/Turtiainen 2004). Bei der Beziehungsanbahnung ermöglichen Kurznachrichten diskrete Flirtstrategien (Höflich et al. 2003) oder stehen für Zuneigungsbekundungen sowie symbolische Beweise des Aneinander-Denkens (Taylor/Harper 2003). Während Mädchen generell freizügiger und emotionaler kommunizieren (Döring et al. 2005), benutzen Jungen beispielsweise die Kamerafunktion des Mobiltelefons als direktes Mittel der Kontaktaufnahme (Scifo 2005). Ebenso wie das Mobiltelefon Optionen der kontrollierten Annäherung bereithält, ermöglicht es den Rückzug aus partnerschaftlichen Beziehungen. Das Ignorieren eingehender Anrufe und Kurznachrichten gilt beispielsweise als Zeichen des Nicht-Kommunizieren-Wollens und durchbricht die für Beziehungen fundamental bedeutsame Reziprozität (Castells et al. 2007: 154). „Schluss machen“ per SMS umfasst eine ähnlich distanzierte und asynchrone Kommunikationspraxis, auf die zumeist mit dem Löschen aller beziehungsrelevanten Erinnerungsstücke aus dem Handyspeicher reagiert wird (Kasesniemi/Rautiainen 2002; Ling 2007). Insgesamt fungiert das Mobiltelefon in partnerschaftlichen Beziehungen als ein quasi-illegales Medium, das es Jugendlichen ermöglicht, Kommunikationspraktiken aus kontrollierter Distanz zu etablieren und zu reflektieren sowie „hinter dem Rücken der Eltern“ Qualifikationen im Bereich partnerschaftsrelevanter Interaktionen zu entwickeln (Ling 2004, 2007; Ling/Yttri 2002).

Damit ist schließlich auf die Aneignung des Mobiltelefons beim Verhandeln der Beziehung zu den Eltern verwiesen. In diesem Zusammenhang konstituieren sich kommunikative Praktiken, die sich in einem Spannungsfeld zwischen dem Bewahren und Verstetigen sowie dem Lockern und Aufbrechen von Familienbindungen bewegen. Diese Ambivalenz zeigt sich bereits bei der Anschaffung eines Mobiltelefons. Motiviert durch ihr Bedürfnis nach Sicherheit sowie vor dem Hintergrund einer befürchteten Ausgrenzung ihrer Kinder unter Gleichaltrigen sind oftmals die Eltern selbst der Antriebsmotor für die Anschaffung eines Mobiltelefons (Castells et al. 2007; Haddon 2004). Gleichzeitig ist dieser Schritt, ähnlich einer rituellen Statuspassage wie der Führerscheinwerb, mit einer zunehmenden Orientierung der Jugendlichen nach außen, hin zu den Peers sowie mit einem eigenverantwortlichen Umgang bezüglich finanzieller Ressourcen verbunden, was für die Eltern mit Verunsicherung und Kontrollverlust einhergehen kann (ebd.).

Mit Blick auf die kommunikativen Praktiken zwischen den Familienmitgliedern fungiert das Mobiltelefon einerseits als funktionale und emotionale Stütze und trägt damit zur Kontinuierung und Stabilisierung der Beziehungen bei (Christensen 2009). Funktional gesehen erleichtert es die Koordination des zwischen Schulbesuchen, Einkäufen und gemeinsamen Unternehmungen angesiedelten familiären Alltags und unterstützt zudem die Umsetzung elterlicher Erziehungsmaßnahmen wie das Einhalten von Ausgehzeiten seitens der Jugendlichen (Feldhaus 2004, 2005, 2007; Kasesniemi/Rautiainen 2002). Auf der emotionalen Ebene wird das Mobiltelefon von den Eltern als „verlängerte Nabelschnur“ (Logemann/Feldhaus 2002: 9) oder „digitale Hundeleine“ (Haddon 2004: 39) benutzt. Dabei geht es weniger um den kontinuierlichen Kontakt zu den Kindern, als vielmehr um die Möglichkeit des potenziellen Erreichen-Könnens und das damit verbundene Sicherheitsgefühl.

Auf der anderen Seite lockern sich innerfamiliäre Beziehungen früher, weil Jugendlichen mehr Handlungsspielräume und Freiheiten zugestanden werden. Das heißt, die Mädchen und Jungen können sich schon sehr frühzeitig und ausgiebig solchen Aktivitäten mit Gleichaltrigen zuwenden, die außerhalb des elterlichen Zuhauses liegen. Versuchen Eltern, ihre Kinder während dieser Unternehmungen zu erreichen, sind sie zu Diskretion aufgefordert oder aber ihre Kontaktversuche werden durch Praktiken des Ausweichens und Herausredens (z. B. Nummer blockieren, Anruf wegdrücken) unterbunden (Ling/Yttri 2002; Ling/Yttri 2006; Oksman/Turtiainen 2004).

Neben den außerhäuslichen Aktivitäten konstituieren Jugendliche mit dem Mobiltelefon auch private Kommunikationsräume innerhalb ihres Zuhauses oder im schulischen Klassenraum. Dabei geht es weniger um Mobilität, sondern vielmehr um die kontinuierliche Integration in Gleichaltrigen-Beziehungen und um das Aufbrechen von Regeln an von Erwachsenen vordefinierten Orten. Stundenlange Telefonate im eigenen Zimmer, verliebte Kurznachrichten in der Nacht oder heimliche SMS im Unterricht sind Beispiele für derartige kommunikative Praktiken, die sich an Peers, Freunde und Partnerinnen bzw. Partner richten und sich den Regeln der Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer weitestgehend entziehen (Campbell 2005; Ito 2005). Insgesamt sind diese, mit dem Mobiltelefon realisierten kommunikativen Praktiken für Jugendliche zwar mit einem Gewinn an Autonomie und Selbständigkeit verbunden, bedeuten aber immer auch eine permanente, mehr oder weniger präsente Anwesenheit des elterlichen Zuhauses im „stand by-Modus“ (Feldhaus 2005).

Abgesehen von diesen, explizit auf Beziehungen gerichteten Praktiken eignen sich Jugendliche das Mobiltelefon auch als persönliches Medium und als individualisierbare Technologie an. Über die damit verbundenen Aneignungspraktiken

wird das Handy zum Teil einer Person und, wie eine Uhr oder ein bestimmtes Kleidungsstück, zum Fashionelement mit begrenzter Haltbarkeit (Castells et al. 2007; Haddon 2004). Um sich mit dem Mobiltelefon selbst zu präsentieren und um gruppenspezifische Stilrichtungen anzuzeigen, ist es jedoch nicht ausreichend, sich für das aktuellste Modell eines Anbieters und damit für ein Gerät mit einem bestimmten, vorgefertigten Design zu entscheiden. Vielmehr werden Accessoires wie bunte Handytaschen, -schalen, -anhänger und -aufkleber, aber auch individualisierbare audiovisuelle Elemente wie Töne, Bilder und Videos benutzt, um dem Mobiltelefon eine persönliche Note zu verleihen (Döring 2002; Höflich 2001; Ling 2002; Tully/Stockhausen 2006; Vollbrecht 2006). Vor allem die Mädchen beschäftigen sich ausgiebig mit eher kreativen Praktiken, während die Jungen ihre geschlechtsspezifische Identität vermehrt über Technologieorientierung und das damit verbundene Staturerleben zum Ausdruck bringen (Ling 2002; Oksman/Turtiainen 2004). Beiden Geschlechtern geht es dabei weniger um die Funktionalität einzelner Gestaltungselemente, sondern vielmehr um die Markierung von Stilen und um Präsentationsprozesse (Castells et al. 2007: 160).

Im Hinblick auf den Wandel der Medienumgebungen von Jugendlichen und die darauf bezogenen kommunikativen Praktiken aus historischer Perspektive lässt sich nun schlussfolgern, dass im Zuge von Mediatisierungsprozessen die beziehungsrelevanten Funktionen von Medien ähnlich geblieben sind, während sich die Strukturen von und kommunikativen Praktiken in Beziehungen grundlegend verändert haben.

Ähnlich geliebt sind die Funktionen von Medien, insofern auch Internet und Mobiltelefon von Jugendlichen angeeignet werden, um sich im Hinblick auf Beziehungen zu orientieren, um miteinander zu kommunizieren und um sich innerhalb von Beziehungen zu präsentieren. Dabei bewegen sich Jugendliche in Medienumgebungen, die traditionelle und neue Inhalte integrieren.

Verändert haben sich jedoch die Strukturen von Beziehungen, weil Jugendliche nicht mehr nur in lokal begrenzte und face-to-face realisierte Beziehungen eingebunden sind. Vielmehr konstituieren sich erweiterte Beziehungsnetze, die aus mehr oder weniger mediatisierten Kontakten bestehen. Dazu gehören Beziehungen, die im Internet entstehen und dort verbleiben, aber auch face-to-face weitergeführt werden, ebenso wie Beziehungen, deren Ausgangspunkt die Offline-Welt ist und die dann mittels Internet und Mobiltelefon weiter verhandelt werden. Gewandelt hat sich zudem die Quantität und Qualität der für Sozialisationsprozesse bedeutsamen kommunikativen Praktiken, insofern digitale Medien nun maßgeblich an der Konstitution und Gestaltung von Beziehungen beteiligt sind. Dabei realisieren Jugendliche vielfältige Formen mediatisierter Kommunikation, die für verschiedenste beziehungsrelevante Aushandlungen von Bedeutung sind. Über

diese funktional, aber auch emotional ausgerichteten Praktiken erschließen sie sich die Möglichkeit, sich situationspezifisch in Beziehungen zu integrieren und wieder auszuklinken, neue Abgrenzungen und Freiräume zu konstituieren und Updates ihrer Positionierungen im Beziehungsnetz zu vollziehen. Gleichzeitig entstehen über diese Praktiken veränderte Regeln, Routinen und Beziehungsdefinitionen, also beispielsweise andere Vorstellungen davon, was alles als Freundschaft bezeichnet werden kann. Mit Blick auf geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Medienaneignung verweisen die Studien darauf, dass Mädchen digitalen Medien wie Internet und Mobiltelefon aufgeschlossen gegenüberstehen und sich diese Technologien und ihre Inhalte auf mindestens ebenso vielfältige und kreative Weise aneignen wie Jungen.

Im Gesamt dieser mediatisierten Kommunikationspraktiken spielt das Mobiltelefon eine besondere Rolle. Als portables Gerät und individualisierbare Technologie stellt es für Jugendliche das Medium schlechthin dar, mit dem sie ihre beziehungsrelevanten Praktiken bündeln sowie jederzeit und allorts umsetzen können. Dabei etablieren sie Regeln und Routinen, die in den verschiedenen Beziehungen mit mehr Freiräumen, aber auch mit neuen Unsicherheiten, Zwängen und Verbindlichkeiten einhergehen.

Mit diesem Forschungsüberblick und den daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen kann festgehalten werden, dass digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon einen sehr hohen Stellenwert im Jugendalter genießen, auf grundlegende Weise in die kommunikativen Praktiken von Beziehungen eingebunden sind und damit zu einem Wandel von Sozialisationsprozessen beitragen. Auch wenn diese Erkenntnisse einen ersten wichtigen Zugang zur Beschreibung mediatisierter Kommunikationspraktiken liefern, sind sie aus mindestens drei Gründen für die Beantwortung der Forschungsfragen des vorliegenden Buches nicht ausreichend und sollen mit Hilfe des empirischen Teils weiterentwickelt werden.

Bei diesen Gründen handelt es sich erstens um die fehlende Einbettung von Einzelmedien in komplexe Medienumgebungen. In den referierten Studien werden zumeist nur einzelne Medien und deren Funktionen untersucht. Vernachlässigt wird oftmals die Tatsache, dass digitale Medieninhalte und -dienste aufeinander verweisen und kaum mehr an einzelne Geräte oder Technologien gebunden sind. Das heißt die Erforschung der mit digitalen Medien realisierten Kommunikationspraktiken sollte die komplexen Medienumgebungen in den Blick nehmen und nicht nur auf eine einzelne Technologie beschränkt bleiben.

Zweitens ist auf die Einbettung der mit dem Mobiltelefon realisierten Praktiken in das Gesamt medienbezogener Praktiken sowie auf die Verbindung zwischen mediatisierten und nicht-mediatisierten Kommunikationspraktiken hinzuweisen. In den vorgestellten Untersuchungen wird insbesondere das Mobiltelefon als ein

Einzelmedium betrachtet, mit dem vor allem mediatisierte interpersonale, aber auch andere Formen von Medienkommunikation realisiert werden. Zu klären bleibt, auf welche Weise diese Praktiken mit der Kommunikation mit anderen Medien verwoben sind und wie sich die Verbindung zur face-to-face-Kommunikation gestaltet. Nur wenn solche Zusammenhänge berücksichtigt werden, lassen sich die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen angemessen rekonstruieren.

Drittens wird schließlich deutlich, dass überwiegend einzelne Beziehungsformen untersucht werden. Wichtig ist es jedoch, die aufeinander bezogenen Aushandlungen in den Blick zu nehmen. Hier haben die Erörterungen zu Beziehungen als mediatisierte Kommunikationsnetze sowie die referierten Beziehungsstudien gezeigt, dass kommunikative Aushandlungsprozesse in einer Beziehung immer auch im Zusammenhang mit anderen, im Beziehungsnetz verankerten, Relationen stehen.

Erst über die empirische Erforschung dieser drei formulierten Zusammenhänge lässt sich das theoretische Konstrukt der mediatisierten Kommunikationspraktiken auf die Beziehungsnetze von Jugendlichen beziehen und herausarbeiten, welche konkreten sozialisationsspezifischen Wandlungsprozesse damit verbunden sind. Bevor der empirische Teil der vorliegenden Arbeit vorgestellt und die daraus abgeleiteten Erkenntnisse erläutert werden, soll es jedoch noch um die theoretische Fundierung dessen gehen, was als Wandel der Sozialisationsergebnisse bezeichnet werden kann.

3.3 Mediatisierung der Sozialisationsergebnisse

In den vorangegangenen Kapiteln wurden digitale Medien als ein untrennbarer Bestandteil sozialen Handelns herausgestellt, der heute mehr denn je mit den Bedingungen und Prozessen von Sozialisation verwoben ist. Nun soll die Frage in den Mittelpunkt gestellt werden, auf welche Weise sich das „Ergebnis“ von Sozialisation wandelt. Mit welchen gesellschaftlichen Prozessen sind diese Veränderungen verwoben und was heißt das für Jugendliche und ihre Beziehungsnetze? Beinhalten diese Veränderungen positiv zu bewertende Bereicherungen oder lassen sich auch defizitäre Entwicklungen erkennen? Und welche Möglichkeiten gibt es, diese Veränderungen im Sinne der Jugendlichen positiv zu beeinflussen?

Das Ergebnis von Sozialisation bezieht sich auf die alltägliche Identitätsarbeit, bei der es Jugendlichen gelingen soll, eine individuell akzeptable Balance zwischen Anerkennung und Autonomie zu entwickeln sowie Veränderungen und Ambivalenzen in ein stimmiges Spannungsverhältnis zu bringen (vgl. Kapitel 2.2.2). Die

damit verbundene Erfahrung von Kohärenz, Anerkennung und Authentizität nimmt maßgeblich Einfluss auf die Handlungsfähigkeit von Jugendlichen in sozialen Beziehungsnetzen. Gleichzeitig bilden diese Beziehungen aber auch einen wichtigen Rahmen, um identitätsrelevante Syntheseleistungen zu vollbringen. Sowohl die alltägliche Identitätsarbeit, als auch die beziehungsrelevante Handlungsfähigkeit sind abhängig von Ressourcen, die Jugendlichen im Sozialisationsprozess zu Verfügung stehen.

Digitale Medien, so soll im Folgenden argumentiert werden, lassen sich als Ressourcen beschreiben, aber auch als Risiken fassen, die für Identitätsarbeit relevant und für Jugendliche und ihre Beziehungen von Bedeutung sind. Während Medien als Ressourcen eine Bereicherung kommunikationskulturellen Kapitals darstellen, verweisen die mit Medien verbundenen Risiken auf eine Begrenzung dieses Kapitals sowie auf damit verbundene kommunikationskulturelle Problemlagen²⁹ (Baacke 2007). Der hier bedeutsame Kapitalbegriff wurde insbesondere in der Kulturtheorie von Pierre Bourdieu entwickelt und bezieht sich darauf, dass den Menschen für ihr soziales Handeln ein bestimmtes Ausmaß an verschiedenen Kapitalsorten zur Verfügung steht (Bourdieu 1997: 49 ff.) Während ökonomisches Kapital das finanzielle Vermögen umfasst, das ein Mensch besitzen kann, entsteht kulturelles Kapital über institutionalisierte Bildung, beispielweise in Schulen, aber auch über Lernen in der Familie. Soziales Kapital bezieht sich auf aktuelle und potenzielle Ressourcen, die einem Menschen aufgrund seiner Einbindung in ein Beziehungsnetz, das sich durch gegenseitiges Kennen und Respektieren auszeichnet, zur Verfügung stehen. Über die Anerkennung dieser drei Kapitalsorten in einer Gesellschaft entsteht schließlich symbolisches Kapital, mit dem ein Mensch über Prestige oder besondere Privilegien verfügt. Alle benannten Kapitalsorten sind miteinander verwoben und bedingen einander. Sie sind individuell verfügbar und können individuell erworben sein, aber auch vererbt werden (ebd.).

Im Hinblick auf die derzeit stattfindenden Mediatisierungsprozesse argumentiert nun Friedrich Krotz, dass die Kommunikation mit digitalen Medien vor allem für das kulturelle und soziale Kapital der Menschen von besonderer Bedeutung ist (Krotz 2007: 296 ff.). Dabei sind unterschiedliche Entwicklungsrichtungen denkbar, in denen Lern- und Bildungsprozesse sowie soziale Vernetzungsmechanismen

²⁹ Der Begriff der kommunikationskulturellen Problemlagen wurde von Dieter Baacke geprägt und verweist auf Problemfelder, die im Zusammenhang mit Mediatisierungsschüben stehen und für Jugendliche unter anderem mit Orientierungsdilemmata und Gefühlen des Zu-Kurz-Gekommen-Seins verbunden sein können. Vgl. Baacke 1997; Niesyto 2007.

verändert werden. Mit Blick auf das kulturelle Kapital verlangen digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon neue Fähigkeiten ihrer Bedienung, während alte Fähigkeiten in den Hintergrund treten können. Zudem entstehen beispielsweise über das Internet neue Zugänge zu Wissensbeständen und damit auch neue Urteilsgrundlagen. Es ist aber auch möglich, dass mit dem Aufkommen digitaler Medien kulturelles Kapital vernichtet oder die Aneignung anderer Kapitale verhindert wird. So können zu häufiges Fernsehen oder Computerspielen kontraproduktiv für Lernen sein (Krotz 2007: 297 f.)

Bezogen auf das soziale Kapital ist davon auszugehen, dass Medien der interpersonalen Kommunikation wie das Mobiltelefon oder Chats und Foren im Internet zur Bildung und Erhaltung sozialen Kapitals beitragen, indem sie die Pflege bestehender Beziehungen erleichtern, Beziehungen intensivieren oder neue Kommunikationsräume und darin konstituierte Beziehungen ermöglichen:

„With mobile communication and other forms of net-based interaction, there is a strengthening of the in-group dynamics. At the same time, the cultural capital of the group can be spiced up with other bits of social flotsam and jetsam.“ (Ling 2008b: 187)

Gleichzeitig ist aber auch denkbar, dass diese Medien dazu beitragen, dass Menschen soziale Beziehungen und damit auch soziales Kapital verlieren, weil sie zum Beispiel die Personen um sich herum ignorieren, während sie mit dem Mobiltelefon telefonieren (Green/Haddon 2009: 88 ff.; Haddon 2004: 76 ff.).

Zudem wird deutlich, dass sich über den Wandel kultureller und sozialer Kapitale andere Machtverhältnisse konstituieren können (Krotz 2007: 293). Wer beispielsweise heute über bestimmte Kompetenzen im Umgang mit digitalen Medien verfügt, kann nicht nur sein finanzielles, sondern auch sein soziales und symbolisches Kapital eher erhöhen als Menschen, denen diese Kompetenzen fehlen. Damit verbunden sind die Möglichkeiten eines Menschen, sich in einem sozialen Beziehungsnetz und in eine Gesellschaft zu integrieren (Krotz 2002). Insbesondere für Jugendliche ist diese Frage höchst relevant, denn die Prozesse der Teilhabe an sozialen Beziehungen und der Integration in eine Gesellschaft sind im Sozialisationsprozess von zentraler Bedeutung und werden heute zunehmend von digitalen Medien durchdrungen.

Im Folgenden soll es nun darum gehen, die mit digitalen Medien verbundenen Bereicherungen und Begrenzungen kommunikationskulturellen Kapitals aufzuzeigen und im Hinblick auf ihre Konsequenzen für Sozialisation und Identitätsarbeit im Jugendalter einzuordnen. Dazu werden im ersten Schritt die kommunikationskulturellen Bereicherungen im Sinne von Ressourcen erörtert, die sich über die Kommunikation im Internet und mit dem Mobiltelefon konstituieren. Hierbei

geht es um das Erschließen erweiterter und neuer Wissensvorräte sowie um technische Kompetenzen. Darüber hinaus wird auf die kommunikativen Vernetzungspotenziale digitaler Medien und ihre Bedeutung als soziale und symbolische Ressourcen Bezug genommen.

Zweitens stehen die kommunikationskulturellen Problemlagen und Risiken im Mittelpunkt, die sich für Jugendliche im Zuge von Mediatisierungsprozessen ergeben können. Dabei richtet sich der Fokus auf zwei ausgewählte Bereiche, die im Rahmen von Sozialisation besonders relevant sind. Dabei handelt es sich um Prozesse und Konsequenzen, die im Zuge der Kommerzialisierung von Kommunikation bedeutsam sind sowie um digitale Medien und neue Formen von Gewalthandeln.

Schließlich geht es drittens um die veränderten und neuen Anforderungen an die medienbezogenen Fähigkeiten von Jugendlichen sowie die damit verbundene Frage der Vermittlung von Medienkompetenz. Dabei wird diskutiert, welchen Beitrag gesetzlicher und präventiver Jugendmedienschutz leisten können, um Jugendliche bei der Aneignung digitaler Medien nicht nur zu reglementieren, sondern sie vor allem auch für einen kreativen, partizipativen und ethisch verantwortungsvollen Medienumgang stark zu machen.

3.3.1 Digitale Medien als Ressourcen im Sozialisationsprozess

Im Zuge der Digitalisierung und Konvergenz der Medien haben sich Internet und Mobiltelefon als die Medien herausgestellt, die für Jugendliche neue Kommunikationsräume eröffnen und vielfältige Potenziale bereithalten, um beziehungsrelevante Themen und Bedürfnisse zu bearbeiten. Im Kapitel 3.2 zur Mediatisierung der Sozialisationsprozesse wurde ausführlich beschrieben, auf welche Weise Jugendliche medienbezogene Praktiken in ihren Beziehungen entwickeln, wobei sie sich darüber nicht nur neue Formen kulturellen Kapitals erschließen, sondern sich auch Zugang zu sozialem und symbolischen Kapital verschaffen.

Mit der **Erschließung erweiterter Wissensvorräte sowie der Aneignung neuer technischer Kompetenzen** ist vor allem das kulturelle Kapital angesprochen, das Jugendliche heute im Sozialisationsprozess für sich und ihre Beziehungen nutzbar machen. Eine treibende Kraft stellt dabei ihr Orientierungsbedürfnis dar. Um sich beziehungsrelevante Themen zu erschließen und damit verbundene Fragen zu beantworten, durchforsten Jugendliche sämtliche Medien und insbesondere Internetseiten, die sich beispielsweise mit Partnerschaft und Sexualität beschäftigen (vgl. Kapitel 3.2.3). Darüber erhalten sie nicht nur Zugang zu einem umfassenden Pool an Informationen und Materialien, sie haben darüber hinaus die Möglichkeit, sich in Chats und Foren auszutauschen oder sich an dort agierende

Expertinnen und Experten zu wenden. Auf diesem Weg erschließen sich Jugendliche neue Wissensvorräte und Handlungsmöglichkeiten, die sie dann auch in ihre Beziehungen einbringen.

Darüber hinaus entwickeln Jugendliche neue technische Kompetenzen im Umgang mit digitalen Medien (Ito et al. 2008; J.-H. Schmidt et al. 2009). Entlang der Begeisterung für die Technik oder für bestimmte technische Fertigkeiten initiieren Jugendliche selbständig Lernprozesse und entwickeln im spielerischen Entdecken und Ausprobieren ein Spezialwissen, das sich auf verschiedenste Bereiche digitaler Technologien bezieht. Das Internet ist diesbezüglich eine facettenreiche Spielwiese, auf der sich Jugendliche mit digitalen Funktionen und Materialien austoben und auf der sie sich neue Kulturtechniken aneignen können. Dazu gehören unter anderem die schon erwähnten Communities, in denen es um die kreative Auseinandersetzung mit digitalen Text-, Musik- oder Videomaterialien geht (ebd.). Mit Blick auf das Mobiltelefon trägt eine ähnlich gelagerte Technikbegeisterung dazu bei, dass sich Jungen mit sämtlichen aktuellen Handy-Modellen und -Funktionen auskennen und ein entsprechendes Expertenwissen entwickeln. Mädchen beschäftigen sich auf eher kreative Weise mit ihrem Mobiltelefon und verleihen ihm über individuell gestaltete audiovisuelle Elemente wie selbst erstellte Klingeltöne und Videoclips eine persönliche Note (Oksman/Turtiainen 2004). Insgesamt ist das auf diese Weise erworbene kulturelle Kapital nicht nur in der Phase des Jugendalters relevant, sondern kann darüber hinaus in eine berufliche Zukunft führen und so in ökonomisches Kapital umgewandelt werden.

Neben der Erschließung erweiterter Wissensvorräte sowie der Aneignung neuer technischer Kompetenzen spielen die **Erweiterung kommunikativer Vernetzungspotenziale sowie das damit verbundenen soziale Kapital** für Sozialisationsprozesse eine zentrale Rolle. Dabei geht es nicht nur darum, dass Jugendliche über digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon ihre bestehenden Beziehungen erweitern, sondern auch darum, auf welche Weise sie das tun und welche kommunikativen Praktiken sie in diesem Zusammenhang etablieren. Auch hier haben bereits die Erläuterungen im Kapitel zu den medienbezogenen Aneignungsprozessen von Jugendlichen gezeigt, dass sich Jugendliche Internet und Mobiltelefon auf vielseitige und neuartige Weise aneignen und für ihre Beziehungen nutzbar machen (vgl. Kapitel 3.2.3).

Mit Blick auf die Gleichaltrigen-Beziehungen praktizieren Jugendliche die für diese Lebensphase so typische soziale Neugier und Erprobungslust. Über Chats, Instant Messenger und soziale Netzwerkplattformen knüpfen sie neue Kontakte, vertiefen diese Beziehungen in der „offline-Welt“ oder belassen sie als lose Bekanntschaften in ihren digitalen Freundschaftslisten. Vor dem Hintergrund

ihres Bedürfnisses nach Sicherheit und Verstärkung sind Jugendliche aber auch bemüht, in ihren bereits bestehenden Freundschaften, Peer- und partnerschaftlichen Beziehungen ein hohes Maß an kontinuierlicher Verbundenheit und emotionaler Nähe zu erfahren. Dabei spielen ebenfalls die verschiedenen sozialen Dienste und Portale im Internet, vor allem aber auch das Mobiltelefon eine wichtige Rolle. Als portable Technologie und persönliches Medium erlaubt es die flexible Organisation und permanente emotionale Rückversicherung in Beziehungen. Insgesamt belegen zahlreiche empirische Studien zur Aneignung von Internet und Mobiltelefon, dass Mädchen und Jungen, die auf sozialen Netzwerkplattformen aktiv sind, chatten, mobil telefonieren oder SMS schreiben, keineswegs beziehungsarme, sondern vielmehr sozial integrierte und engagierte Jugendliche sind. Diese Ergebnisse zeigen also, dass Jugendliche heute die Möglichkeit haben, kommunikative Vernetzungspotenziale zu aktivieren und sich ein soziales Kapital zu erschließen, das in umfangreichen und vielfältigen Beziehungsnetzen sichtbar wird. Dabei findet die Zuordnung zu bestimmten Personen und Personengruppen weniger entlang traditioneller, sondern vielmehr über individuelle, mit digitalen Medien realisierte Kommunikationspraktiken statt (Ling 2008b: 175 ff.). Zudem sind diese neuen und erweiterten Vernetzungspotenziale für die Persönlichkeitsentwicklung im Sozialisationsprozess höchst bedeutsam, insofern Sozialisation und die Entwicklung einer gesellschaftlich handlungsfähigen Persönlichkeit maßgeblich an kommunikatives Handeln und soziale Interaktionen in Beziehungen gebunden sind.

Sowohl das mit digitalen Medien konstituierte soziale Kapital, als auch das oben beschriebene kulturelle Kapital erfahren schließlich über die Anerkennung in den sozialen Bezügen, in denen sich Jugendliche bewegen, einen besonderen, sozialisationsrelevanten Wert. Damit sind schließlich das **symbolische Kapital und die damit verbundenen kommunikativen Praktiken** angesprochen, die ebenfalls mit Internet und Mobiltelefon verwoben sind. So ist den jugendlichen Computerexperten und Handyspezialisten nicht nur daran gelegen, ihr kulturelles Kapital in Form von besonderem Wissen und technischen Fertigkeiten für sich persönlich auszubauen. Sie legen immer auch Wert darauf, im Austausch mit anderen Feedback und Anerkennung zu erhalten. Mit Blick auf das soziale Kapital bieten unter anderem die Profile auf den sozialen Netzwerkportalen, die gespeicherten Kontakte im Mobiltelefon oder die gesammelten Handyfotos und -videos die Möglichkeit, sich im eigenen Beziehungsnetz zu präsentieren und anzuzeigen, wo man steht, mit wem man verbunden ist und mit wem nicht:

„Heranwachsende verarbeiten Medien meist nicht als Einzelgänger, sondern setzen die Medien dazu ein, ihre vielfältigen Beziehungen zu gestalten. Medien-

präferenzen und Medienwissen sind Elemente der Selbstgestaltung und Selbstdarstellung, die nicht primär für Selbstreflexion, sondern für soziale Positionierung wichtig sind. Nachdem andere soziale Merkmale als Standes-Symbole sich in der postmodernen Gesellschaft auflösen, haben Stile der Medienaneignung eine Zugehörigkeit und Distanz signalisierende Funktion übernommen.“ (Süss 2004: 283)

Dem Mobiltelefon kommt bei diesen Stilen der Medienaneignung eine besondere Bedeutung zu, insofern es für Jugendliche eine individualisierbare Technologie darstellt, mit der sie sich in ihren Beziehungen präsentieren und mit der sie bestimmte Botschaften der Zuordnung und Abgrenzung übermitteln können. Das mit digitalen Medien konstituierte symbolische Kapital stellt also ein inzwischen unverzichtbares Element der Orientierung und Rückversicherung sowie der Selbstgestaltung und des Selbstaudrucks in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen dar. Dabei werden die mittels Internet und Mobiltelefon realisierten kommunikativen Praktiken immer wieder neu und flexibel angepasst, perfektioniert oder verworfen und neu gestaltet. Gleichzeitig sind diese Praktiken immer auch bedeutsame Schritte auf dem Weg der Herausbildung einer gesellschaftlich handlungsfähigen Persönlichkeit.

Aus historischer Perspektive können derartige Transformationen im Hinblick auf Mediatisierung, soziale Integration und Identitätsarbeit also als eine Bereicherung im Sozialisationsprozess bewertet werden. Auf der anderen Seite haben heute keineswegs alle Jugendlichen Zugang zu diesen Integrationspotenzialen und verfügen über die entsprechenden Mittel und Fähigkeiten, um sich kulturelles, soziales und symbolisches Kapital anzueignen. Das heißt, die über Mediatisierungsprozesse freiwerdenden Potenziale beinhalten immer auch Restriktionen, die sich für den Einzelnen nachteilig auswirken oder risikobehaftet sein können (Niesyto 2007). Vor diesem Hintergrund geht es nun im Folgenden um desintegrative Tendenzen im Sinne kommunikationskultureller Problemlagen.

3.3.2 Digitale Medien als Risiken im Sozialisationsprozess

„Integriert ist, wer in der Lage dazu und funktional darauf angewiesen ist, medial zu kommunizieren.“ (Krotz 2002: 196)

Mit dieser Feststellung verweist Friedrich Krotz nicht nur darauf, dass Medien heute eine unabdingbare Voraussetzung sind, um an sozialen Kommunikations- und Integrationsprozessen zu partizipieren, sondern auch darauf, dass dafür bestimmte Voraussetzungen gegeben sein müssen. Nun stehen vor allem Jugendliche digitalen Medien besonders aufgeschlossen gegenüber und sind gern und

oftmals auf kreative Weise bereit, sich Internet und Mobiltelefon anzueignen, um ihre Beziehungen zu verhandeln. Die damit verbundenen mediatisierten Kommunikationspraktiken resultieren jedoch nicht immer in Sozialisationsergebnissen, die im Sinne gelingender Identitätsarbeit positiv bewertet werden können. Folglich sind die, mit dem Aufkommen neuer Medien verbundenen Problemlagen und Risiken immer wieder Thema öffentlicher und wissenschaftlicher Debatten. Ganz allgemein geht es dabei um Orientierungsdruck und Entscheidungsvielfalt sowie um das Dauergefühl, zu kurz zu kommen und etwas zu verpassen (Niesyto 2007). Diskutiert wird, ob und auf welche Weise Internet und Mobiltelefon dazu beitragen, dass Jugendliche unter einem Kommunikationszwang stehen, weil sie nicht mehr ohne ihre Peers sein können und ihnen damit die im Sozialisationsprozess bedeutsamen Rückzugsmöglichkeit verloren gehen (Turkle 2008). Gleichzeitig wird befürchtet, dass elterliche Kontrollzwänge zu einer Einschränkung der Handlungsfreiheiten von Jugendlichen führen (Ling/Yttri 2006; Weisskirch 2009). Zudem ist die Veröffentlichung von privaten Daten im Internet ein Problem, das vor allem im Zusammenhang mit den sozialen Netzwerkplattformen im Internet diskutiert wird (Krotz 2009a).

Entlang dieser Bedenken werden nun zwei Aspekte ausführlicher besprochen, die besonders häufig in der Diskussion stehen: digitale Medien und finanzielle Ausgaben bzw. Verschuldung sowie digitale Medien und Gewalt. Beide Themen werden daraufhin eingeordnet und bewertet, welche Rolle Geld und Gewalt im Kontext von Medienaneignung und für die Integration in soziale Beziehungen spielen. Dabei wird auch auf alters-, geschlechts- und bildungsspezifische Differenzen Bezug genommen.

Kommerzialisierung der sozialen Beziehungen von Jugendlichen

Die in der öffentlichen Diskussion immer wieder auftauchenden Schlagzeilen zur „Schuldenfalle Handy“ (vgl. u. a. Deutsche Vermögensberatung AG 2011; Grabitz 2009; Heaming 2007; Kurtz 2011; Schultes 2011) stehen aus wissenschaftlicher Perspektive für individuelle und soziale Problemlagen, die auf die enge Verbindung zwischen den Metaprozessen der Mediatisierung und der Kommerzialisierung verweisen. Damit ist gemeint, dass die zunehmend von Medien durchdrungene Kommunikation in Beziehungen immer auch mit einem ökonomischen Druck verbunden ist (Krotz 2005c; 2006b, vgl. auch Kapitel 3.1.1). Um Beziehungen zu gestalten, braucht man finanzielle Mittel, denn nicht nur die Anschaffung von PC, Internetzugang und Mobiltelefon, sondern auch deren Nutzung kostet Geld. Für Jugendliche ist ein Ausgangspunkt problematischer Entwicklungen zunächst die Tatsache, dass junge Menschen heute als ein beträchtlicher Wirtschaftsfaktor gelten und immer früher als ernstzunehmende, gleichsam erwachsene Konsu-

menten angesprochen werden (Karmasin 2006; C. Winter 2003). Bis zu 30 Euro Taschengeld im Monat sowie Geldgeschenke und eigenes Einkommen aus Nebenjobs tragen dazu bei, dass Mädchen und Jungen aus allen Bildungsschichten schon sehr früh über eine enorme Kaufkraft verfügen. In den Jahren 2009 und 2010 gaben Kinder und Jugendliche im Alter zwischen sechs und 19 Jahren etwa 19 Milliarden Euro aus, wobei digitale Medien wie PC, Internet und Handy auf den ersten Plätzen der realisierten Konsumwünsche rangieren (iconkids & youth 2010; IPOS 2009: 16). Dabei geht es nicht nur um einmalige Kosten beim Erwerb eines Mediums, sondern um immer wieder zu aktualisierende Funktionen und Dienste sowie um dauerhafte Ausgaben, beispielsweise in Form von Abonnements. Jährlich durchgeführte, repräsentative Jugendstudien wie die JIM-Studie verweisen in diesem Zusammenhang vor allem auf Internet und Mobiltelefon als Kostenfaktoren mit problematischem Potenzial (vgl. u. a. MPFS 2009, 2010, 2011).

Im Internet agieren Jugendliche als vielseitige Kunden für Waren und Dienstleistungen und kommen mit den verschiedensten Formen von Werbung in Kontakt. Beispielsweise wird in den beliebten sozialen Netzwerkplattformen zielgruppenspezifische Werbung platziert, die oftmals kaum als solche zu erkennen ist (Neuss 2008). Vor allem bei Online-Plattformen wie „eBay“ und „Amazon“, aber auch auf Seiten von Versandhäusern und Textilmarken gehen Jugendliche dann auf Shoppingtour und bezahlen per Rechnung, Nachnahme oder mit der Kreditkarte der Eltern. Jungen sind dabei etwas aktiver als Mädchen, und selbst bei den 12- bis 13-Jährigen tritt schon jeder Fünfte als Käufer in Erscheinung (MPFS 2009). Fünfzehn Prozent der Jugendlichen erleiden dabei finanzielle Verluste, weil sie versteckte Kosten übersehen oder kostenpflichtige Seiten aufgerufen haben und dabei unfreiwillig „abgezockt“ wurden (MPFS 2007, 2009). Während Mädchen und Jungen in gleichem Ausmaß davon betroffen sind, steigt mit zunehmendem Alter auch der Anteil der Geschädigten:

„Wenn bei den Volljährigen ein Fünftel über betrügerische Geschäfte im Internet berichtet, deutet dies darauf hin, dass auch langjährige Onlinepraxis und zunehmende Verbrauchererfahrung nicht davor schützen, auf unseriöse Angebote hereinzufallen.“ (MPFS 2009: 52)

In ihr Mobiltelefon investieren Jugendliche etwa 17 Euro im Monat (MPFS 2011: 57), was bei einem Taschengeld von etwa 30 Euro eine beachtliche Summe ist. Mädchen geben etwas mehr Geld aus als Jungen und auch mit zunehmendem Alter steigen die Ausgaben für das eigene Mobiltelefon (ebd.). Neben Telefonie und SMS fallen Kosten für das Versenden von MMS-Bildnachrichten, das Herunterladen von Logos, Spielen und Videos sowie mobiles Surfen im Internet

an (Struckmeyer 2010). Die damit verbundenen Zahlungsvorgänge sind für Jugendliche nicht immer durchschaubar und können zu nicht kalkulierten Ausgaben für Downloads, SMS-Dienste oder Abonnements führen (MPFS 2007, 2009). Dementsprechend geben fünf Prozent der Handynutzer an, schon einmal Schulden wegen ihres Handys gemacht zu haben. Deutlich häufiger davon betroffen sind Mädchen und Hauptschüler (MPFS 2008, 2009, 2010). Um die Kosten zu begleichen, werden vor allem die Eltern, aber auch die Freunde angefragt, während „echte“ Schulden bei Anbietern von Mobilfunkdiensten und -services nur vereinzelt vorkommen (Fries et al. 2007; MPFS 2010). Auch im Gesamt der Verschuldung unter Jugendlichen nimmt das Handy eine eher nachrangige Position ein (Fries et al. 2007: 150).

Diese Zahlen und Ergebnisse verweisen also darauf, dass Internet und Mobiltelefon Kosten verursachen, die für einige Jugendliche ein durchaus problematisches Ausmaß annehmen können. Dabei sind sowohl Mädchen und Jungen, als auch jüngere und ältere Jugendliche betroffen. Die tatsächliche Verschuldung scheint dennoch deutlich geringer zu sein, als in der Öffentlichkeit befürchtet. Abgesehen von hochverschuldeten Einzelfällen geben aber alle Jugendlichen einen, gemessen an ihrem Taschengeld, recht hohen Betrag aus, um im Internet und mit dem Mobiltelefon zu agieren. Warum sie diese Summen investieren und dabei einem finanziellen Druck ausgesetzt sind, der bis zu Verschuldung führen kann, lässt sich jedoch mit diesen Zahlen allein nicht beantworten.

Hier liefern Texte eine Antwort, die sich auf umfassendere Weise mit dem Zusammenhang von Konsum, Medien und Beziehungen im Jugendalter beschäftigen. Dabei wird deutlich, dass Jugendliche vor allem kaufen und konsumieren, um soziale Anerkennung zu erhalten und um sich als integriert zu erleben (K. Hurrelmann 2005: 139 f.). Insbesondere die Gleichaltrigen fungieren dabei als treibende Kraft bei der Gestaltung einer konsumorientierten Freizeit und beim Kauf von kommerziell erzeugten Waren, die gerade angesagt sind und über die die/der Einzelne das eigene Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe stärken kann. Gleichzeitig vermittelt das eigenständige Einkaufen ein Gefühl von Autonomie und Selbständigkeit. Zudem konstituieren Jugendliche über die gekauften Waren, zu denen auch digitale Medien, Inhalte, Dienste und Services gehören, die in ihren Peer-Beziehungen so bedeutsamen, gemeinsamen Praktiken und Symbole (Castells et al. 2007: 141 ff.; Osgerby 2004). Problematisch an diesen Entwicklungen ist der psychische und soziale Druck, dem sich Jugendliche ausgesetzt fühlen, wenn sie aus finanziellen Gründen nicht in der Lage sind, bestimmte Ausgaben zu tätigen. Das damit verbundene Erleben einer abgewerteten Position im sozialen Prestigegefüge und das Gefühl, über nicht ausreichend Ressourcen zu verfügen, um bei den Peers gut anzukommen, setzt sich beispielsweise in niedri-

gem Selbstwertempfinden fort und kann in delinquentes Verhalten umschlagen (K. Hurrelmann 2005; Lehmann 2009; Süß 2004; Vogelgesang 2002a).

Was lässt sich an dieser Stelle schlussfolgern? Ganz allgemein verweisen die Erläuterungen darauf, dass mit der Mediatisierung auch eine Kommerzialisierung von Kommunikation in den Beziehungen von Jugendlichen verbunden ist. Darüber entstehen veränderte und neue Begrenzungen im Sozialisationsprozess, die in mehrere Richtungen weisen.

Mit Blick auf ihre sozialen Beziehungen benötigen Jugendliche mehr Geld, um aus ihrer Sicht adäquat kommunizieren zu können und sich als integriert zu erleben. Dabei geht es nicht nur um einmalige Kosten für ein Mobiltelefon, sondern um den immer wieder fällig werdenden Erwerb der aktuellsten Modelle sowie um kontinuierliche Ausgaben für mobile Dienste, Services und Inhalte. Mit Blick auf den Einzelnen tragen diese Kommerzialisierungsprozesse und die damit verbundenen kommunikativen Praktiken dazu bei, dass alltägliche Identitätsarbeit und die darüber zu erbringenden Syntheseleistungen eine noch größere Herausforderung darstellen.

Damit ist auf die notwendig werdenden Kompetenzen verwiesen. Für Jugendliche ist es nicht nur schwieriger, dem mit marktwirtschaftlichen Strukturen erzeugten Druck stand zu halten, sie müssen auch neue Fähigkeiten entwickeln, um diese Strukturen zu durchschauen und um beispielsweise nicht-kommerzielle Alternativen zu finden. Gerade weil Jugendliche über Internet und Mobiltelefon schon so frühzeitig als eigenständige Konsumenten im Warenmarkt auftreten, sind sie oftmals nicht in der Lage, die erforderlichen komplexen Kompetenzen beim Umgang mit dem medialen Konsum- und Warenmarkt zu entwickeln.

Mediatisierte Gewalt in den sozialen Beziehungen von Jugendlichen

Die Aneignung medialer Gewalt im Jugendalter und die damit verbundenen Fragen nach den Ursachen, Zusammenhängen und vor allem nach den Konsequenzen beschäftigen die kommunikationswissenschaftliche und insbesondere die medienpädagogische Forschung seit dem Aufkommen von Massenmedien. Dabei standen lange Zeit vor allem das Fernsehen und die dort ausgestrahlten fiktionalen (Zeichentrick, Spielfilm) und non-fiktionalen Inhalte (Nachrichten, Reality-TV) im Vordergrund (Feilitzen 2009; Theunert 1996; Theunert/Schorb 1995, 1996). Trotz der nach wie vor sehr heterogenen Erkenntnislage herrscht heute Einigkeit darüber, dass der Zusammenhang zwischen der Aneignung von Mediengewalt und den damit verbundenen Konsequenzen durch ein komplexes Faktorengewebe bedingt wird, die den Medieninhalt, die Person selbst und deren soziales Umfeld betreffen (Kunczik/Zipfel 2004). Gleichzeitig wird betont, dass die Unterscheidung zwischen der Rezeption gewalthaltiger Inhalte und dem

eigenen Gewalthandeln wichtig und in ihrer Bedeutung keinesfalls gleichzusetzen ist (Schell 2007).

Mit Blick auf die in der vorliegenden Arbeit bedeutsamen digitalen Medien Internet und Mobiltelefon wandelt sich nicht nur das Verhältnis von medialer und realer Gewalt, es entstehen zudem veränderte und neue Formen kommunikativer Praktiken, die mit mediatisierter Gewalt in den Beziehungen von Jugendlichen verbunden sind. Ebenso wandeln sich die Rollen und Perspektiven der beteiligten Personen, aber auch die Kontexte und die Folgen dieser Gewalt. Dabei sind die betreffenden Gewaltformen keineswegs neu, sondern verweisen auf bereits bekannte Phänomene medialer und realer Gewalt.

Mediale Gewalt in Form von gewalthaltigen Spielfilmen, Horrorfilmen und so genannten „Splatter Movies“, bei denen die fiktionale Darstellung von exzessiver physischer Gewalt und Blut im Vordergrund stehen, existiert seit dem Aufkommen audiovisueller Massenmedien. Ebenso finden sich Formen non-fiktionaler Gewalt vor allem in Nachrichtensendungen und in den Reality-Formaten des Fernsehens (Schorb/Stiehler 1996; Theunert/Schorb 1995). Sowohl diese non-fiktionalen, als auch die fiktionalen Gewaltformen werden heute über Internet und Mobiltelefon verbreitet, rezipiert und getauscht (P. Grimm/Rhein 2007; P. Grimm et al. 2008). Die von Petra Grimm und Kolleginnen durchgeführten Studien zeigen beispielsweise, dass die meisten Jugendlichen (80 Prozent) schon Horrorfilme im Internet gesehen haben. Nahezu die Hälfte (42 Prozent) kennt Fotos und Videos von Krieg, Folter und Hinrichtungen aus dem World Wide Web und über ein Drittel der Befragten ist über das Internet auf rechtsradikale Seiten gestoßen (P. Grimm et al. 2008: 50 f.). Während sich vor allem ältere und männliche Jugendliche mit gewalthaltigen Internetseiten auskennen, spielt der Bildungsfaktor hinsichtlich des Gewaltkonsums im Internet keine Rolle (P. Grimm et al. 2008: 53). Dabei sind es fast immer die Freunde und die Peer-Group, über die Jugendliche von solchen Inhalten erfahren und von denen sie diese Inhalte per Mobiltelefon oder via Internet zugesandt bekommen (P. Grimm/Rhein 2007; P. Grimm et al. 2008). Auch die Motive, die bei der Aneignung medialer Gewalt über Internet und Mobiltelefon bedeutsam sind, weisen einen engen Bezug zu den Peer-Beziehungen der Jugendlichen auf. Mitreden können, dazugehören und cool sein spielen dabei als Begründungen eine ebenso wichtige Rolle wie der Reiz des Verbotenen und die Freude am Schockieren (P. Grimm/Rhein 2007: 110).

Mit Blick auf **reale Gewaltformen** stehen die englischen Begriffe „Mobbing“ und „Bullying“ sowie „Slapping“ und „Snuffing“ für die absichtliche psychische und physische Schädigung anderer in einer Beziehung mit einem Machtungleichgewicht. Diese Schädigung kann wiederholt und über einen längeren Zeitraum auftreten und in Gewaltpraktiken wie Beschimpfen, Bloßstellen und Erpressen,

aber auch Schlagen oder gar Töten sowie in sexueller Belästigung zum Ausdruck kommen (P. Grimm/Rhein 2007; P. Grimm et al. 2008). Solche realen Gewaltphänomene erfahren heute unter anderem als „Cyber-Mobbing“, „Mobile Bullying“ oder „Happy Slapping“ eine Mediatisierung, insofern sie mit Hilfe von Internet und Mobiltelefon umgesetzt und verbreitet werden. Dabei spielen vor allem Bild- und Videodateien, aber auch Onlinekommentare, E-Mails und Kurznachrichten sowie die Bluetooth-Funktion des Mobiltelefons eine wichtige Rolle (P. Grimm et al. 2008; MPFS 2009). Europaweit hat die Verbreitung dieser mediatisierten realen Gewalt unter Jugendlichen ein ernstzunehmendes Ausmaß angenommen (Hasebrink et al. 2008; Livingstone/Haddon et al. 2011; Vanderbosch/Van Cleemput 2009).

Bei den deutschen Jugendlichen haben immerhin 34 Prozent unangenehme Erfahrungen auf sozialen Netzwerkportalen im Internet sammeln müssen, wobei mehr Mädchen und ältere Jugendliche aller Bildungsschichten davon betroffen sind (P. Grimm et al. 2008: 56 ff.). Zum Teil ohne das eigene Einverständnis veröffentlichte, unvoreilhaft bis diffamierende Fotos und Videos sowie Beleidigungen, Beschimpfungen und sexuelle Belästigung per Chat, Mail und Messenger gehören dazu (Götzenbrucker 2011; J.-H. Schmidt et al. 2009). Ein Viertel der Jugendlichen ist bereits in Kontakt mit „Cyber-Mobbing“ gekommen und jedes dritte Mädchen bzw. jeder zweite Junge berichtet davon, dass jemand aus dem Freundeskreis schon einmal im Internet „gemobbt“ wurde (MPFS 2009: 48 ff., 2010: 48 ff.). Ob überhaupt und auf welche Weise Jugendliche diese Formen als Gewalt wahrnehmen, hängt von den veröffentlichten Inhalten selbst, vor allem aber auch von den Reaktionen der anderen (mitlachen oder auslachen) und den Kontexten der Veröffentlichung ab (z. B. beschränkter Nutzerkreis) (P. Grimm et al. 2008: 229 ff.). Beispielsweise werden einige, über Fotos und Videos ausgeübten Gewaltformen kaum als solche wahrgenommen, weil es sich um vermeintlich harmlose Alltags- oder Partyszenen handelt. Dementsprechend weisen die Bewertungs- und Verarbeitungsstrategien beim Umgang mit Gewalt im Web 2.0 vor allem auf Relativierung und Verharmlosung. Nur besonders drastische Fälle, bei denen physische Gewalt mit sichtbaren Folgen ausgeübt wird, werden als solche wahrgenommen und verurteilt. Während sich die Reaktionen betroffener Jungen eher um das Reagieren und Zurückschlagen drehen, sind die Mädchen bemüht, gegen sie gerichtete Gewalt zu ignorieren oder zu blockieren (ebd.).

Beim Mobiltelefon wissen fast alle Jugendlichen (knapp 80 Prozent) um die Verbreitung von problematischen Inhalten, während jeder Vierte berichtet, dass so etwas im Freundeskreis kursiert und sechs Prozent der Jugendlichen zugeben, diese Inhalte auf dem eigenen Mobiltelefon erhalten zu haben. Dabei haben vor

allem ältere, männliche und niedrig gebildete Jugendliche eigene Erfahrungen mit Gewalt auf dem Mobiltelefon gesammelt (MPFS 2009: 56 f., 2010: 58). Konkret geht es dabei um das Herunterladen von gewalthaltigen Inhalten aus dem Internet oder von anderen Datenträgern sowie um Gewalt, die explizit mit dem Mobiltelefon realisiert wird (P. Grimm 2008). Bei letzteren Gewaltformen sind vor allem das sogenannte „Mobile Bullying“ und „Happy Slapping“ höchst problematisch, weil sie auf das psychische und physische Verletzen von Personen durch den Gewaltakt selbst sowie das Weiterverbreiten auf anderen Handys und im Internet gerichtet sind (ebd.).

Beim „Mobile Bullying“ handelt es sich um Beschimpfungen, falsche Gerüchte und Verleumdungen sowie sexuelle Belästigungen, die überwiegend im Kontext von Schule ausgeübt und über das Erstellen und Versenden von Kurznachrichten, Fotos und Videos realisiert werden. Bei den männlichen Opfern solcher „Bullying“-Aktionen geht es darum, sie als körperlich schwach und unterlegen darzustellen, während Mädchen häufiger in einem sexualisierten Kontext angegriffen werden (P. Grimm/Rhein 2007). Jugendliche erleben derartige Nachrichten und Bildmaterialien als mächtig und riskant, weil sie über das Potenzial verfügen, gezielt als Druckmittel eingesetzt zu werden und nicht nur auf persönliche Schädigung, sondern vor allem auch auf Ausgrenzung aus sozialen Beziehungsnetzen gerichtet sind (ebd.).

Im Hinblick auf das besonders problematische „Happy Slapping“³⁰ gehören männliche Jugendliche im Alter zwischen 13 und 18 Jahren und mit niedriger formaler Bildung zur Risikogruppe (P. Grimm 2008; P. Grimm/Rhein 2007; MPFS 2009: 56 ff.). Nach deren Auffassung werden Prügelvideos erstellt und weitergereicht, um soziale Anerkennung zu erhalten. Das gemeinsame Anschauen der Videos dient der Unterhaltung und ist darauf gerichtet, sich als eine eingeschlossene Gemeinschaft zu erleben. Auch wenn die Jugendlichen um die Folgen für die Opfer wissen, zeigen sie wenig Empathie und sind bemüht, sich vom Opfer-Typ abzugrenzen, indem sie Macht und Stärke demonstrieren. Laut der JIM-Studie 2009 zeichnet sich eine drastische Zunahme bei der Aufzeichnung solcher Prügelvideos ab (MPFS 2009: 58).

Warum Gewalt in und mit Medien überhaupt ein Thema für Jugendliche ist, lässt sich nicht pauschal beantworten. Erklärungsansätze finden sich in der entwicklungspsychologischen Forschung sowie in der Gewalt- und der medienpädagogischen Forschung. Argumentiert wird, dass Jugendliche vor dem Hintergrund von Entwicklungsaufgaben nach Orientierungshilfen und Antworten suchen, die sie heute immer öfter in den Medien finden. Dabei geraten sie auch an

³⁰ Englisch für „fröhliches Schlagen“.

problematisches, gewalthaltiges Material. Bei der Aneignung dieses Materials spielen vor allem Entdeckungsfreude und die Neugier für „Verbotenes“, aber auch das Bedürfnis nach Grenzüberschreitungen in Bezug auf Normen und Umgangsformen sowie Mutproben unter Gleichaltrigen eine bedeutsame Rolle (Schell 2007). Die bisher bekannten Folgen bei der Rezeption medialer Gewalt verweisen auf emotionale Überlastungen, die vor allem bei Jüngeren durch extreme Inhalte hervorgerufen werden können. Zudem sind Einflüsse auf das Rollen- und Weltbild anzunehmen, das sich in dieser Lebensphase gerade erst entwickelt (ebd.).

Mit Blick auf das eigene Gewalthandeln mit Medienbezug tragen Gewalterfahrungen im sozialen Umfeld sowie das Erleben von Chancen- und Perspektivlosigkeit in der Gesellschaft dazu bei, dass Gewalt als ein Mittel und Medien als ein Ventil wahrgenommen werden, um Konflikte zu lösen (Schell 2007). Jugendliche mit eigenen Gewalterfahrungen haben zu medialen Gewaltdarstellungen eine besondere Affinität, befürworten die in den Medien als Mittel der Konfliktlösung präsentierte Gewalt eher und haben dementsprechend große Schwierigkeiten bei der Verarbeitung. Mangelndes Selbstbewusstsein sowie die Unfähigkeit, mit Gefühlen und Bedürfnissen angemessen umzugehen, tragen dazu bei, dass diese Jugendlichen zu gewalttätigen Handlungen greifen, um ihre Positionen zu festigen und das Gefühl von Stärke und Kontrolle zu entwickeln, sich selbst und andere zu beherrschen. Vor allem sozial unterprivilegierte, bildungsbenachteiligte männliche Jugendliche waren bisher von diesem Problem betroffen (Schell 2007).

Im Hinblick auf *digitale Medien* müssen diese Argumentationen und Begründungszusammenhänge aktualisiert und erweitert werden, weil sich soziales Handeln und medienbezogene Praktiken auf neue Weise miteinander verbinden. Dabei haben die oben beschriebenen Untersuchungen gezeigt, dass es sich bei der im Web 2.0 und mit dem Mobiltelefon ausgeübten und verbreiteten Gewalt keinesfalls um eine Randgruppen-Problematik handelt, sondern vielmehr um ein durchaus verbreitetes Phänomen. Auch wenn vor allem männliche Jugendliche mit niedrigem Bildungshintergrund zur Risikogruppe gehören, kennt nahezu jede(r) Jugendliche die beschriebenen mediatisierten Gewaltformen und fast alle hatten schon in irgendeiner Form damit zu tun. Dabei verweisen die vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest durchgeführten Erhebungen darauf, dass die problematischen Zusammenhänge bei der Nutzung von Internet und Mobiltelefon in den vergangenen Jahren im Wesentlichen gleich geblieben sind (MPFS 2006–2011) und nicht davon auszugehen ist, dass es sich um temporäre Gewaltphänomene handelt, die im Zeitverlauf zurückgehen.

Zudem ist dieses Phänomen mediatisierter Gewaltpraktiken verbunden mit einem mangelnden Problembewusstsein und einer fehlenden kritischen Ausein-

andersetzung. Insbesondere die zahlreichen, zum Teil eher subtil ausgeübten, aber dennoch drastischen psychischen Gewaltformen werden kaum als solche wahrgenommen. So ist den Jugendlichen selten bewusst, dass es sich bei der Produktion, Verbreitung und Rezeption mancher Inhalte um eine Straftat handelt, weil beispielsweise die Persönlichkeitsrechte anderer Menschen verletzt werden (BjM 2006; Schell 2007).

Darüber hinaus zeichnet sich eine Vereinfachung, Zunahme und Diversifizierung des eigenen Gewalthandelns ab. Zwar hat es Gewaltformen wie das Auslachen, Bloßstellen oder Rächen sowie Prügeleien unter Jugendlichen schon immer und vor allem im Schulkontext gegeben. Verändert haben sich jedoch die Ausmaße und Konsequenzen solcher Gewaltakte, insofern sie nun auf einfachste Weise und zum Teil extra für Mobiltelefon und Internet inszeniert, produziert und darüber verbreitet werden. Bei den Tätern handelt es sich nicht zwangsläufig um in problematischen Verhältnissen aufwachsende Jungen, die Gewalt als ein Mittel benutzen, um Konflikte zu lösen. Insbesondere die psychischen Gewalttaten können von „ganz normalen“ Jugendlichen ausgehen, die aus Langeweile, Unterhaltungsgründen oder um jemand „eins auszuwischen“ zum Mobiltelefon greifen und/oder online gehen. Damit verbunden ist nicht selten die Unfähigkeit, Empathie für die Betroffenen zu empfinden (P. Grimm 2008). Das Leiden für die Opfer dieser mediatisierten Gewalt ist oftmals größer und langfristiger, weil die digitalen Taten über eine längere Zeit und von einem viel größeren Publikum verfolgt werden können. Zudem trägt die Möglichkeit der anonymen Produktion digitaler Gewaltakte dazu bei, dass die Opfer diesen Angriffen besonders ohnmächtig gegenüberstehen. Die Reaktionen auf mediatisierte Gewalttaten sind oftmals von Unwissenheit und Unsicherheit geprägt. Offensichtlich nur selten entwickeln Jugendliche adäquate Strategien und wenden sich beispielsweise an verantwortliche Portalanbieter, die gewalthaltige Einträge löschen und die jeweiligen Täter zur Rechenschaft ziehen können (P. Grimm et al. 2008: 243 ff.).

Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass Erwachsene und insbesondere Eltern weder ein Bewusstsein für, noch einen Einblick in die gewaltbezogenen Kommunikationspraktiken der Jugendlichen haben und dementsprechend auch kaum über angemessene erzieherische und pädagogische Konzepte für den Umgang mit mediatisierter Gewalt verfügen (Feilitzen 2009; P. Grimm 2008).

Resümierend wird deutlich, dass die vielschichtigen Formen mediatisierter Gewalt heute zu einem Bestandteil von Sozialisationsprozessen geworden sind und mit ernstzunehmenden Konsequenzen für Jugendliche, ihre Beziehungen und ihre Identitätsentwicklung einhergehen können. Insbesondere das Internet, und hier vor allem die Möglichkeiten des Web 2.0, sowie das Mobiltelefon spielen dabei aus mindestens vier Gründen eine herausragende Rolle.

Erstens besitzen nahezu alle Jugendlichen ein eigenes, fast immer mit multi-medialen Funktionen ausgestattetes Mobiltelefon. Zudem verfügen sie oftmals über einen eigenen Zugang zum Internet oder können bei Freunden oder in der Schule surfen. Zweitens ist das Mobiltelefon überall dabei und kann jederzeit benutzt werden, um mit geringem technischem Aufwand und auf einfachste Weise Gewalt zu produzieren, zu rezipieren und an jeden beliebigen Handybesitzer und im Internet weiter zu verbreiten. Dabei vermischen sich psychische und physische Gewaltformen ebenso, wie die Grenzen zwischen realer und medialer Gewalt verschwimmen.

Drittens spielt die Verbindung zwischen Internet und Mobiltelefon eine wichtige Rolle, insofern digitale Daten zwischen beiden Medien auf ganz einfache Weise hoch- und heruntergeladen werden können. Mit diesen Voraussetzungen sinken viertens auch die Hemmschwellen und Barrieren beim Erstellen und Verbreiten von gewalthaltigen Materialien. Dabei ist auch von Bedeutung, dass es vor allem beim Mobiltelefon sehr schwierig ist, die Produktions- und Verbreitungswege gewalthaltiger Inhalte nachzuvollziehen und zu kontrollieren.

Auch wenn diese Entwicklungen vor allem eine, in der Jugendphase zu vertortende Problematik darstellen, darf nicht vergessen werden, dass junge Menschen in einer Gesellschaft aufwachsen, in der Gewalt in den Medien dazugehört (ALM 2002) und nicht selten vor dem Hintergrund von Informations- und Pressefreiheit legitimiert wird. Wenn beispielsweise die Hinrichtung des irakischen Diktators Saddam Hussein auf der Onlineplattform „YouTube“ veröffentlicht wird (Corinth 2006), ist nicht verwunderlich, dass dieser Clip irgendwann auch auf den Mobiltelefonen von Jugendlichen landet. Darüber hinaus tragen die auf Wettbewerb und Einzelkämpfertum gerichteten Strukturen unserer Gesellschaft dazu bei, dass junge Menschen die kommunikativen Praktiken übernehmen, die ihnen Erwachsene vorleben und mit denen sie auch zu den „Gewinnern“ gehören wollen. Bei den beschriebenen Nachteilen und Ungleichheiten geht es also nicht nur darum, dass Jugendliche digitale Medien besitzen und nutzen können, wenn sie ausreichend Geld zu Verfügung oder Zugang dazu haben. Es spielt auch eine Rolle, wie sie diese Medien nutzen und welche Kompetenzen notwendig sind, um kommerzielle Marktstrukturen zu durchschauen und um mediatisierte Gewaltformen kritisch zu reflektieren. In diesem Zusammenhang ist die vielfach diskutierte „digitale Spaltung“ weniger als eine Frage des Zugangs zu verstehen, die zu einer Kluft zwischen Gesellschaftsgruppen führt. Vielmehr handelt es sich um einen komplexen Prozess, bei dem individuelle, soziale und kulturelle Faktoren ein Kontinuum digitaler Inklusionsmöglichkeiten eröffnen (Krotz 2007; Livingstone/Helsper 2007; Niesyto 2009; Otto et al. 2005; Zillien 2009).

Um die sozialen Integrationschancen von Jugendlichen zu erhöhen und ihnen die Chance zu eröffnen, sich über digitale Medien gesellschaftliche Ressourcen und kommunikationskulturelle Kapitale zu erschließen, ist die Förderung von Medienkompetenz ein wichtiger Weg. Folglich ist es heute dringend und mehr denn je erforderlich, nicht nur den gesetzlichen Jugendmedienschutz in Deutschland zu aktualisieren, sondern auch präventive Maßnahmen und hierbei vor allem die Medienkompetenz von Jugendlichen und ihren Eltern sowie von Pädagoginnen und Pädagogen zu stärken.

3.3.3 Medienkompetenz und digitale Medien

Die vorangegangenen Erläuterungen haben deutlich gemacht, dass digitale Medien im Prozess der Sozialisation Ressourcen bereitstellen, aber auch Risiken beinhalten können. Diesbezüglich wurden Kommerzialisierungsprozesse und mediatisierte Gewaltformen als zwei Entwicklungen beschrieben, die im Zusammenhang mit dem Web 2.0 und dem Mobiltelefon stehen und in den beziehungsrelevanten Aneignungspraktiken von Jugendlichen problematische Ausmaße annehmen können. Um diese Entwicklungen und ihre negativen Folgen zu begrenzen und die positiven, bereichernden Facetten bei der Aneignung von digitalen Medien zu fördern, greifen in Deutschland gesetzlicher und präventiver Jugendmedienschutz ineinander. Während der gesetzliche Jugendmedienschutz mittels immer wieder aktualisierter Gesetze darum bemüht ist, Jugendliche von gefährdenden Medienangeboten zu fernzuhalten, ist die Förderung von Medienkompetenz Aufgabe des präventiven Jugendmedienschutzes. Dabei, so wird sich zeigen, stellen nicht nur Jugendliche, sondern auch Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen eine ernstzunehmende Zielgruppe dar.

Gesetzlicher Jugendmedienschutz

Der gesetzliche Jugendmedienschutz hat die Aufgabe,

„[...]Einflüsse der Erwachsenenwelt, die dem Entwicklungsstand der Heranwachsenden noch nicht entsprechen, von Kindern und Jugendlichen fern zu halten und diese so bei ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu unterstützen.“
(BpjM 2009: 3)

Um diese Aufgabe zu erfüllen, beurteilen verschiedene Institutionen des Jugendmedienschutzes Medieninhalte dahingehend, ob sie jugendgefährdend oder jugendbeeinträchtigend sind und dementsprechend für Kinder und Jugendliche als verboten gelten oder nur bestimmten Altersgruppen zugänglich gemacht

werden dürfen. Die rechtliche Grundlage dieser Bewertungspraxis bilden Gesetze, zu denen vor allem das Jugendschutzgesetz und der Jugendmedienschutz-Staatsvertrag der Länder, aber auch das Strafgesetzbuch oder das Grundgesetz gehören (BpjM, 2009).

Sowohl die Gesetzgebung, als auch die Verantwortlichkeiten der ausführenden Institutionen wurden 2003 im Hinblick auf die Entwicklungen im Bereich digitaler Medien aktualisiert und angepasst (Wolf 2003). So ist die ehemalige Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften heute als Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien mit Ausnahme des Rundfunks für alle traditionellen und neuen Medien verantwortlich. Die Kommission für Jugendmedienschutz der Landesmedienanstalten (KJM) und Jugendschutz.net unterstützen die Bundesprüfstelle in ihrer Tätigkeit. Gleichzeitig haben sich in der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter (FSM) Verbände und Unternehmen der Online-Wirtschaft zusammengeschlossen. Entlang dem Prinzip der „regulierten Selbstkontrolle“ erklärten sie sich bereit, die Verbreitung jugendgefährdender und beeinträchtigender Inhalte in Online-Diensten zu verhindern und über die anbieterseitige Selbstregulierung eine rasche Umsetzung und flexible Aktualisierung des gesetzlichen Jugendmedienschutzes, auch auf internationaler Ebene zu fördern.³¹ Beispielsweise unterzeichneten 2009 die Betreiber der bei deutschen Jugendlichen beliebtesten sozialen Netzwerkplattformen einen Verhaltenskodex, in dem sie sich verpflichten, junge Nutzerinnen und Nutzer durch technische Maßnahmen vor Missbrauchshandlungen wie Cyber-Bullying zu schützen und durch Aufklärungsmaßnahmen darauf hinzuweisen, welche Schutzmöglichkeiten bestehen.³²

Für das Mobiltelefon haben ebenfalls zahlreiche Anbieter, darunter E-Plus, O2 oder Vodafone, einen Kodex unterschrieben, in dem sie sich zu einer Verbesserung und Durchsetzung des Jugendmedienschutzes verpflichten (Daiber 2006).³³ So soll handybezogene Werbung keine direkten Kaufappelle mehr an Kinder oder Jugendliche richten und nicht deren Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit ausnutzen. Vor allem die im Fernsehen ausgestrahlte Klingelton-Werbung hatte hier zu zahlreichen Beschwerden geführt. Bezogen auf jugendgefährdende und beeinträchtigende Inhalte tragen die entsprechenden Anbieter über technische Lösungen wie Altersverifikationssysteme oder Rufnummernsperrern dafür Sorge, dass Kinder und Jugendliche keinen Zugang zu diesen Angeboten erhalten.

31 Vgl. http://www.fsm.de/de/Wir_ueber_uns [02. 07. 2012].

32 Vgl. http://www.fsm.de/de/Web_2_0 [02. 07. 2012].

33 Vgl. http://www.fsm.de/de/Subkodex_Mobilfunk [02. 07. 2012]

Insgesamt ist der gesetzliche Jugendmedienschutz in Deutschland also darum bemüht, auf aktuelle Medienentwicklungen möglichst rasch und umfassend zu reagieren. Das zeigen auch die Bemühungen um die Novellierung des Jugendmedienschutz-Staatsvertrages.³⁴ Sie beinhaltet unter anderem Neuerungen im Bereich technischer Filtersoftware, mit der es vor allem Eltern erleichtert werden soll, ihre Kinder von nicht altersgerechten Inhalten im Internet fern zu halten (Bertram 2010).

Trotz dieser Aktivitäten und trotz der beschriebenen Zusammenarbeit von Staat und Wirtschaft ist die Wirksamkeit des gesetzlichen Jugendmedienschutzes jedoch begrenzt. Auf der einen Seite wird es durch die zunehmende Konvergenz der Medien und das damit verbundene Aufweichen der Grenzen zwischen Individual- und Massenkommunikation immer schwieriger, eindeutige Zuordnungen zu treffen, Verantwortlichkeiten zu benennen und Kontrollen durchzuführen. Insbesondere das Mobiltelefon stellt dabei eine Herausforderung dar, weil es ein portables und individuell zuordenbares Medium ist und Jugendliche sich der gesetzlichen, technischen und erzieherischen Kontrolle durch Erwachsene immer wieder und auf recht einfache Weise entziehen können.

Auf der anderen Seite trägt ein Mehr an Kontrolle nicht unbedingt zu einem sinnvolleren Jugendmedienschutz bei. Beispielsweise führt der in der Novellierung des Jugendmedienschutz-Staatsvertrages zunächst geplante Einsatz einer neuen altersbasierten Filtertechnologie (Bertram 2010) dazu, dass nicht nur jugendgefährdende und beeinträchtigende Onlineangebote herausgefiltert werden, sondern auch interaktive Web 2.0 Plattformen und zahlreiche andere partizipative Angebote im Internet, bei denen Nutzer eigene Beiträge gestalten und veröffentlichen können. Gleichzeitig hat der gesetzliche Jugendmedienschutz trotz internationaler Zusammenarbeit seine nationalen Grenzen, weil sich ausländische Server und darüber verbreitete Inhalte der Kontrolle und Regulierung durch die deutsche Gesetzgebung entziehen. Darüber hinaus haben die oben angeführten Beispiele zu mediatisierter Gewalt gezeigt, dass es durchaus mit Internet und Mobiltelefon realisierte Kommunikationspraktiken gibt, bei denen keine Gesetze greifen, die aber dennoch problematisch sind. Diese Limitierungen des gesetzlichen Jugendmedienschutzes tragen dazu bei, dass der präventive Jugendmedienschutz im Zuge von Mediatisierungsprozessen immer mehr an Bedeutung gewinnt.

34 In der ersten Fassung ist die Novellierung des Jugendmedienschutz-Staatsvertrages Ende 2010 gescheitert und befindet sich in weiteren Überarbeitungen. Vgl. <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Jugendmedienschutz-Novellierung-endgueltig-gescheitert-1154880.html> [02. 07. 2012].

Präventiver Jugendmedienschutz

An Beziehungen und damit auch an gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen teilhaben zu können, bedeutet nicht nur einen, durch gesetzliche Kontrollen regulierten, sicheren Zugang zu digitalen Medien zu haben, sondern diese Medien auch kompetent nutzen zu können. Menschen „für ein souveränes Leben mit Medien stark zu machen“ (Theunert 2009a: 199) ist Aufgabe der Medienpädagogik und die Förderung von Medienkompetenz ihr erklärtes Ziel.

Der Begriff der Medienkompetenz wird verstärkt seit den 90er Jahren diskutiert und ist zu einem Modewort geworden, das in allen möglichen Zusammenhängen bemüht wird, um die Fähigkeiten zu beschreiben, die Menschen in der Medien- und Informationsgesellschaft benötigen (Schorb 1997)³⁵. Historisch knüpft die Entwicklung des Medienkompetenzbegriffs an die Sprachtheorie von Noam Chomsky sowie die Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas (1995) an und wurde von Dieter Baacke in die medienpädagogische Diskussion eingebracht (Baacke 1980, 1998; Hugger 2008; Theunert 2009a). Während sich kommunikative Kompetenz auf die interaktiven Daseinsformen des Menschen in personalen und gesellschaftlichen Kontexten bezieht und die Fähigkeit zur gleichberechtigten Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation umfasst, bezieht sich Medienkompetenz auf die Verbindung der Lebensvollzüge mit medialen Welten und meint die Fähigkeit,

„[...] auf der Basis strukturierten zusammenschauenden Wissens und einer ethisch fundierten Bewertung der medialen Erscheinungsformen und Inhalte, sich Medien anzueignen, mit ihnen kritisch, genussvoll und reflexiv umzugehen und sie nach eigenen inhaltlichen und ästhetischen Vorstellungen, in sozialer Verantwortung sowie in kreativem und kollektivem Handeln zu gestalten.“ (Schorb 2005: 262)

So anspruchsvoll diese Definition erscheint, so vielfältig sind die Bemühungen, die damit verbundenen Dimensionen von Medienkompetenz herauszuarbeiten und greifbar zu machen. Vor dem Hintergrund einer Zusammenschau bisheriger, medienpädagogisch relevanter Positionen präzisieren Helga Theunert (2009) und Bernd Schorb (2005) das Konzept der Medienkompetenz und arbeiten Wissens-, Reflexions- und Handlungsdimensionen als zentrale Kategorien heraus. Die Wissensdimension bezieht sich unter anderem auf technisches Wissen und damit verbundene instrumentell-qualifikatorische Fertigkeiten der Mediennutzung,

aber auch auf das Wissen um die ästhetischen Gestaltungsmöglichkeiten von Medien sowie auf Strukturwissen bezüglich der Komplexität heutiger Mediensysteme. In der Reflexionsdimension sind die Fähigkeiten gebündelt, Medien kritisch und in sozialer wie ethischer Verantwortung bewerten zu können. Dies beinhaltet eine Selbstreflexion beim Agieren mit und in Medien, aber auch ein auf soziale und gesellschaftliche Zusammenhänge bezogenes Reflektieren der Medienwelt. Schließlich steht die Handlungsdimension für den aktiven Gebrauch der Medien und medialer Kommunikate entlang eigener Interessen und begründeter Urteile. Dies beinhaltet die aktive Aneignung von Medieninhalten und die bewusste Auswahl von Medien, vor allem aber das Er- und Bearbeiten der sozialen Realität mit Hilfe von Medien sowie das produzierende, selbsttätige Tun mit Medien. Die benannten drei Dimensionen ordnen sich darüber hinaus um die Ebene der Orientierung und Positionierung, die gleichzeitig eine Zielsetzung im lebenslangen Prozess des Ausbaus von Medienkompetenz darstellt (Theunert 2009a). Sie speist sich aus den Fertigkeiten und Erfahrungen, die in der Wissens-, Reflexions- und Handlungsdimension erworben werden und bezieht sich auf die Fähigkeit, sich in der Medienwelt orientieren und positionieren zu können.

Mit Blick auf derzeit stattfindende Mediatisierungsprozesse ist dieses Verständnis von Medienkompetenz grundlegend geeignet, um die zunehmende Verschmelzung sozialer und medienbezogener Praktiken zu berücksichtigen. Denn in dem von Dieter Baacke ursprünglich formulierten Konzept ist die Verbindung von kommunikativer Kompetenz und Medienkompetenz bereits angelegt, insofern Medienkompetenz als „Teilmenge“ und Besonderheit von kommunikativer Kompetenz verstanden wird (Baacke 1980, 1998). Im Zuge der Digitalisierung und Konvergenz der Medien sowie der damit verbundenen Mediatisierung kommunikativer Praktiken ist der kompetente Umgang mit Medien nun nicht mehr „nur“ als ein besonderer Teil kommunikativen Handelns zu verstehen. Vielmehr sind die kommunikativen Praktiken der Menschen immer in irgendeiner Weise mit Medien verwoben (Theunert/Schorb 2010: 251 ff.). Notwendig werden dabei (Medien-) Kompetenzen, die sich auf die Fähigkeiten zur Selbstorganisation in den Bereichen Informations-, Beziehungs- und Identitätsmanagement sowie auf gestalterische und kritisch-reflexive Fähigkeiten beziehen (Neuss 2008; J.-H. Schmidt et al. 2009; Süss et al. 2010).

In diesem Zusammenhang haben Jenkins et al. (2006) ein Kompetenzmodell entwickelt, das explizit auf die konvergierende Medienwelt gerichtet ist. Die Autoren benennen elf Fähigkeiten, die sich vor allem auf soziale und kulturelle Kompetenzen beziehen und die notwendig sind, um als aktiv, kreativ und ethisch verantwortungsvoll Handelnde an einer „Participatory Culture“ (Jenkins et al. 2006: 3) teilhaben zu können. Die Kompetenzen setzen an den oben benannten

³⁵ Zur Diskussion der begrifflichen und konzeptuellen Schwächen von Medienkompetenz vgl. Krotz 2007; Moser 2010.

Wissens-, Reflexions- und Handlungsdimensionen an und stellen Fertigkeiten wie das spielerisch-performative sowie kritisch-reflektierte Aneignen von digitalen Medien und Medieninhalten gemeinsam mit anderen in den Mittelpunkt (Jenkins et al. 2006: 4). Um Jugendliche in Bezug auf diese Kompetenzen zu stärken, sind Politik und Pädagogik gefordert, nicht nur die Ungleichheiten in Bezug auf den Zugang zu digitalen Medien zu beseitigen, sondern insbesondere auch das kritisch-reflexive Handeln bei der Aneignung digitaler Medien zu fördern (Jenkins et al. 2006: 8). Die große Bedeutsamkeit eines ethischen Verantwortungsbewusstseins von Jugendlichen für ein respektvolles Handeln mit und in digitalen Medien wird in dem sogenannten „GoodPlay Project“ noch einmal besonders herausgearbeitet. Was dabei als ethisch verantwortungsvoll zu verstehen ist, beschreiben die Autoren als:

„[...] respect and disrespect, morality and immorality, individual behavior, role fulfillment, and positive (civic engagement) and negative (deception and plagiarism) behaviors.“ (James et al. 2009: 11)

Davon ausgehend, dass Identität und Privatheit, Eigentum und Urheberrecht sowie Glaubwürdigkeit und Teilhabe als zentrale ethische Werte auf dem Spiel stehen, plädieren die Autoren für „good play“ (ebd.: 80) als eine wichtige Handlungsweise und zu fördernde Kompetenz, die für einen verantwortungsvollen Umgang in einer Gesellschaft unverzichtbar ist. Dabei können sowohl die technischen Gegebenheiten der digitalen Medien und die darauf bezogenen Kompetenzen, als auch persönliche Faktoren wie die kognitive Entwicklung und das ausgebildete Normen- und Wertegefüge, aber auch die Kultur der Gleichaltrigen-gruppen on- wie offline sowie die unterstützende Anwesenheit von Erwachsenen dazu beitragen, dass in digitalen Medien ethisch verantwortungsvoll kommuniziert wird (ebd.).

Was heißt das aber nun für Jugendliche und ihre Bemühungen, sich digitale Medien als Ressourcen zu erschließen? Zunächst einmal ist festzuhalten, dass Medienkompetenz nicht angeboren, sondern wie jedes soziale Handeln im Wechselspiel zwischen Anregungen aus der sozialen und gesellschaftlichen Umwelt und den Erfahrungen im eigenen Medienhandeln erworben wird (Theunert 2009a). Dabei ist die Entwicklung von Medienkompetenz abhängig von persönlichen Verstehens- und Handlungsfähigkeiten, dem gesellschaftlichen Medienangebot sowie den situativen und sozialen Gegebenheiten des Herkunftsmilieus. Unterschiede und Ungleichheiten in Bezug auf diese Voraussetzungen tragen bei Jugendlichen dazu bei, dass die prinzipielle Befähigung zu medienkompetentem Handeln mehr oder weniger umfassend ausgebildet ist (ebd.). Zahlreiche repräsentative wie qualitativ vertiefende Studien belegen in diesem Zusammenhang,

dass vor allem formal niedrig gebildete, überwiegend männliche Jugendliche, deren Lebenssituation durch eine Häufung von Problemlagen gekennzeichnet ist, von einer Ungleichverteilung der Chancen für die Ausformung medienkompetenten Handelns mit und in digitalen Medien betroffen sind. Dabei geht es weniger um den Zugang zu digitalen Medien, sondern vielmehr um eine problematische Medienaneignung vor dem Hintergrund der jeweiligen Lebenssituation (Buckingham 2005; P.Grimm/Rhein 2007; P.Grimm et al. 2008; Livingstone/Helsper 2007; MPFS 2009; Niesyto 2009; Otto et al. 2005; Theunert 2010; Wagner/Eggert 2007; Wagner/Theunert 2006). Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass sich die in der realen Welt bestehenden Ungleichheiten und die sich daraus ergebende Ungleichverteilung von Partizipationschancen auch in der digitalen Welt fortsetzen (Wagner 2010). Die für die Orientierung, Positionierung und Artikulation in digitalen Medienwelten erforderlichen Kompetenzen werden also nicht nur im Mediengebrauch entwickelt, sondern speisen sich auch aus den Ressourcen, die über Familie und Peer-Group sowie Schule und Ausbildung geboten werden. Das soziale Umfeld ist also nach wie vor als zentral für die Möglichkeiten zur Partizipation in realen wie digitalen Handlungsräumen zu bewerten (ebd.). Dabei sind es weniger die technischen Kompetenzen, sondern vor allem die Fähigkeiten zu kritischer Reflexion sowie zu einem verantwortungsbewussten und partizipativ-gestalterischen Umgang mit digitalen Medien, die der Förderung bedürfen (vgl. oben).

Die erwähnten benachteiligten, aber auch alle anderen Jugendlichen bei der Ausformung ihrer Medienkompetenz zu unterstützen, ist das erklärte Ziel politischer Gremien wie der Enquete-Kommission „Internet und digitale Gesellschaft“ (Schleyer 2010) sowie von Bildungsmaßnahmen und von pädagogischen Bemühungen in schulischen und außerschulischen Kontexten. Dabei wird immer wieder die aktive Medienarbeit als eine Herangehensweise angesprochen, die geeignet erscheint, um die Medienkompetenz von Jugendlichen zu fördern.

Aktive Medienarbeit ist ein methodischer Ansatz der handlungsorientierten Medienpädagogik³⁶ und zielt auf die Erkenntnis und Reflexion gesellschaftlichen Seins sowie auf die Kommunikations- und Handlungsfähigkeit der Subjekte (Schell 2003, 2005). Es geht darum, Menschen zu befähigen, Medien als Mittel zur aktiven Auseinandersetzung mit ihrer Lebenswelt zu gebrauchen und zur pro-

36 Bei der handlungsorientierten Medienpädagogik stehen weder die Medien als Mittel der Unterhaltung, Information und Bildung im Mittelpunkt, noch der Rezipient als Konsument. Vielmehr werden die Medien als Mittel begründet, mit denen die Bürger und speziell Jugendliche ihre Interessen artikulieren und öffentlich machen und so die Chance ihrer Durchsetzbarkeit erhöhen können. Vgl. Hüther/Schorb 2005; Schell 2003; Schorb 2008.

duktiven Artikulation eigener und kollektiver Interessen zu nutzen (Schorb 2008). Als grundlegende Lernprinzipien gelten dabei handelndes und exemplarisches Lernen sowie die Gruppenarbeit. Gemeinsam mit anderen sollen sich Heranwachsende mit Bereichen ihrer sozialen Realität, mit Konflikten und Widersprüchen auseinandersetzen, eigenverantwortlich nach Lösungen suchen und sich so auch ihrer eigenen Gesellschaftlichkeit bewusst werden (Schell 2005).

Ansetzend an diesen grundlegenden Prinzipien lassen sich Zielbereiche aktiver Medienarbeit formulieren, die auf die analytische Erkenntnis medialer Inhalte und Produktionsformen, die Reflexion des eigenen Medienkonsums und die handelnde Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit gerichtet sind (Schorb 2008). Im Mittelpunkt steht dabei immer der Prozess der Erstellung eines medialen Produkts. Darüber wird nicht nur Wissen über bestimmte inhaltliche Bereiche erworben oder vertieft; die Beteiligten gewinnen zudem neue Einsichten in ihre Lebensbedingungen und Handlungsweisen. Gleichzeitig besteht die Möglichkeit, medienbezogene Fertigkeiten auf inhaltlicher, technischer und kreativer Ebene neu zu entdecken und zu stärken, aber auch jene Fähigkeiten auszubauen, die sich auf das gemeinsame Arbeiten sowie die Auseinandersetzung mit anderen Meinungen beziehen. Schließlich können eigene Handlungsorientierungen erworben und erprobt, reflektiert und differenziert werden:

„In solchen Lernprozessen liegt die Chance, die Entwicklung von Selbstwertgefühl und das Selbstbewusstsein von Jugendlichen zu unterstützen, ihre Sensibilität gegenüber anderen und sozialen Verhältnissen zu erhöhen, also zu ihrer Emanzipation beizutragen.“ (Schorb 2008: 83)

Als Methode zur Förderung von medienkompetentem Handeln mit digitalen Medien ist die aktive Medienarbeit besonders geeignet und das aus mehreren Gründen. Erstens gehören Internet und hier besonders die Anwendungen des Web 2.0 sowie das Mobiltelefon zu den beliebtesten Jugendmedien. Die damit verbundene Begeisterung kann sich die aktive Medienarbeit zu Nutze machen und Jugendliche auf recht einfache Weise zu selbstbestimmtem Lernen und für die Durchführung eines Projektes gewinnen. Da nahezu alle Jugendlichen mit recht aktuellen Mobiltelefonen ausgestattet sind und Zugang zu bzw. Erfahrungen mit dem Internet haben, erfordert die medienpraktische Arbeit mit diesen Medien einen zu vernachlässigen technischen und finanziellen Aufwand. Es müssen weder technische Geräte angeschafft, noch deren Bedienung neu erlernt werden. Zweitens setzt die aktive Medienarbeit an den Bedingungen ihrer Adressaten an und lässt sich individuell auf die jeweilige Zielgruppe und ihre Voraussetzungen zuschneiden (Anfang et al. 2006; Schell 2005; Schorb 2008). Jugendliche können so ihre eigenen Vorlieben und Stärken einsetzen, um sich über selbst erstellte

Medienprodukte adäquat zu artikulieren (Neuss 2008). Insbesondere bildungsbenachteiligte Jugendliche, deren Stärken weniger in Sprache und Schrift, sondern eher im visuellen Bereich liegen, können so ihr eigenes Erleben und ihre Interessen auf vielfältige Weise zum Ausdruck bringen (Niesyto 2009; Wagner 2008).

Drittens können solche Medienprojekte in schulischen wie außerschulischen Kontexten von prinzipiell jeder Person durchgeführt werden. Wegen den vorherrschenden bildungspolitischen Strukturen sind diese Projekte in der Schule und der Jugendarbeit allerdings die Ausnahme und bedürfen noch immer einer besonderen Förderung und Unterstützung (Lampert et al. 2009; Lüpke 2010).

Auch wenn hier also noch ein enormer Handlungsbedarf besteht, zeigen bereits heute umfangreiche Bemühungen, dass die aktive Medienarbeit mit digitalen Medien eine erfolgsversprechende Methode ist, um Jugendliche zu einem kreativen und emanzipierten Medienumgang zu befähigen. Die Thüringer Landesmedienanstalt, das Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis (JFF) sowie die Internetplattform lehrer-online stellen dabei drei Institutionen dar, mit denen sich die Umsetzung medienpraktischer Arbeit beispielhaft veranschaulichen lässt.

Auf Länderebene befassen sich die Landesmedienanstalten der jeweiligen Bundesländer gemäß ihrem Auftrag mit der Vermittlung von Medienkompetenz. Insbesondere die Thüringer Landesmedienanstalt (TLM) initiiert und unterstützt Projekte, die auf die aktive Medienarbeit mit Heranwachsenden ausgerichtet sind.³⁷ Dies wird beispielsweise über eine mobile Medienwerkstatt und ein regelmäßig stattfindendes Mediencamp realisiert. Darüber hinaus macht sich die TLM in der Elternarbeit stark und bietet Lehrerfortbildungen an, die sich unter anderem mit der Bedeutung des Web 2.0 und des Mobiltelefons in der Lebenswelt von Jugendlichen und den daran anknüpfenden Möglichkeiten für medienpädagogische Projektarbeit in Schulen beschäftigen.³⁸

Als unabhängiges Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis widmet sich das JFF in München in Zusammenarbeit mit dem Medienzentrum München explizit der aktiven Medienarbeit. Dabei werden unter anderem Handyclippprojekte angeboten, die sich mit dem Mobiltelefon als Kostenfalle oder mit jugendgefährdenden Inhalten beschäftigen, aber auch die kreativen Potenziale beim Erstellen eigener Videoclips in den Mittelpunkt stellen³⁹. Der bundesweit stattfindende Handywettbewerb mit dem Titel „Ohrenblick mal!“ kann dann als Artikulations-

37 Vgl. <http://www.tlm.de/tlm/medienkompetenz> [02.07.2012].

38 Vgl. <http://www.tlm.de/tlm/medienkompetenz/lehrerfortbildung/index.php> [02.07.2012].

39 Vgl. http://www.jff.de/?RUB_ID=8&NAV_ID=40 [02.07.2012].

fläche genutzt werden, um die eigenen Medienprodukte vor einem größeren Publikum zu präsentieren (Anfang 2006). Im Mittelpunkt der 2008 entwickelten Web 2.0-Werkstätten⁴⁰ standen Hauptschüler, die zu einer kompetenten Nutzung der Potenziale von Web 2.0 Angeboten angeregt werden sollten. Ausgehend von ihren Nutzungsgewohnheiten, ästhetischen Vorlieben und Themensetzungen wurden die Jugendlichen zu eigenen Medienproduktionen ermutigt. Über eine Evaluation dieser Projektarbeit konnten zudem Anregungen für die Konzeption weiterführender Forschungsprojekte zur konvergenzbezogenen Medienaneignung dieser Zielgruppe gewonnen werden (Brüggen/Müller 2010).

Schließlich richtet sich die Internetplattform lehrer-online nicht nur an Lehrende, sondern auch an Eltern und kann von allen medienpädagogisch Interessierten genutzt werden, die auf der Suche nach Hintergrundinformationen, Ideen und Konzepten für die aktive Auseinandersetzung mit digitalen Medien sind.⁴¹ Lehrer-online wurde von der Initiative „Schulen ans Netz“ gegründet und bündelt Materialien für den Einsatz in schulischen und außerschulischen Kontexten. Dazu gehören unter anderem die Vorschläge des Informationszentrum Mobilfunk (IZMF) zur Gewaltprävention im Kontext von Mobilkommunikation oder das Medienpaket „Abseits?!“ der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes (ProPK), aber auch Tipps und Links für die Auseinandersetzung mit den Potenzialen und Gefahren des Web 2.0.

Insgesamt zeigen diese Beispiele und Argumentationen, dass sich veränderte Bedingungen und neue Herausforderungen für die Konzeption und Praxis von gesetzlichem und präventivem Jugendmedienschutz ergeben haben. Ein sinnvoller Jugendmedienschutz muss immer wieder vor dem Hintergrund der voranschreitenden Mediatisierungsprozesse aktualisiert und daran ausgerichtet werden. Dabei müssen gesetzliche Regulierungen und medienkompetenzbezogene Förderungen ineinandergreifen und sicherstellen, dass Jugendliche die Potenziale digitaler Medien nutzen können und so nicht nur an ihren unmittelbaren Beziehungen auf kreative und ethisch verantwortungsvolle Weise teilhaben, sondern auch gesellschaftliche Prozesse mitgestalten. Nur über einen so konzipierten und praktizierten Jugendmedienschutz lassen sich Rahmenbedingungen schaffen, in denen digitale Medien als solche Ressourcen erschließbar werden, die für die Handlungsfähigkeit in sozialen Beziehungsnetzen erforderlich sind und mit denen die alltägliche Identitätsarbeit und die darin zu vollbringenden Syntheseleistungen gestützt werden können.

40 Vgl. http://www.jff.de/?RUB_ID=8&NAV_ID=78 [02. 07. 2012].

41 Vgl. <http://www.lehrer-online.de> [02. 07. 2012].

3.4 Zwischenfazit

Die Mediatisierung von Sozialisation aus historischer Perspektive und der damit verbundene Wandel von sozialen Beziehungen, so lässt sich an dieser Stelle resümieren, hat seinen Ausgangspunkt in der Digitalisierung und Konvergenz der Medien sowie den veränderten Medienumgebungen von Jugendlichen, findet in mediatisierten Kommunikationspraktiken seinen Ausdruck und hat Konsequenzen für die Herausbildung von Identität als Ergebnis von Sozialisation.

Im Hinblick auf den Wandel der Sozialisationsbedingungen wurde argumentiert, dass digitale Medien nicht mehr als eine, von anderen separierbare Sozialisationsinstanz verstanden werden können. Vielmehr tragen der Medienwandel und die damit verbundenen Kommunikationsmöglichkeiten dazu bei, dass gesellschaftliche und alltägliche Kontexte immer auch einen Bezug zu Medien aufweisen. Auf gesellschaftlicher Ebene steht die weltweite kommunikationstechnologische Vernetzung der Welt in Verbindung mit Individualisierungstendenzen und Kommerzialisierungsprozessen, die für Jugendliche neue und veränderte Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung bereithalten. Ebenso verändern sich die alltäglichen Kontexte in denen sich Jugendliche bewegen, weil sie mit Internet und Mobiltelefon jederzeit und allorts die Möglichkeit haben, mediatisierte Kommunikationsräume zu konstituieren und darüber flexibel ihre Beziehungen zu verhandeln. Außerdem wandeln sich erzieherisch und pädagogisch relevante Institutionen und Personen, die wichtige Rahmenbedingungen im Sozialisationsprozess setzen. Dabei werden sowohl die Aufgaben und Absichten, als auch die Handlungsmöglichkeiten von Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer zunehmend von digitalen Medien durchdrungen.

Darüber hinaus sind nicht nur die Bedingungen, sondern auch die Prozesse von Sozialisation auf grundlegende Weise als mediatisiert zu verstehen. Die Aneignung von Medien wurde in diesem Zusammenhang als kulturelle Alltagspraxis und als ein aktiver und sozial kontextualisierter Prozess der Bedeutungsproduktion beschrieben, bei dem Medien nicht nur als Inhalte, sondern auch als materielle Objekte eine Rolle spielen. Diese Aneignungspraktiken finden heute in komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen statt, in denen mediatisierte und nicht-mediatisierte Kommunikationsformen miteinander verschmelzen. Über das Mobiltelefon als portables und multifunktionales Medium bündeln sich diese mediatisierten Kommunikationspraktiken auf besondere Weise und es entstehen soziale Arrangements, in denen veränderte Erwartungen, Regeln und Rituale für das Verhandeln von sozialen Beziehungen relevant werden.

Für die Beziehungen von Jugendlichen haben Medien schon vor dem derzeit stattfindenden Mediatisierungsschub eine wichtige Rolle als Informations- und

Orientierungsgrundlage gespielt und waren zudem für beziehungsrelevante Zuordnungs-, und Abgrenzungsprozesse bedeutsam. Im Mittelpunkt standen dabei die lokalen Beziehungen der Jugendlichen, zu denen neben den besten Freundschaften und den Peer-Beziehungen vor allem auch die ersten partnerschaftlichen Beziehungen und die Familienbeziehungen gehören. Heute gestalten und erweitern Jugendliche diese lokalen Beziehungen mit dem Mobiltelefon und per Internet. Dabei zeichnen sich mediatisierte Kommunikationspraktiken ab, die auf weitreichende Vernetzung gerichtet sind, flexible Organisation und kontinuierliche Verbundenheit absichern und neue Formen von Öffentlichkeit und Privatheit entstehen lassen.

Indem diese mediatisierten Kommunikationspraktiken für Jugendliche beziehungsrelevante Ressourcen beinhalten, aber ebenso Risiken bergen können, ist schließlich davon auszugehen, dass sich die Herausbildung von Identität als Ergebnis von Sozialisation verändert. Hier wurde einerseits argumentiert, dass sich Jugendliche über die Aneignung von digitalen Medien Ressourcen erschließen, die für ihre sozialen Beziehungen und damit auch für Identitätsarbeit grundlegend sind. Andererseits ist deutlich geworden, dass beziehungsrelevante Aushandlungen heute immer auch in Verbindung mit finanziellen Ausgaben stehen und darüber hinaus mediatisierte Gewaltformen beinhalten können, die in ihren zwischenmenschlichen Folgen ebenso bedenklich sind wie in ihrer entwicklungspezifischen Beeinträchtigung. Die sich daraus ergebenden Risiken können Mädchen und Jungen aller Altersgruppen und Bildungsschichten betreffen und müssen über den gesetzlichen und insbesondere den präventiven Jugendmedienschutz abgedeckt werden. Insgesamt konkretisiert sich über diese Erkenntnisse die Annahme, dass der Metaprozess der Mediatisierung für Sozialisation im Jugendalter höchst relevant ist und aus historischer Perspektive zu einer Veränderung von sozialen Beziehungen und zu mediatisierter Sozialisation beiträgt.

Darüber hinaus wurde im Zuge der bisherigen Argumentationen auf Forschungslücken verwiesen, die als Grundlage für die Fragestellungen und das Forschungsdesign des empirischen Teils dienen und die an dieser Stelle noch einmal pointiert gebündelt werden.

Erstens ist es unerlässlich, von den unterschiedlichen Beziehungen der Jugendlichen auszugehen, wobei die darin stattfindenden Aushandlungen immer einen Bezug zueinander aufweisen. Diese Verwobenheit kommunikativer Praktiken wurde auf theoretischer Ebene mit Hilfe kommunikationsbasierter Netzwerkansätze beschrieben und soll im empirischen Teil der Arbeit fundiert werden.

Zweitens hat der referierte Forschungsstand zur Medienaneignung gezeigt, wie vielfältig die Praktiken sind, die Jugendliche mit traditionellen und digitalen Medien realisieren. Allerdings gehen die meisten Studien von einzelnen Medien

und spezifischen Funktionen aus und nehmen aus dieser Perspektive nur einzelne Beziehungen in den Blick. Um analysieren zu können, auf welche Weise digitale Medien mit den Beziehungsnetzen der Jugendlichen verwoben sind, sollten die mediatisierten Kommunikationspraktiken im Mittelpunkt stehen und dabei die komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen berücksichtigt werden, in denen sich Jugendliche bewegen. In diesen Umgebungen muss das Mobiltelefon als digitales und konvergentes Medium herausgestellt werden, das nicht nur mit allen anderen Medien in Verbindung steht, sondern auch sämtliche Formen von Medienkommunikation in sich vereint.

Damit ist auf den dritten Punkt verwiesen, der auf die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen der Jugendlichen abhebt. Es ist davon auszugehen, dass in den beziehungsspezifischen Aushandlungen face-to-face-Kommunikation und Medienkommunikation miteinander verschmelzen. Folglich ist es zum Beispiel unzureichend, ausschließlich die mediatisierte interpersonale Kommunikation per SMS-Funktion zu erforschen. Vielmehr setzt die Aneignung einzelner Medienfunktionen an den Bedürfnissen an, die in den unterschiedlichen Beziehungen relevant sind und findet in mediatisierter Kommunikation ihren Ausdruck, zu der Formen interpersonaler Kommunikation ebenso gehören, wie interaktive oder rezeptive Kommunikationsformen, Gespräche über Medien oder die Produktion eigener Medieninhalte.

Darüber hinaus stellt sich die Frage nach Alters-, Geschlechts- und Bildungsunterschieden im Hinblick auf die medienbezogenen Aushandlungsprozesse in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen. Im Zusammenhang mit der Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben war bereits von sogenannten „heißen Phasen“ die Rede, in denen bestimmte Beziehungen als besonders wichtig bewertet werden und in denen besonders intensive kommunikative Aushandlungen stattfinden. Dieser These soll im empirischen Teil der Arbeit nachgegangen und Wandlungsprozessen aus biografischer Perspektive nachgezeichnet werden.

Schließlich ist es notwendig, die Ressourcen im Blick zu haben und die Risiken zu bedenken, die digitale Medien im Sozialisationsprozess bereithalten. Unter welchen Voraussetzungen sich Jugendliche Medien aneignen, wird oftmals als grundlegende Bereicherung für die Beziehungen von Jugendlichen dargestellt oder aber als problematische Entwicklung abgetan. In der Langzeitstudie wird versucht, ein differenziertes Bild davon zu zeichnen, auf welche Weise sich Jugendliche digitale Medien und insbesondere das Mobiltelefon als Ressourcen erschließen und vor welchem beziehungsrelevanten Hintergrund sich problematische oder gar risikobehaftete Praktiken ergeben können.

Insgesamt stellt die Langzeitstudie die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Mittelpunkt, die in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen stattfinden und

untersucht davon ausgehend die Bedeutung des Mobiltelefons im Kontext anderer Medien und im Zusammenspiel mit face-to-face-Kommunikation. Dabei werden medienzogene Wandlungsprozesse aus biografischer Perspektive fokussiert und erforscht, wie sich mediatisierte Kommunikationspraktiken im Zeitverlauf des Jugendalters verändern. Bevor die Ergebnisse vorgestellt werden, befasst sich das folgende Kapitel mit den methodologischen Grundlagen sowie dem Forschungsdesign und den Auswertungsstrategien der empirischen Erhebung.

4 Methodisches Vorgehen

„Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen.“ (Flick et al. 2004: 14)

Diese Definition beinhaltet drei zentrale Annahmen, die für die methodische Umsetzung dieser Arbeit leitend sind. Erstens wird ganz allgemein deutlich, dass die wissenschaftliche Erforschung sozialer Wirklichkeit auf der Basis empirischer Daten stattfinden muss und nicht allein auf theoretischen Überlegungen begründet sein kann. Zweitens wird darauf verwiesen, dass diese empirischen Daten aus der Perspektive der Menschen zusammengetragen und ausgewertet werden sollten. Und drittens stehen dabei komplexe soziale Zusammenhänge im Mittelpunkt, die es im Hinblick auf soziale Handlungspraktiken zu rekonstruieren gilt.

Vor diesem Hintergrund geht es also in diesem Buch nicht nur darum, die Bedeutung von digitalen Medien für den Wandel von Sozialisation im Jugendalter über theoretisches Vorwissen und aus historischer Perspektive zu konzeptualisieren. Vielmehr trägt die empirische Untersuchung der mediatisierten Kommunikationspraktiken von Jugendlichen zu einer Fundierung und vor allem Weiterentwicklung von theoretischen Erkenntnissen zu Mediatisierungs- und Sozialisationsprozessen bei. Um diese Zielstellung adäquat umsetzen zu können, verortet sich die Arbeit im qualitativen Forschungsparadigma, orientiert sich an den Prämissen der Grounded Theory und konkretisiert den empirischen Teil in einer multimethodisch angelegten Langzeitstudie mit ethnografischem Blickwinkel.

Diese methodologische Anlage beinhaltet mehrere Besonderheiten, mit der sich die Arbeit von anderen Untersuchungen im Bereich digitale Medien und Jugendliche abhebt. Einmal handelt es sich bei qualitativ angelegten Langzeitstudien um eine Herangehensweise, deren Bedeutung zwar immer wieder betont,

die aber in der Forschungspraxis eher selten umgesetzt wird⁴². Denn gerade auf diesem Weg lassen sich nicht nur Strukturen, sondern vor allem auch Prozesse sozialer Wirklichkeitskonstruktion im Zeitverlauf nachzeichnen. Insbesondere mit Blick auf den Wandel von mediatisierten Kommunikationspraktiken aus biografischer Perspektive erscheint dieses Vorgehen also besonders geeignet. Gleichzeitig ermöglicht es der ethnografische Zugang, dichte Einblicke in die Beziehungsnetze von drei ausgewählten Freundschaftsgruppen zu gewinnen und deren kommunikative Praktiken detailliert und umfassend zu erforschen. Die dabei angewandten Methoden, die von Beobachtungen über Einzel-, Paar- und Gruppeninterviews bis hin zu Tagebuchmethoden und einer qualitativen Intervention reichen, liefern verschiedene Perspektiven auf den Forschungsgegenstand und sichern die zu entwickelnden theoretischen Erkenntnisse ab. Außerdem tragen die Vorstudie zur Langzeiterhebung sowie die im Anschluss realisierte Erweiterungsstudie dazu bei, dass die Untersuchungsanlage sowohl methodisch als auch inhaltlich als systematisch entwickelt und wissenschaftlich fundiert bezeichnet werden kann.

Im Folgenden wird zunächst der methodologische Hintergrund der Untersuchung erläutert und die erhebungsleitenden Forschungsfragen vorgestellt, bevor näher auf die einzelnen Teilstudien und die darin verankerten Methoden und Zielstellungen eingegangen wird. Danach werden die einzelnen Schritte von den erhobenen Daten zu den Analysekatoren transparent gemacht und die zentralen Schlüsselkategorien erörtert, mittels derer letztlich das gesamte Datenmaterial strukturiert und interpretiert wurde. Abschließend wird über die ethischen Rahmenbedingungen sowie die Grenzen des Forschungsvorhabens reflektiert.

4.1 Forschungsfragen und methodologische Verortung

Im theoretischen Buchteil wurde argumentiert, dass die Beziehungsnetze von Jugendlichen zunehmend von mediatisierter Kommunikation durchdrungen sind, wobei digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon eine zentrale Rolle spielen. Es hat sich gezeigt, dass Jugendliche nicht nur mehr kommunizieren, sondern dass sich auch andere Aneignungsprozesse abzeichnen, die auf die untrennbare Verwobenheit von digitalen Medien und beziehungspezifischen Kommunikationspraktiken verweisen. Der in diesem Zusammenhang abgeleitete Forschungsbedarf ließ deutlich werden, dass die Aneignung des Mobiltelefons im Kontext anderer Medien und im Zusammenspiel mit der face-to-face-Kommunikation betrachtet werden muss. Dabei ist nicht von den einzelnen Funktionen der Medien, sondern von den

Beziehungen der Jugendlichen auszugehen. Zudem ist offen, vor welchem entwicklungsspezifischen Hintergrund die verschiedenen Beziehungen der Jugendlichen verhandelt werden und auf welche Weise diese mediatisierten Aushandlungsprozesse miteinander verwoben sind. Vor diesem Hintergrund werden folgende Fragestellungen formuliert, die für den empirischen Teil der Arbeit leitend sind:

- In welche Beziehungsnetze sind Jugendliche eingebunden? Durch welche sich wandelnden Merkmale und kommunikativen Praktiken zeichnen sich diese Beziehungsnetze aus?
- Welche Bedeutung hat die Kommunikation mit dem Mobiltelefon in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen und wie verändert sich diese Kommunikation im Zeitverlauf?
- Auf welche Weise ist die Kommunikation mit dem Mobiltelefon in die Kommunikation mit anderen Medien und in die face-to-face-Kommunikation eingebettet?

Mit der Beantwortung dieser Forschungsfragen soll es vor allem gelingen, Erkenntnisse über medienbezogene Wandlungsprozesse aus biografischer Perspektive zu gewinnen. Es geht darum, nachzuzeichnen, welchen unterschiedlichen Beziehungen sich Jugendliche im Altersverlauf zuwenden und wie sich dabei auch die mediatisierten Kommunikationspraktiken verändern. Darüber hinaus sollen die empirischen Daten dazu beitragen, den im theoretischen Teil erläuterten Wandel aus historischer Perspektive vertiefend zu systematisieren und mit neuen Erkenntnissen zu fundieren.

Um dieses Anliegen empirisch umzusetzen, bietet sich ein grundlegend qualitatives Vorgehen an und das aus mindestens drei Gründen.

Erstens handelt es sich bei der Erforschung von Mediatisierungsprozessen um komplexe und relativ neue Phänomene. Ein qualitatives Vorgehen ermöglicht es, solche Phänomene nachzuvollziehen, mit denen die soziale Welt in ihrer sinnhaften Strukturierung hergestellt wird. Ausgehend von der Perspektive und dem Handeln der einzelnen Forschungsobjekte werden deren subjektive Sinnzuweisungen rekonstruiert und so ein differenziertes Bild der sozialen Wirklichkeit erfasst (Lamnek 2005; Mayring 2002). Einen wesentlichen Bezugspunkt für diese qualitative Herangehensweise⁴³ liefern die von Herbert Blumer formulierten Prämissen des Symbolischen Interaktionismus. Sie besagen, dass Menschen auf der Grundlage von Bedeutungen handeln, die in sozialen Interaktionen entstehen und angezeigt sowie in interpretativen Prozessen verstanden und verändert

⁴² Qualitative Langzeitstudien zu Jugendlichen und (digitalen) Medien vgl. u. a. Barthelmes/Sander 2001; Bonfadelli et al. 2008; Ito et al. 2008.

⁴³ Zu den Ursprüngen und der Geschichte der qualitativen Sozialforschung vgl. Kleinig 1995; Lamnek 2005.

werden (Blumer 1973). Um diese Prämissen umsetzen und Mediatisierungsphänomene umfassend rekonstruieren zu können, wird der Forschungsprozess offen und flexibel gestaltet (Lamnek 2005: 21 ff.). Damit sind Erweiterungen und Veränderungen des theoretischen Vorwissens, aber auch des methodischen Instrumentariums möglich, wenn dies der Gegenstand erfordert (Mayring 2002: 27 ff.). Bei diesem Gegenstand handelt es sich im vorliegenden Buch um Jugendliche, deren Bedeutungszuweisungen im Forschungsprozess kommuniziert und von der Forscherin verstanden und interpretiert werden müssen. Das Gewinnen von Daten ist also an Interaktionsprozesse gebunden, wobei die forschungsspezifische Kommunikationssituation möglichst nah an den kommunikativen Regeln alltagsweltlichen Handelns angelehnt ist. Gleichzeitig werden die Forschungssubjekte als Einzelfälle in ihrer Ganzheitlichkeit und sozialen Kontextualisierung berücksichtigt, weil sich nur auf diesem Weg die Sinnkonstruktionen der Jugendlichen erschließen lassen (Krotz 2005b; Lamnek 2005; Mayring 2002).

Zweitens ist das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit nicht nur auf ein komplexes und relativ neues, sondern auch prozesshaftes Phänomen gerichtet. Dabei geht es einmal um Mediatisierung als einen historisch begründeten, langfristigen Wandlungsprozess, der sich auf alle Bereiche des sozialen Lebens bezieht und noch längst nicht zu Ende ist. Für den empirischen Teil sind die konkreten sozialisationsrelevanten Wandlungsprozesse bedeutsam, die sich in den Beziehungsnetzen und den kommunikativen Praktiken der Jugendlichen vollziehen. Die qualitative Herangehensweise erlaubt es, diese Praktiken als prozesshafte Ausschnitte der Reproduktion und Konstruktion sozialer Realität in ihrem Entstehungszusammenhang zu betrachten. Dabei wird nicht nur der Forschungsgegenstand als prozesshaft angesehen, sondern auch der an Kommunikation und Interaktion gebundene Akt des Forschens selbst (Lamnek 2005: 23).

Drittens erscheint ein qualitativer Zugang geeignet, weil die Jugendlichen als Einzelfälle in ihrer Komplexität und Kontextualität berücksichtigt und gleichzeitig verallgemeinernde Aussagen zu mediatisierten Kommunikationspraktiken im Jugendalter herausgearbeitet werden können. Bei diesem induktiven Vorgehen werden Zusammenhänge zwischen einzelnen Aussagen und Handlungen herausgearbeitet und schließlich theoretische Kategorien und Konzepte entwickelt, die empirisch begründet sind. Dabei handelt es sich um ein regelgeleitetes Vorgehen, bei dem die einzelnen Schritte des Forschungsprozesses so weit wie möglich transparent gemacht werden (Krotz 2005b: 106 ff.).

Insgesamt ist es also mit einer qualitativen Herangehensweise möglich, der Aktualität, Komplexität und Prozesshaftigkeit des Untersuchungsgegenstandes gerecht zu werden und differenzierte Erkenntnisse über mediatisierte Kommunikationspraktiken zu gewinnen. Im Folgenden gilt es nun, diese allgemeinen quali-

tativen Festlegungen auf die Besonderheiten des Untersuchungsgegenstandes zuzuschneiden und vor dem Hintergrund der Forschungsfragen zu konkretisieren. Dafür werden *Grounded Theory* und Ethnografie als zwei besondere Verfahren qualitativer Forschung vorgestellt, mit denen der Wandel von Kommunikation und Beziehungen im Jugendalter empirisch rekonstruiert und vor allem theoretisch weiter entwickelt werden kann.

Mit Hilfe der *Grounded Theory* wird das im theoretischen Teil erarbeitete Vorwissen zu Sozialisation und (digitalen) Medien im Jugendalter als Ausgangspunkt genommen, um mittels eigener empirischer Daten eine gegenstandsbezogene Theorie zu generieren (Glaser/Strauss 1998; Krotz 2005b). Das ursprünglich von den Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss (1998) entwickelte Verfahren hat sich in der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Kommunikationswissenschaft (Düvel 2009; Hepp et al. 2011; Krotz 2005b; Müller 2010; Mutzl 2005), vor allem aber auch in der qualitativen Jugendmedienforschung (Barthelmes/Sander 1997; Livingstone/Lemish 2001; Ritter 2010; Schuegraf 2007; A.Tillmann 2006; Wierth-Heining 2006) etabliert und wird verwendet, um die Aneignung von digitalen Medien wie Internet und Mobiltelefon zu erforschen.

Die *Grounded Theory* bündelt Vorgehensweisen und Einzeltechniken, mit denen die Sinnzuweisungen und Konstruktionen von Menschen als allgemeine Zusammenhänge formuliert und theoretisch fruchtbar gemacht werden können. Dazu gehören vor allem qualitative Interview- und Beobachtungsverfahren, aber auch Medientagebücher oder Inhaltsanalysen (Krotz 2005b). Die Theorieentwicklung basiert auf einem spiralförmigen Prozess, der immer wieder durchlaufen wird und bei dem die enge Verzahnung von Datenerhebung und Datenauswertung zu systematischen Beschreibungen und schließlich zu Theorie führt. Ausgehend vom Vorwissen und den Forschungsfragen werden Personen als Einzelfälle ausgewählt, die als Experten für den Gegenstand gelten und die über ihre Sichtweisen und Deutungen berichten (Glaser/Strauss 1998: 53 ff.; Krotz 2005b: 191 ff.). Dabei werden Fälle berücksichtigt, die eine ähnliche Sichtweise vertreten, aber auch solche, die gegensätzliche Perspektiven einbringen oder in Bezug auf ihre Voraussetzungen und Kontexte variieren. Es geht bei diesem „Theoretical Sampling“ also um eine gezielte Auswahl von Forschungspersonen, mit deren Aussagen eine gegenstandsnahe Theorie schrittweise entwickelt und immer wieder überprüft wird (Glaser/Strauss 1998: 53 ff.) Dabei wird komparativ vorgegangen, indem die Äußerungen der einzelnen Fälle verglichen und zueinander in Beziehung gesetzt werden (Glaser/Strauss 1998; Krotz 2005b).

Um diese datenbasierten Prozesse der Theorieentwicklung systematisch, präzise und nachvollziehbar zu gestalten, dienen Memos und Codierverfahren als zentrale Hilfsmittel. Während Memos Zusammenhänge, neue Gedanken und Unklarheiten

bündeln, die dabei helfen, das Datenmaterial zu systematisieren, bezieht sich das Codieren auf das Ordnen und Abstrahieren der Daten. Dazu werden die im Material enthaltenen Sinneinheiten, die für die Beantwortung der Forschungsfrage wichtig sind, vorstrukturiert und schließlich zu verallgemeinerten Konzepten, typischen Kategorien und Schlüsselkategorien zusammengeführt. Die so voranschreitende Theorieentwicklung gilt nach Glaser und Strauss dann als abgeschlossen, wenn keine neuen Einsichten mehr aus dem Material gewonnen werden und die Theorie „gesättigt“ ist (Glaser/Strauss 1998: 68 ff.).

Dieses Vorgehen der datenbasierten Theoriegewinnung eignet sich für die vorliegende Arbeit, weil es hinreichend offen und flexibel ist, um neue Erkenntnisse über mediatisierte Kommunikationspraktiken in Beziehungsnetzen zu gewinnen. Gerade weil Jugendliche oftmals ganz eigene Deutungen und Handlungsweisen bei der Aneignung von Medien entwickeln, erscheinen die Vorgehensweisen der Grounded Theory adäquat, um aus deren Perspektive die Mediatisierung von Sozialisationsprozessen zu erforschen. Gleichzeitig kann aber auch das erarbeitete Vorwissen zu Sozialisation, Beziehungen und Medien benutzt werden, um die Phasen der Theoriegenerierung auf den konkreten Forschungsbedarf zuzuspitzen und bei der Datenerhebung und -auswertung problemzentriert vorzugehen. Dabei sichern die beschriebenen systematischen und regelgeleiteten Verfahren die Wissenschaftlichkeit der gewonnenen theoretischen Erkenntnisse ab.

Während also das Verfahren der Grounded Theory benutzt wird, um theoretische Erkenntnisse zu mediatisierten Kommunikationspraktiken zu generieren, bietet sich eine *ethnografische Vorgehensweise* an, um Wandlungsprozesse im Zeitverlauf zu rekonstruieren, wie sie sich im Hinblick auf die Mediatisierung von Kommunikation und Beziehungen vollziehen:

„Ethnography can therefore be used to develop an enriched sense of the meanings of the technology and the cultures which enable it and are enabled by it.“ (Hine 2000: 8)

Weil digitale Medien wie das Mobiltelefon so eng mit den sozialen Beziehungen der Menschen verwoben sind, ist es erforderlich, sich so weit und so langfristig wie möglich in deren Lebenswelt hinein zu begeben. Eine ethnografische Herangehensweise liefert dafür die wesentlichen Voraussetzungen, indem sie die kommunikative Verständigung zwischen Forscherin und untersuchten Jugendlichen absichert und die komplexen, sozial kontextualisierten Prozesse in den Blick nimmt, die hinsichtlich mediatisierter Kommunikationspraktiken bedeutsam sind (Krotz 2005b: 250 ff.; R. Winter 1998).

Der erste Schritt der Feldarbeit, der auch als „going native“ bezeichnet wird, ist also darauf gerichtet, die mediatisierten Kommunikationspraktiken der Jugend-

lichen überhaupt erst einmal zu verstehen und eine gemeinsame kommunikative Basis herzustellen (Krotz 2005b: 113 f.). Nur so ist es dann in einem zweiten Schritt möglich, diese Praktiken in Bezug zu den Forschungsfragen zu setzen und Antworten zu finden. Dabei geht es nicht nur um längerfristiges Forschen und dichtes Beschreiben⁴⁴, sondern auch um das Interpretieren und Systematisieren der empirischen Daten sowie um das damit verbundene Entwickeln theoretisch verallgemeinerter Konzepte (Krotz 2005b: 270 ff.). Erst wenn diese Konzepte erneut auf die untersuchte Kultur rückbezogen und möglicherweise noch einmal verändert oder erweitert werden, kann das Forschungsfeld verlassen („going home“) und die Ergebnisse dem wissenschaftlichen Diskurs zugänglich gemacht werden (Krotz 2005b: 270 ff.).

Ausgehend von diesen zwei grundlegenden Schritten wird für die vorliegende Studie ein ethnografisches Vorgehen fruchtbar gemacht, bei dem eher kurzfristige, aber analyseintensive Feldaufenthalte im Mittelpunkt stehen.⁴⁵ Dabei erleichtert der Einsatz technischer Aufnahmegeräte das Erfassen umfangreicher Daten, die in transkribierter Form der interpretierenden Analyse zugänglich gemacht werden. Knoblauch bezeichnet dieses Vorgehen als „fokussierte Ethnografie“, wobei sich der Fokus auf bestimmte Ausschnitte eines sozialen Feldes und dabei vor allem auf die Analyse von interaktiven Handlungszusammenhängen und kommunikativen Aktivitäten richtet (Knoblauch 2001; Neumann-Braun/Deppermann 1998). Im Hinblick auf die ethnografische Erforschung von Medienaneignungsprozessen sprechen Bachmann und Wittel von „akkumulierten ethnographischen Miniaturen“ (Bachmann/Wittel 2006: 191). Gemeint sind zahlreiche Kurzaufenthalte im Feld, bei denen Beobachtungen und Interviews zu einer umfassenden und kontextualisierten Erfassung von Umgangsweisen mit (digitalen) Medien beitragen. Der Forscher nimmt dabei keineswegs die Position eines unabhängigen Beobachters ein, weil immer auch eigene medienbezogene Sichtweisen und Praktiken vor-

⁴⁴ Mit dem Konzept der dichten Beschreibung bezieht sich der semiotisch orientierte Kulturforscher Clifford Geertz darauf, dass nicht die funktionale Beschreibung ausreichend ist, um soziales Handeln und die darin enthaltenen Sinn- und Bedeutungszuweisungen ethnographisch zu rekonstruieren. Vielmehr muss die dichte Beschreibung deuten, wobei diese Deutungsinhalte Teil eines sozialen Diskurses sind, die durch die ethnografische Analyse sichtbar und nachvollziehbar gemacht werden (Geertz 2007: 30; Krotz 2005b: 255)

⁴⁵ Die ursprüngliche Ethnografie ist ethnologisch begründet und auf das Erforschen fremder Kulturen gerichtet, in denen der Forscher über mehrere Monate oder Jahre lebte und mittels Tagebüchern und Notizen umfassende Daten sammelte (Hammersley/Atkinson 2007; Knoblauch 2001; Krotz 2005b).

handen sind, die in die Analyse des „native point of view“⁴⁶ einfließen (R. Winter 2006: 83). Auch aus diesem Grund ist es unerlässlich, sich die eigenen medienbezogenen Vorannahmen bewusst zu machen und im Forschungsprozess zu reflektieren (ebd.).

Mit Blick auf digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon muss außerdem bedacht werden, dass sich das ethnografisch zu erforschende Feld verändert hat. Die Aneignung traditioneller Medieninhalte wie zum Beispiel Fernsehserien wurde unter anderem im Rahmen des Domestizierungsansatzes durch Beobachtungen und Interviews erforscht, die an einem feststehenden Ort wie dem Wohnzimmer einer Familie stattfanden (Ang 1995; Keppler 1994; Krotz 2005b: 259 ff.; Moores 1993; Morley 1986)⁴⁷. Bei der Untersuchung von digitalen Medien konstituiert sich das zu erforschende Feld über kommunikative Räume, die weder örtlich noch zeitlich gebunden sind und in denen mediatisierte Kommunikation und face-to-face-Kommunikation auf untrennbare Weise miteinander verschmelzen (Krotz 2006a; Marcus 1995). Dementsprechend wird das Internet in der virtuellen Ethnografie⁴⁸ als kultureller Raum betrachtet, in dem sich über Online-Communities, Chats oder Rollenspiele mediatisierte Beziehungen und posttraditionale Gemeinschaften konstituieren (Baym 2000; Hakken 1999; Hitzler et al. 2008; Kozinets 2010; R. Winter 2010). Die ethnografisch Forschenden nutzen die in diesen mediatisierten Kommunikationsräumen entstehenden Textprotokolle und visuellen Elemente als Datengrundlage oder klinken sich selbst in die Kommunikation ein, um einen umfassenden Einblick in ihr Forschungsfeld zu gewinnen (Hine 2005). Hinsichtlich des Mobiltelefons ist von der „mobile ethnography“ die Rede, bei der Forschende selbst in Bewegung sein und mobile Positionen einnehmen müssen, um die Zirkulation von Bedeutungen, Identitäten und Objekten in je spezifischen kommunikativen Räumen ethnografisch zu rekonstruieren (Atkinson et al. 2008; Hartmann 2006; Marcus 1995; O'Reilly 2009: 145 f.). Mittels Beobachtungen und Interviews werden dann Dokumente zusammengetragen, die von der Mobilität der untersuchten Menschen zeugen, aber auch vom Forscher selbst in Bewegung und an unterschiedlichen Orten erstellt wurden (Bachmann/Wittel 2006; Höfllich 2006, 2009; Lasen 2006; Oksman 2006).

46 Mit dem Programm des „Native Point of View“ plädiert Clifford Geertz dafür, den Blickwinkel der zu untersuchenden Teilkultur moderner Gesellschaften mit allen verfügbaren Mitteln zu rekonstruieren (Honer 2004: 196 ff.).

47 Weiterführender Überblick zur ethnografisch orientierten Fernsehforschung vgl. Röser 2009.

48 Synonym verwendete Begriffe sind unter anderem Digitale Ethnografie, Netnografie, Ethnografie im (oder über bzw. durch) das Netz, Webnografie, Cyberethnografie (Domínguez et al. 2007).

Insgesamt erscheint also die Kombination aus Grounded Theory und Medienethnografie besonders geeignet, um die mediatisierten Kommunikationspraktiken von Jugendlichen und die damit verbundenen, beziehungsrelevanten Wandlungsprozesse zu untersuchen. Ein solcher Zugang ermöglicht die Rekonstruktion komplexer, sozial kontextualisierter Sinnzuweisungen im Zeitverlauf und ist zudem offen für die Kombination von unterschiedlichen qualitativen Methoden, die on- und offline in weitestgehend natürlichen Situationen zum Einsatz kommen. Gleichzeitig liefert ein ethnografisch ausgerichteter und multimethodisch angelegter Zugang nicht nur umfangreiche und dichte Daten zu Veränderungsprozessen, sondern schafft auch die Grundlage für die Entwicklung theoretischer Konzepte im Sinne der Grounded Theory.

4.2 Untersuchungsdesign und Materialbasis

Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen mit dem Mobiltelefon realisierte Kommunikationspraktiken, die es im Kontext von face-to-face-Kommunikation und im Rahmen der Kommunikation mit anderen Medien sowie hinsichtlich ihrem Wandel im Zeitverlauf zu erforschen gilt. Um diese Praktiken umfassend erheben, gleichzeitig verschiedene Sichtweisen berücksichtigen und neue Einsichten gewinnen zu können, gliedert sich das Untersuchungsdesign in eine Vorstudie, eine Langzeitstudie und eine Erweiterungsstudie (vgl. Abb. 1). Die gesamte Erhebungsphase dauerte von April 2006 bis Dezember 2010.

Die Vorstudie

Mit der im Frühjahr und Sommer 2006 durchgeführten Vorstudie wurden zwei Ziele verfolgt. Erstens ging es darum, den Forschungsgegenstand inhaltlich zu explorieren und das in der Literaturrecherche zusammengetragene Vorwissen auf die Forschungsfragen hin zuzuspitzen. Zweitens galt es, Jugendliche nach dem Prinzip des „Theoretical Sampling“ auszuwählen, die nicht nur „Experten“ für den Forschungsgegenstand, sondern darüber hinaus bereit sind, über einen längeren Zeitraum an der geplanten Langzeitstudie teilzunehmen. Für die Umsetzung dieser Zielstellungen fanden teilnehmende Beobachtungen sowie qualitative Einzel-, Paar- und Gruppeninterviews statt.

Bei der **teilnehmenden Beobachtung** geht es darum, soziale Handlungen in der natürlichen Lebenswelt der Untersuchungspersonen und im Kontext gesellschaftlich definierter Situationen zu erfassen (Girtler 1992; Lamnek 2005: 43 ff.; Lüders 2004). Ein Vorteil dieser Methode ist die Tatsache, dass soziales Handeln in dem Moment erfasst werden kann, in dem es gerade geschieht und nicht nachträglich rekonstruiert werden muss. Nimmt der Forscher zudem die Rolle

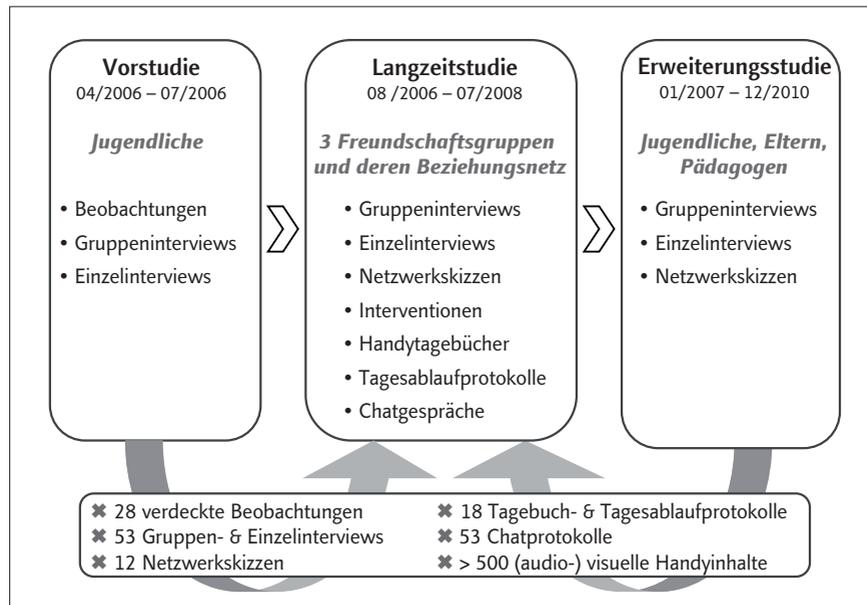


Abbildung 1: Forschungsdesign der Langzeitstudie

des reinen Beobachters ein, ohne mit den beobachteten Personen zu interagieren (Schwartz/Schwartz 1955), lassen sich Störungen und Modifikationen des beobachteten Handelns weitestgehend vermeiden. Insbesondere mit Blick auf die Aneignung des Mobiltelefons im öffentlichen Raum belegen zahlreiche Studien, dass die teilnehmende Beobachtung geeignet ist, um mediatisierte Kommunikationspraktiken in sozialen Situationen zu erforschen (Fortunati 2005c; Gebhardt et al. 2008; Höflich 2005b; Höflich/Hartmann 2006; Kasesniemi 2003).

In der Vorstudie der vorliegenden Arbeit wurden teilnehmende Beobachtungen verdeckt und mit Hilfe eines teilstrukturierten Beobachtungsprotokolls durchgeführt (vgl. Anhang). Bei den Beobachtungseinheiten handelte es sich um öffentliche Plätze, an denen Jugendliche allein, zu zweit oder in Gruppen anzutreffen waren. Dazu gehörten Haltestellen und Straßenbahnen, Marktplätze, Parks oder Spielplätze in Wohngebieten. Zur visuellen Unterstützung wurden außerdem verschiedene Fotos von den jeweiligen Situationen erstellt⁴⁹. Im Mittel-

49 Die beobachteten Jugendlichen wurden im Anschluss darüber informiert, dass sie fotografiert wurden und zu welchem Zweck. Dabei hatten sie auch die Möglichkeit, um das Vernichten der Fotos zu bitten.

punkt der Beobachtungen standen die kommunikativen Praktiken der Jugendlichen, die mit und ohne Mobiltelefon in unterschiedlichen situativen und sozialen Kontexten realisiert wurden. Die insgesamt 28 Beobachtungsprotokolle zeigen, dass Jugendliche oftmals zu zweit und überwiegend in Gruppen unterwegs sind und sich in dieser gemeinsam verbrachte Zeit mit digitalen Medien wie dem Mobiltelefon, aber auch mit MP3-Playern beschäftigen. Dabei geht es um das Gestalten gemeinsamer Situationen (zusammen Musik hören, gegenseitig Inhalte im Mobiltelefon zeigen oder vorlesen), aber auch um das Überbrücken von Wartesituationen (allein an der Haltestelle sitzen und im eigenen Handy etwas anschauen) sowie um Selbstdarstellung und Provokation (laut Musik in der Straßenbahn hören). Mit Hilfe dieser protokollierten Beobachtungen wurden Memos angefertigt und erste Zusammenhänge sowie weiterzuverfolgende Fragen formuliert. Dabei zeigte sich aber auch, dass die Beobachtung recht flüchtiger Situationen nur sehr kurze, subjektive Einblicke von außen gewährt (Lamnek 2005: 553 ff.) und offen lässt, wie die Jugendlichen selbst ihre mediatisierten Interaktionen beschreiben und kontextualisieren würden.

Deshalb fanden in einem weiteren Schritt *qualitative Einzel-, Paar-, und Gruppeninterviews* statt. Hierfür wurden Mädchen und Jungen angesprochen, die sich zu zweit oder in einer Gruppe an öffentlichen Orten oder in Verkehrsmitteln aufhielten und mit ihrem Mobiltelefon agierten. Diese Situationen wurden benutzt, um einen Gesprächseinstieg zu finden und die Jugendlichen darüber hinaus um eine Interviewteilnahme zu bitten. Dabei wurde den Mädchen und Jungen freigestellt, wann und wo das Interview stattfinden soll und wen sie zu diesem Termin mitbringen möchten.

Tatsächlich fanden zehn Einzel-, Paar- und Gruppeninterviews mit männlichen und weiblichen Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 24 Jahren statt. Als Interviewort dienten das Gelände und die Räume der Universität, aber auch die Wohnungen der Jugendlichen sowie öffentliche Cafés. Die Interviews wurden problemzentriert gestaltet und durch einen Leitfaden grob vorstrukturiert. Die hier verwendete Form des problemzentrierten Interviews geht begrifflich auf Andreas Witzel (Witzel 1985) zurück, ist in seiner methodologischen Ausrichtung dem Symbolischen Interaktionismus und der Grounded Theory zuzurechnen und gehört zu den Leitfadeninterviews (Lamnek 2005: 363 ff.; Reinders 2005: 116 ff.). Vor allem in der Kinder- und Jugendmedienforschung hat sich diese Interviewform als eine adäquate Herangehensweise etabliert, um an den Fähigkeiten von Heranwachsenden anzusetzen und deren medienbezogene Aneignungspraktiken zu rekonstruieren (Paus-Hasebrink 2005; Schorb/Theunert 2001, 2000; Theunert 2009b; Wagner/Theunert 2006). Die Konstruktionsprinzipien des problemzentrierten Interviews zielen auf eine möglichst unvoreingenommene Erfassung

individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen der gesellschaftlichen Realität ab. Als strukturierendes Element für das Interview dient ein Leitfaden, der ausgehend vom Vorwissen des Forschers und einer vorläufigen Problem- oder Fragestellung entwickelt wird. Die im Leitfaden enthaltene Kombination aus offenen Fragen, Narrationsanreizen und strukturierten Nachfragen sowie der flexible und sensible Gesprächsstil schaffen eine Interviewsituation, die an den Kompetenzen der Untersuchungspersonen ansetzt und ihnen die Bedeutungsstrukturierung überlässt. Über die offene und flexible Gestaltung der Interviews ist es außerdem möglich, neue Aspekte aufzunehmen, den Leitfaden entsprechend zu erweitern und so eine sukzessive Zuspitzung und Präzisierung der Fragestellungen zu erreichen (Reinders 2005: 116 ff.). Neben dem Leitfaden sichern Interviewaufzeichnungen und Gedächtnisprotokolle die Datenerhebung und -auswertung ab.

In der Vorstudie dieses Buches waren die problemzentrierten Interviews darauf gerichtet, einen Einblick in die unterschiedlichen Beziehungsformen der Jugendlichen sowie die darin realisierten mediatisierten kommunikativen Praktiken zu gewinnen (vgl. Anhang). Dabei ging es um face-to-face-Kommunikation und die Kommunikation mit dem Mobiltelefon, aber auch um Internet, Spielkonsolen, Festnetztelefon und MP3-Player. Die Interviewergebnisse waren auf dreierlei Weise für die sich anschließende Langzeitstudie bedeutsam. Erstens lieferten die Aussagen der Jugendlichen einen wichtigen Einblick in die Verwobenheit von mediatisierten Kommunikationspraktiken und beziehungspezifischen Aushandlungsprozessen, auf die in der Langzeitstudie vertiefend eingegangen werden sollte. Zweitens stellte sich heraus, dass vor allem solche Gespräche im Sinne der Forschungsziele besonders ergiebig waren, die mit mehreren Jugendlichen stattfanden. Vor allem bei Mädchen und Jungen, die sich gut kennen und ein positives Verhältnis zueinander haben, näherte sich das Interviewgeschehen den alltäglichen, natürlichen Situationen an. Dabei stellte das gegenseitige Erinnern der Jugendlichen untereinander oder auch das Zuordnen und Abgrenzen voneinander eine sehr gute Möglichkeit dar, um die tief mit dem Alltagshandeln verwurzelten, mediatisierten Kommunikationspraktiken aufzudecken.

Drittens wurden über diese Interviews Jugendliche für die Langzeitstudie ausgewählt. Neben der Bereitschaft der Mädchen und Jungen, an mehrmaligen Treffen teilzunehmen, spielten inhaltliche Kriterien und soziodemografische Merkmale eine wichtige Rolle. Inhaltlich stellten sich die Jugendlichen als Expertinnen und Experten für den Forschungsgegenstand und die Forschungsfragen heraus, weil sie in umfangreiche Beziehungsnetze eingebunden waren und sich vor diesem Hintergrund auf je spezifische Weise mit ihrem Mobiltelefon auseinandersetzten.

Soziodemografisch unterschieden sich die Jugendlichen hinsichtlich Alter, Geschlecht und Bildung.

Konkret handelt es sich bei den für die Langzeitstudie ausgewählten Jugendlichen um drei Freundschaftsgruppen. Zur Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen gehören vier weibliche Jugendliche, die zu Beginn des Erhebungszeitraumes zwischen 13 und 15 Jahre alt waren und ein Gymnasium besuchten. Die Freundschaftsgruppe der älteren Mädchen setzt sich aus drei 16-jährigen weiblichen Jugendlichen zusammen, die ebenfalls einen gymnasialen Hintergrund haben. Schließlich gehören drei männliche Jugendliche zur Freundschaftsgruppe der 16-jährigen Jungen, die im Erhebungszeitraum eine Realschule besuchten beziehungsweise eine Berufsausbildung absolvierten.

Die Langzeitstudie

Die Langzeitstudie fand von August 2007 bis Juli 2008 statt und war darauf gerichtet, die Konstitution und den Wandel der mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen der ausgewählten Jugendlichen aus biografischer Perspektive zu untersuchen. Es sollte also erforscht werden, durch welche mediatisierten Kommunikationspraktiken sich die verschiedenen Beziehungen überhaupt auszeichnen und wie diese Beziehungen und Praktiken miteinander verwoben sind. Außerdem ging es darum, den Wandel im Zeitverlauf herauszuarbeiten, der sich vor dem Hintergrund entwicklungspezifischer Herausforderungen in den Beziehungsnetzen der Jugendlichen vollzieht. Um diese Regelmäßigkeiten und Muster sowie die auf Veränderung gerichteten Prozesse untersuchen zu können, wurden die ausgewählten Freundschaftsgruppen über einen Zeitraum von etwa einem Jahr begleitet. Methodisch standen Gruppeninterviews im Mittelpunkt, die durch weitere Methoden ergänzt wurden.

Die Gruppeninterviews fanden in regelmäßigen Abständen an einem, von den Jugendlichen gewählten Interviewort statt. Hierbei kristallisierte sich ein Besprechungsraum der Universität als ein geeigneter Ort heraus, an dem sich die Mädchen und Jungen gern aufhielten und den sie im Zeitverlauf als einen Teil ihrer Alltags- und Beziehungswelt akzeptierten. Die einzelnen Gruppentreffen waren ebenfalls an der Methode des problemzentrierten Interviews (vgl. oben) orientiert und durch einen Leitfaden vorstrukturiert. Dabei wurden jeweils unterschiedliche thematische Schwerpunkte fokussiert, bei denen es beispielsweise um mediatisierte Kommunikationspraktiken in partnerschaftlichen Beziehungen oder Familienbeziehungen sowie um medienbezogene Wünsche und Geschenke ging. Darüber hinaus wurden „Best of“-Listen von den wichtigsten gespeicherten Handynummern und Handyinhalten (Kurznachrichten, Fotos, Videos) angefertigt sowie (audio-) visuelle Handyinhalte und Musikdateien auf dem Notebook der

Forscherin zusammengetragen. Weiterhin wurden während der Tagesablaufprotokolle angefertigt und Netzwerkkarten erstellt.

Ausgangspunkt bei der Anfertigung von Tagesablaufprotokollen war die Annahme, dass die Kommunikation mit dem Mobiltelefon so selbstverständlich mit dem alltäglichen Handeln verwoben ist, dass es in Interviews nur bruchstückhaft verbalisiert werden kann. Über die Rekonstruktion des gesamten Tagesablaufes konnten diese mediatisierten Kommunikationspraktiken umfassender aufgedeckt werden. Dazu wurde gefragt, wo und mit wem sich die Jugendlichen in einer bestimmten Situation des vorangegangenen Tages aufhielten und welche Aktivitäten dabei eine Rolle spielten. Anschließend sollten sie sich erinnern, ob und wozu sie ihr Mobiltelefon in die Hand genommen, was sie damit gemacht und wann sie es wieder weggelegt haben. Darüber hinaus wurde gefragt, welche anderen Medien in dieser Situation noch genutzt wurden und wozu. Diese Verbindung von Zeitraum/Situation, Bedeutung des Mobiltelefons und Bedeutung anderer Medien wurde jeweils chronologisch vom Aufstehen bis zum Zubettgehen rekonstruiert und in einem Protokoll festgehalten und das Gespräch mit dem Aufnahmegerät aufgezeichnet (vgl. Anhang).

Die Netzwerkkarten wurden angefertigt, um herauszuarbeiten, wie wichtig einzelne Beziehungen für die Jugendlichen sind und welche Rolle face-to-face-Kommunikation sowie die Kommunikation mit Medien spielt. In Anlehnung an die Methode der konzentrischen Kreise (Kahn/Antonucci 1980; Knipscheer/Antonucci 1980; vgl. auch I. Schulz et al. 2008) wurden die Jugendlichen aus den Freundschaftsgruppen gebeten, eine egozentrierte Netzwerkkarte zu vervollständigen, auf der sie die jeweiligen Personen entsprechend ihrer emotionalen Wichtigkeit in drei Kreisen um sich herum anordnen. Das Zentrum mit dem Wort „Ich“ wird also von einem Kreis mit den Personen umschlossen, die am wichtigsten sind und denen man sich am engsten verbunden fühlt. Weiter außen stehen weniger eng verbundene, aber dennoch bedeutsame Personen (Hollstein 2006). Außerdem hatten die Jugendlichen die Möglichkeit, auch außerhalb der Kreise Personen zu vermerken. Insgesamt handelt es sich bei dieser Methode um ein offenes Verfahren, mit dem die Bedeutung einzelner Beziehungen aus der Perspektive der Jugendlichen rekonstruiert und im Interview weiterführend besprochen werden konnte.

Abgesehen von diesen Netzwerkkarten wurden über den gesamten Zeitraum der Langzeitstudie hinweg Netzwerkzeichnungen angefertigt beziehungsweise aktualisiert. Ziel dieser Methode ist es, soziale Beziehungsnetze zu visualisieren und die damit verbundenen Relevanzzuweisungen und dynamischen Aushandlungsprozesse aus der Perspektive der Interviewpersonen zu rekonstruieren. (Scheibelhofer 2006; Straus 2002: 196 ff.) Dazu wurde in den ersten Gruppen-

treffen eine Netzwerkzeichnung erstellt, die den aktuellen Stand des Beziehungsnetzes der jeweiligen Freundschaftsgruppe widerspiegelte. Im Mittelpunkt stand die Freundschaftsgruppe, um die herum alle von den Jugendlichen erwähnten Personen angeordnet und in Beziehung gesetzt wurden. Mittels verschiedener Symbole wie Herzen (Liebe) oder Pfeile (Streit) wurde außerdem der aktuelle Status der Beziehung vermerkt. Diese Netzwerkzeichnung wurde dann in jedem weiteren Gruppentreffen als Grundlage verwendet, um Veränderungen in den Beziehungen festhalten und die damit verbundenen mediatisierten Kommunikationspraktiken im Interview zu besprechen.

Abgesehen von diesen Gruppeninterviews und den darin verankerten Methoden kommt der *im Rahmen der Langzeitstudie durchgeführten Intervention*⁵⁰ eine besondere Bedeutung zu. Methodischer Hintergrund hierfür sind das qualitative Experiment (Lamnek 2005: 641 ff.; Mayring 2002: 58 ff.) und die von Harold Garfinkel durchgeführten Krisenexperimente (Garfinkel 1973, 2003).

Das qualitative Experiment ist nach Gerhard Kleining ein,

„[...] nach wissenschaftlichen Regeln vorgenommener Eingriff in einen (sozialen) Gegenstand zur Erforschung seiner Strukturen. Es ist die explorative, heuristische Form des Experiments.“ (Kleining 1986: 724)

Unter möglichst natürlichen Bedingungen und mittels unterschiedlicher Techniken werden also bewusst Veränderungen am Untersuchungsgegenstand vorgenommen, um so komplexe Strukturen, Abhängigkeiten und Relationen aufzudecken. Hier spielen auch die im theoretischen Teil beschriebenen persönlichen Objekte eine wichtige Rolle (vgl. Kapitel 2.3.1), deren selbstverständliche Anwesenheit es schwierig macht, Fragen über sie zu beantworten (Habermas 1996). Harold Garfinkel hat diese Tatsache in seinen Krisenexperimenten verwendet, um über die Verunsicherung von Alltagsinteraktionen auf die dahinterstehenden Basisregeln menschlichen Miteinanders zu schließen. Er greift experimentell in alltägliche Interaktionen ein und stört diese Routinen, um so die dahinterliegenden Bedeutungen herauszufinden (Garfinkel 1973). Seine Ergebnisse zeigen, dass sich der soziale Alltag der Menschen über einen gemeinsamen Wissensfundus sowie über Normalitätsannahmen konstituiert und darüber eine gemeinsame Wirklichkeit geschaffen wird, in der typische Handlungsweisen festgelegt sind.

Diese Erkenntnisse und die dahinterstehende Herangehensweise wurden in der Langzeitstudie genutzt, um die mediatisierten Kommunikationspraktiken aufzudecken, die auf selbstverständliche und typische Weise mit den Beziehungen der Mädchen und Jungen verwoben sind. Die Störung dieser Praktiken bestand

⁵⁰ Lateinisch „intervenire“ für dazwischenkommen, dazwischentreten, sich einschalten.

darin, dass die Jugendlichen für mindestens eine Woche ohne ihr Mobiltelefon auskommen mussten. Die daraus entstehenden Brüche sollten Aufschluss darüber geben, mit welchen kommunikativen Praktiken das Mobiltelefon untrennbar verwoben ist und wofür sich möglicherweise Alternativen finden lassen. Darüber hinaus waren die persönliche Wahrnehmung und Bewertung der Jugendlichen selbst, aber auch die der Personen aus dem Beziehungsnetz von Interesse und es ging um die Differenz zwischen den erwarteten Auswirkungen und dem tatsächlichen Empfinden während und nach der Intervention.

Die Umsetzung der Intervention wurde von Beginn an in den Gruppeninterviews thematisiert, um die Jugendlichen auf das Vorhaben vorzubereiten. Die Eltern wurden in einem Brief über die Intervention informiert und um ihr Einverständnis gebeten. Schließlich erklärten sich die Mädchen der jüngeren und der älteren Freundschaftsgruppe zu einer Teilnahme bereit, während sich die Jungen aus der männlichen Freundschaftsgruppe nicht für eine solche Intervention gewinnen ließen. Mit ihnen wurde eine alternative Methode gefunden, die nachfolgend noch erwähnt wird. Für die älteren Mädchen dauerte die Intervention eine Woche. Bei den jüngeren Mädchen wurde die Intervention nach Ablauf der ersten, auf zwei Wochen verlängert. Bei beiden Gruppen umfasste der gewählte Zeitraum sowohl Schultage als auch Ferientage.

Für jeden Tag der Intervention erhielten die Jugendlichen einen Umschlag, der neben einer kleinen Aufmerksamkeit (Kosmetikartikel, Süßigkeiten etc.) einen tagebuchähnlichen Bogen mit mehreren offen gestellten Fragen (zum Beispiel: „Der erste Tag ohne Handy – was war anders als sonst?“, „Was hat dich bisher am meisten genervt?“, „Wie reagieren deine Freunde darauf, dass du kein Handy hast?“, „Ist auch was Gutes daran, mal kein Handy zu haben?“) sowie Platz für eigene Gedanken („Was dir sonst noch durch den Kopf geht“) enthielt. Daneben erhielten die Mädchen zu Beginn der Intervention einen Notizblock mit Stift, den sie immer bei sich tragen und auf dem sie Ereignisse und Gedanken festhalten sollten, wenn sie unterwegs waren. Diese Herangehensweise ist an die Methode des Medientagebuchs⁵¹ angelehnt, orientiert sich am jugendtypischen Tagebuchschreiben (Bühler 1932; Soff 1989) und half den Jugendlichen, ihre Gedanken und Erfahrungen während der Intervention zu verbalisieren. Gleichzeitig konnten die Einträge und Notizen in den später stattfindenden Einzelinterviews noch einmal aufgegriffen und ausführlicher besprochen werden.

51 Die Tagebuchmethode wird in der Kommunikationswissenschaft und insbesondere auch der Jugendmedienforschung benutzt, um zeitnahe und/oder ereignisorientierte Informationen hinsichtlich der Aneignung von Medien im sozialen Alltag zu gewinnen (Hepp 2011; Wierth-Heining 2006).

Darüber hinaus fanden während der Intervention Gruppeninterviews statt, die sich auf die Handyabgabe, mehrere Zwischentreffen sowie die Handyrückgabe bezogen (vgl. Anhang). Diese Treffen zielten erstens darauf ab, Alltag und Beziehungen der vergangenen Tage zu rekonstruieren und nachzuhaken, wann, wie und warum das Mobiltelefon gefehlt hat, welche Probleme und Missverständnisse es gab und welche alternativen Lösungen gefunden wurden. Zweitens ging es um die erwarteten und tatsächlichen Kontaktversuche aus dem Beziehungsnetz sowie die damit verbundenen Reaktionen der Jugendlichen. Drittens wurden bei diesen Treffen Assoziationskarten ausgefüllt, die noch einmal auf die persönliche Wichtigkeit des Mediums (z. B. „Ohne Handy bin ich ...“), aktuelle Gefühle und besonders erinnerte Situationen anspielten. Auch diese Antworten wurden in den Einzelinterviews aufgegriffen.

Die Einzelinterviews wurden zeitnah im Anschluss an die Intervention und die Handyrückgabe durchgeführt. Ein inhaltlicher Schwerpunkt bezog sich auf die Intervention. Ausführlich besprochen wurden die Antworten aus den Tagebuchprotokollen, die Assoziationen und die Angaben auf den Notizzetteln sowie die Reflexion der Intervention insgesamt. Ein weiterer Schwerpunkt beschäftigte sich mit den mediatisierten Kommunikationspraktiken im Beziehungsnetz aus persönlicher Perspektive sowie mit der persönlichen Ausgestaltung des Mobiltelefons und den gespeicherten beziehungsrelevanten Handyinhalten.

Da die Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe nicht bereit waren, an einer Intervention teilzunehmen führten sie für eine Woche ein *Handy-tagebuch*. Weil die Jungen Mitte Oktober 2007 über kein Guthaben auf ihren Handys verfügten, erhielten sie eine Pre-Paid-Karte im Wert von 15 Euro und waren angehalten, zu protokollieren, wofür sie das Geld ausgeben und was sie sonst noch mit ihrem Handy tun. Bei den vorstrukturierten Protokollen (vgl. Anhang) ging es einmal um die Beziehungspraxis mit dem Mobiltelefon. Es wurde abgefragt, mit wem die Jugendlichen wie oft an einem Tag telefoniert oder SMS geschrieben hatten, von wem die Kommunikation ausging und was der Anlass bzw. Inhalt war. Zudem wurde gefragt, ob und welche neuen Fotos, Videos oder Animationen erstellt oder versandt wurden und warum. Außerdem teilten die Jugendlichen nach Ablauf der sieben Tage mit, wie viel Geld noch auf der Karte verblieben war und ob das Handy in der Protokollwoche ähnlich oder anders genutzt wurde als normalerweise. Sie sollten zudem darüber reflektieren, an welchen Tagen das Mobiltelefon am wichtigsten war und was ihnen in Bezug auf ihre eigenen Kommunikationspraktiken aufgefallen ist. Alle Protokolleinträge wurden wiederum in einem anschließenden Gruppeninterview aufgegriffen. Wie bei allen anderen Interviews wurden auch hier ausführliche Gedächtnisprotokolle angefertigt. Solche Protokolle geben Aufschluss über die Atmosphäre während

der Gespräche, über Störungen des Interviews sowie über weitere nonverbale Gegebenheiten, die im Prozess der Datenauswertung von Bedeutung sein können (Witzel 1985).

Abschließend sei noch auf die *Chatgespräche* hingewiesen, die während des gesamten Erhebungszeitraumes und darüber hinaus stattfanden. Hierzu wurde das Instant Messenger Programm „ICQ“ genutzt. Für die Jugendlichen gehörte dieser Kommunikationskanal bereits zu ihrem Medienensemble und war selbstverständlicher Bestandteil der Kommunikation mit Freundinnen, Freunden, Peers sowie (potenziellen) Partnerinnen und Partnern. Demzufolge waren sie gern bereit, sich mit der Forscherin auch auf diesem Weg „zu treffen“ und auszutauschen. Dabei erfüllte die Kommunikation per „ICQ“ insgesamt drei Funktionen. Erstens wurde das Chatportal benutzt, um den Kontakt zu den Jugendlichen zwischen den Gruppeninterviews zu halten. Insbesondere nach der Schule und in den Abendstunden waren die Jugendlichen bei „ICQ“ anzutreffen und an kommunikativem Austausch interessiert. Zweitens halfen diese Gespräche dabei, kurze Nachfragen zu stellen oder kleinere Anekdoten zu erfassen, die sich auf die mediatisierte Kommunikation und die Beziehungen der Jugendlichen bezog. Drittens erfüllten die Chatgespräche eine wichtige Funktion im Zusammenhang mit dem Rückzug aus dem Feld („going home“). Da die Mädchen und Jungen über ein Jahr in Kontakt mit der Forscherin standen und die Gruppentreffen als einen Teil ihres sozialen Alltags betrachteten, war es wichtig, das Ende der Erhebungsphase emotional verträglich und möglichst fließend zu gestalten. Über die immer wieder sporadisch stattfindenden kurzen Chatkontakte war es möglich, sich als Forscherin langsam aus dem Feld zurückzuziehen.

Die Erweiterungsstudie

Über die Langzeiterhebung hinaus fanden zwischen Januar 2007 bis Dezember 2010 Interviews und Gespräche mit weiteren Jugendlichen, aber auch mit Erwachsenen statt, die sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und Motivationen heraus mit Jugendlichen und digitalen Medien auseinandersetzen (müssen). Dazu gehören in erster Linie Eltern, aber auch Verantwortliche des gesetzlichen und präventiven Jugendmedienschutzes sowie Anbieter von Mobiltelefonen und Mobilfunkdiensten bzw. -services. Ziel war es, nach gegenteiligen und ergänzenden Fällen zu suchen und Daten zu gewinnen, mit denen die Perspektiven und Erkenntnisse aus der Langzeitstudie erweitert werden konnten.

Bei den *zusätzlich interviewten Mädchen und Jungen* handelt es sich einmal um ein Mädchen, die zum weiteren Beziehungsnetz der Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe gehört und kein eigenes Mobiltelefon besitzt. In einem leitfadensbasierten Einzelinterview wurde sie zu ihren Beziehungen und kommu-

nikativen Praktiken sowie zu persönlichen Sichtweisen und Erfahrungen (z. B. Ausgrenzung) im Zusammenhang mit dem fehlenden Mobiltelefon befragt. Darüber hinaus fand ein Gruppeninterview statt, bei dem das Sammeln und Tauschen von audiovisuellen Handyinhalten im Mittelpunkt stand. Das Interview mit insgesamt sieben Jungen im Alter zwischen 12 und 17 Jahren erweitert die Aussagen der Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe und vertieft die Erkenntnisse zu mediatisierten Kommunikationspraktiken, die mit audiovisuellen Handyinhalten realisiert werden.

Die Elterninterviews ergänzen und erweitern ebenfalls die Perspektive der Jugendlichen aus der Langzeitstudie (vgl. Anhang). In den Interviews ging es einmal um die Wahrnehmung der oben beschriebenen Intervention aus der Elternperspektive: Wie haben die Eltern ihre Kinder in dieser Zeit erlebt und welche Störungen gab es in den Familienbeziehungen? Weiterhin ging es darum, aus Sicht der Eltern etwas über die Persönlichkeit, die Beziehungen und den Alltag der Jugendlichen sowie die damit verbundene Bedeutung des Mobiltelefons zu erfahren. Außerdem wurden Fragen zum Umgang der Eltern mit dem Mobiltelefon und zu Medienerziehung und Medienkompetenz gestellt. Daneben ging es um soziodemografische Kontextfragen, die sich unter anderem auf Alter, Bildung und den Beruf der Eltern bezogen.

Schließlich fanden in der Erweiterungsstudie Gespräche mit Personen statt, die eine kommerzielle sowie eine pädagogische Perspektive auf Jugendliche und ihre mediatisierten Kommunikationspraktiken haben. Hier fanden beispielsweise kurze Befragungen und Gespräche mit Verkäufern in Mobilfunkgeschäften statt. Außerdem wurde ein beratendes Gespräch mit den Redakteuren der Sendung „Kummerkasten“ des Kinderkanals „KIKa“ geführt. Darüber hinaus fanden von März 2007 bis Dezember 2010 zahlreiche Workshops, Weiterbildungen und Vorträge statt, die sich aus der Perspektive des gesetzlichen und des präventiven Jugendmedienschutzes mit Jugendlichen und digitalen Medien beschäftigen. Dazu gehören unter anderem die Kommission für Jugendmedienschutz der Landesmedienanstalten (KJM) und die Thüringer Landesmedienanstalt (TLM), aber auch Lehrerinnen und Lehrer, Erziehungsberaterinnen und -berater sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der freien Jugendarbeit (vgl. Anhang) Die mit diesen Personen geführten Gespräche fundierten und erweitern den beruflichen Reflexionshorizont der Forscherin und liefern einen wichtigen Einblick in die mediatisierten Kommunikationspraktiken von Jugendlichen aus gesetzlicher und (medien-) pädagogischer Perspektive.

Das *Ende des Forschungsprozesses* wurde neben forschungspraktischen Gründen gemäß der Vorgehensweise der Grounded Theory nach dem Prinzip der „Sättigung“ festgelegt. Dieser Zeitpunkt ist erreicht, wenn die Datenerhebung

keine weiteren neuen, ergänzenden oder kontrastierenden Einsichten mehr liefert und die darauf basierende Entwicklung theoretischer Konzepte als beendet erklärt werden kann (Glaser/Strauss, 1998; Krotz 2005a). In der vorliegenden Untersuchung konnte diese theoretische Sättigung über eine langfristig angelegte und komplex ausgerichtete empirische Analyse erreicht werden. Dabei liefern die erhobenen Daten empirisch dichte und neue Einblicke in die Beziehungsnetze von drei ausgewählten Freundschaftsgruppen sowie die darin stattfindenden Wandlungsprozesse mediatisierter Kommunikationspraktiken. Diese Daten sind Ausgangs- und immer wiederkehrender Bezugspunkt, um Kategorien zu entwickeln und schließlich zu verallgemeinerbaren theoretischen Erkenntnissen zu gelangen.

Als *Materialbasis* lagen nach Abschluss der Datenerhebung insgesamt 28 Beobachtungsprotokolle, 53 Gruppen-, Paar- und Einzelinterviews, 12 Netzwerkskizzen bzw. Netzwerkkarten sowie 18 Tagebuch- und Tagesablaufprotokolle, 53 Chatprotokolle und über 500 (audio-) visuelle Handyinhalte vor. Um diese verschiedenen Dokumente für die Auswertung aufzubereiten, wurden zunächst von allen Interviews Transkriptionen angefertigt. Das heißt, die Interviews wurden wortwörtlich, hochdeutsch und chronologisch in einem Worddokument verschriftlicht. Jugendtypische Begrifflichkeiten wurden beibehalten sowie Sprechpausen, Lachen und ähnliches vermerkt, wenn dies für die Auswertung als bedeutsam erachtet wurde (Dittmar 2009).⁵² Ebenfalls in eine Worddatei überführt wurden die zu jedem Interview gehörenden Gedächtnisprotokolle sowie alle handschriftlichen Dokumente, zu denen Tagebuch- und Tagesablaufprotokolle, „Best of“-Listen und Notizen gehören. Die Netzwerkzeichnungen und -karten sowie die (audio-) visuellen Handyinhalte wurden in ihrer ursprünglichen Form belassen.

4.3 Auswertungsstrategie und Analysekategorien

Die Auswertung der Daten aus Vorstudie, Langzeitstudie und Erweiterungsstudie zielt auf die Rekonstruktion von sozialisationspezifischen Wandlungsprozessen in den sozialen Beziehungsnetzen der Jugendlichen ab. Im Mittelpunkt steht die Veränderung der kommunikativen Aushandlungsprozesse mit dem Mobiltelefon im Zeitverlauf, die vor dem Hintergrund sich wandelnder Beziehungsmerkmale sowie im Kontext der Kommunikation mit anderen Medien betrachtet wird.

⁵² Es wurden keine besonderen Zeichen für Sprechpausen und ähnliches verwendet. Vielmehr wurden diese Auffälligkeiten in Klammern vermerkt, also beispielsweise „(lacht)“, „(lange Pause)“ oder „(unverständlich)“.

Ausgangs- und Bezugspunkt der Auswertung sind die Jugendlichen aus den drei untersuchten Freundschaftsgruppen und deren kommunikatives Handeln in sozialen Beziehungsnetzen. Der induktive Schritt von den empirischen Daten zu den theoretischen Konzepten wird mit Hilfe des bereits erwähnten Codierverfahrens der Grounded Theory und mittels der Anfertigung von Memos vollzogen.⁵³

Bei den *Memos* handelt es sich um Dokumente, die im gesamten Forschungsprozess angefertigt werden und für die Strukturierung des Vorwissen und die Auswahl von Methoden und Untersuchungspersonen hilfreich sind, insbesondere aber auch für die Auswertung der Daten und die Theorieentwicklung eine zentrale Rolle spielen. Sie enthalten Kommentare, Fragen und Ideen sowie alles, was der Forscherin in Bezug auf ihr Vorhaben wichtig erschien.

Im Hinblick auf das zunächst *offen angelegte Codieren* wurden einige Transkriptionen ausgewählt und die darin enthaltenen Aussagen in Sinneinheiten zerlegt. Jeder dieser Einheiten, die einen Satz aber auch mehrere Sätze oder ganze Interviewpassagen umfasste, wurde ein Code zugewiesen. Das heißt, sämtliche Textstellen in diesen Transkriptionen wurden daraufhin gesichtet, welche Codes im Sinne der Forschungsfragen plausibel erscheinen und als verallgemeinernde Begriffe die Entwicklung theoretischer Konzepte stützen können. Über mehrere Materialdurchläufe und Überarbeitungen konnte schließlich eine Codeliste erarbeitet werden, die als Grundlage für die Auswertung des gesamten Datenmaterials diente (vgl. Anhang).

Um alle weiteren Auswertungsschritte systematisch vollziehen und transparent gestalten zu können, wurden diese Codeliste sowie sämtliche Transkriptionen und verschriftlichten Dokumente in die Auswertungssoftware „HyperRESEARCH“ übertragen. Mit diesem Computerprogramm lassen sich textbasierte, aber auch audiovisuelle Dateien qualitativ auswerten (Dupuis 2002). Dabei können nicht nur Codes zugewiesen, sondern auch Notizen festgehalten werden, die für die weitere Entwicklung von theoretischen Konzepten und Kategorien bedeutsam sind.⁵⁴ Beispielsweise antwortet die 16-jährige Lara aus der Freundschaftsgruppe der älteren Mädchen auf die Frage:

⁵³ Auch wenn im Forschungsprozess Datenerhebung -auswertung gleichzeitig stattfinden und zirkulär miteinander verbunden sind, wird hier aus Gründen der Übersichtlichkeit und Nachvollziehbarkeit eine lineare Darstellung des Vorgehens gewählt.

⁵⁴ Hyperresearch hält noch zahlreiche weitere Möglichkeiten bereit, qualitative Auswertungsschritte im Sinne der Grounded Theory zu vollziehen. In der vorliegenden Forschungsarbeit wurden jedoch nur die Codierfunktionen und die Notizfunktionen in Anspruch genommen.

„Wann schreibt ihr denn SMS und wo? (Interviewerin) Wenn es darum geht, wann treffen wir uns und wo.“ (Lara, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 28.08.2006)

Dieser Aussage wurde der Code „Freundschaftsgruppe Mobiltelefon“ zugewiesen. Zusätzlich wurde in dem Notizfeld vermerkt, dass es sich um Verabredungen und Treffen handelt, die sich als Beziehungsorganisation zusammenfassen lassen.

Im nächsten Schritt wurden alle codierten Interviews in einer Systematisierung inhaltlich geordnet und interpretativ verdichtet. So wurde die oben erwähnte Interviewaussage mit allen anderen Aussagen zusammengeführt, die sich um die flexible Beziehungsorganisation in dieser Freundschaftsgruppe drehen und mit dem Mobiltelefon sowie mit anderen Medien realisiert wird. Zusätzlich relevante Informationen aus Gedächtnisprotokollen sowie Anhaltspunkte aus Netzwerkskizzen, Netzwerkkarten und (audio-) visuellen Handyinhalten wurden ergänzend in diesen Systematisierungen vermerkt. Über diesen Schritt der erneuten Strukturierung und Verdichtung des Materials wurden schließlich typische Kategorien herausgearbeitet. Das sind im Einzelnen die Kategorien:

- Merkmale der Persönlichkeit
- Merkmale des Beziehungsnetzes
- Mediatisierte Kommunikationspraktiken im Beziehungsnetz
- Mediatisierter Kommunikationspraktiken bezogen auf das Mobiltelefon als individualisierbare Technologie,
- Medienerzieherischer Praktiken sowie
- Jugendmedienschutz und Medienkompetenz.

Diese Kategorien sind jeweils durch typische Subkategorien und deren Eigenschaften gekennzeichnet. Beispielsweise besteht die Kategorie „Mediatisierte Kommunikationspraktiken im Beziehungsnetz“ aus den Subkategorien Freundschaftsgruppe, Peer-Beziehungen, partnerschaftliche Beziehungen, Familienbeziehungen und sonstige Beziehungen. Jede dieser Subkategorien ist durch die Eigenschaften Beziehungsorganisation, Beziehungsintegration, Konflikte und Brüche sowie Mobiltelefon im Medienensemble gekennzeichnet.⁵⁵

Der nächste Analyseschritt wurde mittels des axialen bzw. selektiven Codierens realisiert. Während beim axialen Codieren die Kategorien aufeinander bezogen und zueinander in ein hierarchisches Verhältnis gesetzt werden, bezieht sich das selektive Codieren auf das Herausarbeiten zentraler Schlüsselkategorien (Krotz

2005b: 183 ff.). Mit diesem Verfahren wurden die oben benannten, typischen Kategorien mit ihren Subkategorien und Eigenschaften aufeinander bezogen und in **drei zentralen Schlüsselkategorien** zusammengeführt (vgl. Abb. 2). Dabei handelt es sich erstens um das Mobiltelefon als Beziehungsmedium, wozu alle Daten gehören, die sich auf die Beziehungsnetze der Jugendlichen und die darin stattfindenden, mediatisierten Kommunikationspraktiken beziehen. Zweitens umfasst das Mobiltelefon als persönliches Medium all jene Aussagen, die von den untersuchten Einzelpersonen ausgehen und auf mediatisierte Kommunikationspraktiken gerichtet sind, die sich um die persönliche Gestaltung und individuelle Aneignung des Mobiltelefons drehen. Schließlich bezieht sich die dritte Schlüsselkategorie auf das Mobiltelefon als problematisches Medium. Darin wurden alle Aussagen von Jugendlichen und Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen gesammelt, die Hinweise auf negativ besetzte Wahrnehmungen, Bewertungen und Erfahrungen im Zusammenhang mit der Aneignung des Mobiltelefons liefern.

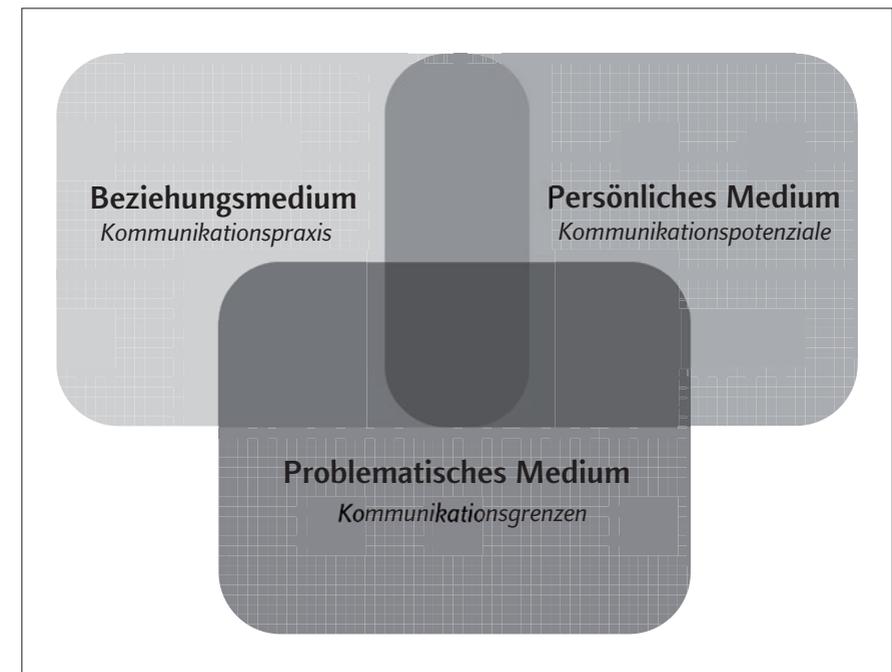


Abbildung 2: Zentrale Schlüsselkategorien

⁵⁵ Für die vollständige Übersicht der Kategorien mit ihren Subkategorien und Eigenschaften vgl. Anhang.

Insgesamt konstituiert sich über diese drei Schlüsselkategorien eine *materiale Theorie*⁵⁶, die gegenstandsnah entwickelt wurde und verallgemeinerte Aussagen zum Wandel von spezifischen, mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen zulässt. Dabei erweist sich die Trennung zwischen den einzelnen Schlüsselkategorien als eine analytische Differenzierung. Tatsächlich ergeben sich Überschneidungen, die darauf verweisen, dass in allen drei Schlüsselkategorien mediatisierte Kommunikationspraktiken relevant sind, die auf ganz unterschiedliche Weise mit Beziehungen zu tun haben. So findet die Aneignung des Mobiltelefons als persönliches Medium auch vor dem Hintergrund von Beziehungen statt, indem die Kontaktdaten der Personen aus dem Beziehungsnetz gespeichert oder Kurznachrichten und Fotos im Handy aufbewahrt werden. Ebenso ist das Mobiltelefon als problematisches Medium beziehungsrelevant, insofern beispielsweise gewalthaltige Inhalte gesammelt und getauscht werden, um innerhalb der Peer-Beziehungen akzeptiert zu werden. Um diese, auf Beziehungen gerichteten Überschneidungen zu konkretisieren, wurden drei zentrale Erkenntnisse herausgearbeitet, die an den einzelnen Schlüsselkategorien ansetzen. Dabei handelt es sich erstens um die, mit dem Mobiltelefon als Beziehungsmedium verbundenen, mediatisierten Kommunikationspraktiken zwischen Personen, die hier als Kommunikationspraxis bezeichnet werden. Zweitens sind die mit dem Mobiltelefon als persönlichem Medium einhergehenden Kommunikationspotenziale von Bedeutung. Damit sind Potenziale gemeint, die als Voraussetzung für eine möglicherweise stattfindende Kommunikationspraxis oder im Anschluss daran auf dem Mobiltelefon gebündelt werden. Schließlich beziehen sich die mit dem Mobiltelefon als problematischem Medium verbundenen Kommunikationsgrenzen darauf, dass mediatisierte Kommunikationspraktiken in Beziehungen durch strukturelle, persönliche oder pädagogische Grenzen limitiert sein können.

Bevor es im Folgenden ausführlich um diese Ergebnisse geht, sollen noch einmal die Forschungsethik und die Grenzen angesprochen werden, die im Zusammenhang mit der vorliegenden empirischen Untersuchung bedeutsam sind.

Mit dem Begriff der *Forschungsethik* werden in den Sozialwissenschaften

„[...] all jene ethischen Prinzipien und Regeln zusammengefasst, in denen mehr oder minder verbindlich und mehr oder minder konsensuell bestimmt wird, in welcher Weise die Beziehungen zwischen den Forschenden auf der

einen Seite und den in sozialwissenschaftliche Untersuchungen einbezogenen Personen auf der anderen Seite zu gestalten sind.“ (Hopf 2004: 589 f.)

Vor diesem Hintergrund werden in der Literatur allgemeine Prinzipien ethischen Forschens formuliert, die sich auf die Erhebung, Auswertung und Weitergabe beziehungsweise Veröffentlichung der Daten beziehen und die insbesondere auch für ethnografische Untersuchungen mit Jugendlichen zu berücksichtigen sind (Funiok 2000; Hammersley/Atkinson 2007: 209 ff.; Hopf 2004; Krotz 2005b: 271). Dabei existieren keine absoluten Regeln; vielmehr bewegen sich die ethisch bedeutsamen Kriterien und ihre Umsetzung auf einem Kontinuum, dass es mit Blick auf das eigene Forschungsvorhaben immer wieder zu aktualisieren und zu reflektieren gilt (Hammersley/Atkinson 2007: 219 f.).

In der vorliegenden Arbeit wurden alle beteiligten Untersuchungspersonen soweit wie möglich über Ziele und Vorgehensweisen der jeweiligen Studie informiert. Alle Schritte fanden im Einverständnis mit den Jugendlichen und ihren Eltern statt. Ihnen wurde zugesichert, dass ihre Daten vertraulich behandelt und im Ergebnisbericht anonymisierte Versionen veröffentlicht werden. Insbesondere bei den in der Langzeiterhebung begleiteten Jugendlichen wurde Wert darauf gelegt, dass sie sich während der Erhebung als deutungskompetente Menschen ernst genommen und keineswegs ausgenutzt fühlen. Da sich gerade in solchen langfristig angelegten Studien eine soziale Beziehung zwischen Forschenden und Untersuchungspersonen aufbaut, wurde der Rückzug aus dem Feld für die Jugendlichen so allmählich und verträglich wie möglich gestaltet (vgl. oben). Damit ist auch gewährleistet, dass noch andere Forschende die Möglichkeit haben, sich in diesem Feld zu bewegen und wissenschaftliche Studien durchzuführen.

Was die *Grenzen der empirischen Untersuchung* betrifft, werden Limitierungen deutlich, die sich auf die Methodologie und die ausgewählten Methoden beziehen und mit forschungspraktischen Problemen zu tun haben.

Auf die methodologische Anlage der Arbeit bezogen liefern Grounded Theory und Ethnografie einen offenen und flexiblen Forschungsrahmen, um Erkenntnisse über die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen zu gewinnen. Über die Verfahren der Auswahl von Untersuchungspersonen sowie über die gewählten Methoden der Datenerhebung und -auswertung wurde versucht, den Forschungsgegenstand so umfassend und fundiert wie möglich zu erfassen. Dabei gilt es natürlich zu bedenken, dass die ausgewählten Jugendlichen nicht nur Expertinnen und Experten im Sinne der Forschungsfragen sind, sondern eben auch bereit waren und Spaß hatten, an einer Langzeitstudie teilzunehmen. Ergänzend wichtige und kontrastierende Daten hätten sicherlich

56 Materiale Theorien stehen nach Glaser und Strauss für ein spezifisches Forschungsfeld, sind fallübergreifend aber wenig allgemein und können zu formalen Theorien weiterentwickelt werden (Glaser/Strauss 1998: 44 ff.).

auch von Jugendlichen gewonnen werden können, die beispielsweise über ein niedriges Bildungsniveau verfügen oder die in weniger umfangreiche Beziehungsnetze eingebunden sind als die untersuchten Mädchen und Jungen. Darüber hinaus ergeben sich während einer Langzeiterhebung zwangsläufig soziale Bindungen, die eine emotionale, subjektive Seite haben und die auch die Perspektive auf den Forschungsgegenstand mitprägen. Insbesondere die weiblichen Jugendlichen nahmen die Forscherin im Zeitverlauf als eine Person wahr, zu der sie eine freundschaftliche Beziehung aufbauten. Folglich war es immer wieder bedeutsam, sich in den Memos den Standpunkt der Wissenschaftlerin bewusst zu machen und die Distanz zum Gegenstand zu wahren.

Die forschungspraktischen Grenzen drehen sich um zeitliche, finanzielle und technische Beschränkungen. Wie bei jedem anderen Forschungsvorhaben hätten sicherlich noch mehr relevante Daten zusammengetragen werden können, die zur weiteren Differenzierung und Fundierung der entwickelten theoretischen Erkenntnisse beigetragen hätten. Nichtsdestotrotz hebt sich aber gerade die vorliegende Untersuchung von anderen qualitativen Studien im Bereich Mobiltelefon und Jugendliche ab, weil sie in einem maximal möglichen Erhebungszeitraum und mittels vielfältiger Methoden zu differenzierten Ergebnissen kommt. Darüber hinaus wird immer wieder auf das Kriterium der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit verwiesen (Brosius et al. 2009: 32). In Forschungsteams sind die Rahmenbedingungen sicherlich eher gegeben, um im Prozess der Datenverdichtung und -interpretation zu abgesicherten Ergebnissen zu gelangen. Andererseits schaffte hier der Austausch in Forschungskolloquien und Doktorandinnen-Treffen eine wichtige Grundlage, um den Prozess der Erkenntnisgewinnung zu diskutieren und abzusichern. Schließlich sei auf noch die technischen Probleme verwiesen, die trotz gründlicher Vorbereitungen immer wieder dazu führen, dass Interviews nicht aufgezeichnet werden. Hier hilft zumindest die Anfertigung von nachträglichen Protokollen dabei, wichtige Aussagen aus dem Interview indirekt festzuhalten.

5 Mediatisierte Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen. Ergebnisse der empirischen Analyse

Im ersten Teil des Buches wurde auf theoretischer Ebene und aus historischer Perspektive herausgearbeitet, dass sich über den Wandel der Medienumgebungen auch die sozialen Beziehungen von Jugendlichen verändern, weil sie auf vielfältige Weise von digitalen Medien durchdrungen und zunehmend von mediatisierter Kommunikation geprägt sind. Jugendliche bewegen sich in kommunikativ konstituierten Beziehungsnetzen, die verschiedene Beziehungen umfassen und in denen heute digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon eine bedeutende Rolle spielen. Dabei wandeln sich nicht nur diese Sozialisationsprozesse, sondern auch die gesellschaftlichen, alltäglichen und erziehungsrelevanten Bedingungen von Sozialisation verändern sich, ebenso wie die Herausbildung von Identität als Sozialisationsergebnis mit veränderten Ressourcen und Risiken verbunden ist.

Zur theoretischen Fundierung dieser Argumentationen wurden kommunikationswissenschaftliche, sozialisationstheoretische und entwicklungspsychologische Konzepte fruchtbar gemacht und in Bezug auf Mediatisierungsprozesse aktualisiert. Dabei ließen sich Forschungslücken herausarbeiten, die sich darauf beziehen, dass es nicht ausreichend ist, einzelne Beziehungen separiert in den Blick zu nehmen und die singuläre Bedeutung einzelner Medien und deren Funktionen zu untersuchen. Zudem fanden sich Hinweise darauf, dass es im Verlauf des Jugendalters kommunikationsintensive Phasen gibt, in denen Beziehungen besonders intensiv verhandelt werden. Diese Zusammenhänge sollen nun im Mittelpunkt des empirischen Teils stehen, wobei die im Methodenkapitel vorgestellten Fragestellungen leitend sind (vgl. Kap. 4.1)

In den folgenden drei Kapiteln werden die Beziehungsnetze von Jugendlichen vorgestellt und die Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium, als persönliches Medium und als problematisches Medium im Kontext anderer Medien herausgearbeitet. Auch wenn die Darstellung der einzelnen Ergebnisse linear erfolgt, wird grundsätzlich versucht, der Komplexität und Verwobenheit mediatisierter Kommunikationspraktiken Rechnung zu tragen und deutlich zu machen, dass die Aushandlungen in den Beziehungen aufeinander bezogen statt-

finden. Für jede Beziehung werden zunächst die mediatisierten Kommunikationspraktiken zu Beginn der Erhebung beschrieben, bevor anschließend auf die biografischen Wandlungsprozesse im Zeitverlauf eingegangen wird. Alters-, Geschlechts- und Bildungsunterschiede werden immer dann herausgearbeitet, wenn sich Besonderheiten und Auffälligkeiten zeigen. Interviewzitate und Ausschnitte aus Tagebuchprotokollen dienen dabei nicht nur als empirischer Beleg, sondern veranschaulichen auf eindrucksvolle Weise, wie grundlegend das Mobiltelefon mit den Beziehungen und dem Alltag der Jugendlichen verwoben ist. Insgesamt sind die Kapitel zur Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium, persönliches Medium und problematisches Medium deskriptiv-interpretativ angelegt und werden jeweils mit einem abstrahierenden Fazit abgeschlossen, das theoretische Schlussfolgerungen zu mediatisierter Sozialisation aus biografischer und historischer Perspektive enthält.

5.1 Kommunikationspraxis und das Mobiltelefon als Beziehungsmedium

Beste Freunde und Freundinnen, zahlreiche Peers und ehemalige Mitschülerinnen und Mitschüler, potenzielle Partnerinnen und Partner sowie Ex-Freundinnen und -Freunde, Väter, Mütter, Brüder, Halbschwestern und Schwestern, Tanten und Onkel, Lehrerinnen und Lehrer, Trainer und so weiter. Bereits diese einfache Aufzählung macht deutlich, dass sich die Beziehungsnetze der untersuchten Jugendlichen durch vielfältige Beziehungen auszeichnen. Dabei ist die Kommunikationspraxis in diesen Beziehungen maßgeblich von mediatisierter Kommunikation durchdrungen. Insgesamt zeichnen sich vier zentrale Ergebnisse ab.

Erstens wird deutlich, dass die mit dem Mobiltelefon realisierten Kommunikationspraktiken maßgeblich an beziehungskonstituierenden Aushandlungsprozessen beteiligt sind und in den unterschiedlichen Beziehungen eine spezifische Funktion erfüllen. In besonders engen Beziehungen wie den besten Freundschaften befördert es die angestrebte emotionale Verbundenheit, während es in Peer-Beziehungen um eher unverbindliche Unterhaltung sowie vergleichende Positionierungen geht und in den partnerschaftlichen Beziehungen spielerische, aber dennoch emotionale Erprobungen im Mittelpunkt stehen. Die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Familienbeziehungen sind darauf gerichtet, die Balance zwischen Zusammenhalt und Abgrenzung neu zu verhandeln, während jugendkulturelle Bezüge in die Konstitution von Freundschafts-, Peer-, und partnerschaftlichen Beziehungen einfließen.

Zweitens ersetzt das Mobiltelefon keinesfalls die face-to-face-Kommunikation, sondern ergänzt und verlängert die damit verbundenen Kommunikationspraktiken

im Zusammenspiel mit anderen Medien. Dabei spielen vor allem das Internet, aber auch traditionelle Medien wie das Fernsehen oder das Festnetztelefon eine wichtige Rolle.

Drittens sind diese mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen der Jugendlichen keineswegs als statisch zu verstehen, sondern sind in dynamischen Wandlungsprozessen begriffen, über die Beziehungen neu strukturiert und gewichtet werden.

Schließlich wird viertens über die Gesamtheit dieser mediatisierten Kommunikationspraktiken das bereits im theoretischen Teil erwähnte Bestreben der Jugendlichen nach zahlreichen und sicheren Beziehungen befriedigt, aber ebenso erschüttert, wenn die mit dem Mobiltelefon realisierte Kommunikationspraxis anders stattfindet oder gar ausbleibt. Das gilt nicht nur für die Perspektive der Jugendlichen, sondern auch für die ihrer Eltern.

Im Folgenden werden nun die Beziehungen nacheinander vorgestellt, die in den Beziehungsnetzen der Jugendlichen besonders bedeutsam sind und bei denen die empirische Erhebung besonders dichte Daten geliefert hat. Dazu gehören die besten Freundschaften, die Peer-Beziehungen und partnerschaftlichen Beziehungen sowie die Familienbeziehungen und die Bezüge zu Jugendszenen. Zunächst werden die allgemeinen Merkmale der Beziehung erläutert, bevor die mediatisierten Kommunikationspraktiken herausgearbeitet und die biografischen Wandlungsprozesse im Zeitverlauf thematisiert werden.

5.1.1 Beste Freundschaften: Ein kommunikativer Mikrokosmos

Die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den besten Freundschaftsbeziehungen der untersuchten Jugendlichen sind darauf gerichtet, größtmögliche Gemeinsamkeit und Verbundenheit aufrecht zu erhalten. Die Mädchen und Jungen schaffen sich einen kommunikativen Mikrokosmos, der sich deutlich von anderen Beziehungen abhebt. Dabei spielen neben der physischen und emotionalen Nähe vor allem die gemeinsamen Themen, Aktivitäten und Interessieren eine wichtige Rolle. In den darauf bezogenen mediatisierten Aushandlungen verbinden die Jugendlichen face-to-face-Kommunikation und Kommunikation mit dem Mobiltelefon, während andere Medien wie Festnetztelefon oder Internet eine ergänzende Funktion erfüllen oder in Ausnahmesituationen als Notlösung fungieren. Verbindliche Reziprozitätsregeln und freundschaftsinterne Rituale, die der flexiblen Organisation, insbesondere aber auch der emotionalen Integration und Gestaltung der Freundschaftsbeziehungen dienen, werden mit den unterschiedlichen Funktionen des Mobiltelefons realisiert und stehen in engem Zusammenhang mit den alltäglichen face-to-face-Begegnungen.

Im Zeitverlauf tragen strukturelle Veränderungen, zunehmend verschiedene Interessen und immer häufiger auftretende Reibungspunkte dazu bei, dass sich die Freundinnen und Freunde räumlich und emotional voneinander distanzieren. In diesem Zusammenhang entstehen mediatisierte Kommunikationspraktiken, die unverbindlicher sind, Kommunikationsmöglichkeiten im Internet einschließen und mit einer Hinwendung zu neuen Peer-Beziehungen und ersten partnerschaftlichen Beziehungen einhergehen.

Allgemeine Merkmale der Freundschaftsbeziehungen

Zu Beginn des Erhebungszeitraumes wohnen die Jugendlichen recht nah beieinander, besuchen zum Teil dieselben Schulen oder Kurse und sprechen sich mit liebevollen Spitznamen an. Sie bezeichnen ihre besten Freundschaften als exklusive Beziehungen, in denen hohe Erwartungen und Verbindlichkeiten sowie großes Vertrauen von zentraler Bedeutung sind. Zudem betonen die Mädchen und Jungen, dass sie sehr viel voneinander wissen, bei Sorgen und Problemen füreinander da sind und so viel Zeit wie möglich miteinander verbringen. Die eher selten vorkommenden Konflikte werden durchaus respektvoll und fair gelöst.

An den gemeinsam verbrachten Nachmittagen und Wochenenden halten sich die Jugendlichen zu Hause, in Parks oder im Stadtzentrum auf, gehen einkaufen oder tanzen, reden über Schulalltag und Beziehungen und beschäftigen sich mit ihren Medienvorlieben. Dazu gehören unter anderem Fernsehserien und Computerspiele aber auch Musik-, Kino-, und Fußballstars sowie die neueste digitale Unterhaltungselektronik. Die dafür notwendigen kommunikativen Aushandlungsprozesse finden vor allem über kontinuierliche, fest im Alltag verankerte face-to-face-Kommunikation statt, die mittels des Mobiltelefons fundiert und erweitert wird. Dabei erfüllt die Kommunikation mit dem Mobiltelefon im Wesentlichen drei verschiedene Funktionen. Es ist a) maßgeblich an der flexiblen Beziehungsorganisation beteiligt, ermöglicht b) die emotionale Integration der Jugendlichen in die Freundschaften und wird c) für die Gestaltung gemeinsamer Beziehungssituationen angeeignet. Während diese Praktiken in der Literatur als typisch für die Peer-Beziehungen von Jugendlichen bezeichnet werden (vgl. Kapitel 3.2.3), führt die Differenzierung zwischen besten Freundschaftsbeziehungen und Peer-Beziehungen in der Langzeitstudie zu einem etwas anderen Ergebnis. Während flexible Organisation und emotionale Integration für die Freundschaftsbeziehungen konstitutiv sind, zeichnen sich die Peer-Beziehungen durch eher unverbindliche, spielerische Praktiken und neidvolles Positionieren aus. Zunächst sollen jedoch die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Freundschaftsbeziehungen der untersuchten Jugendlichen im Mittelpunkt stehen.

a) Flexible Beziehungsorganisation

Bei der flexiblen Beziehungsorganisation werden verschiedenste Termine im Beziehungsalltag der befreundeten Jugendlichen koordiniert. Die Mädchen und Jungen klingeln sich untereinander an und sprechen sich über Telefonate und Kurznachrichten ab, wenn sie sich bezüglich vereinbarter Treffen absichern oder Veränderungen mitteilen wollen, die beispielsweise durch Verspätungen zustande kommen. Während dieser Absprachen befinden sich die Jugendlichen zumeist auf dem Weg zur Schule oder kommen von dort zurück. Darüber hinaus versenden sie vor allem in den Abendstunden, wenn sie zu Hause in ihren Zimmern sind, Kurznachrichten, die sich um nochmalige Absicherung von vereinbarten Terminen für den nächsten Tag drehen.

Dass diese routinierten Praktiken des flexiblen und zeitnahen Verabredens im Zusammenspiel mit den strukturell verankerten face-to-face-Begegnungen für die Freundschaftsbeziehungen von grundlegender Bedeutung sind, bestätigen vor allem auch die Ergebnisse der Intervention. Insbesondere an den Wochenenden und in den Ferien, als die Mädchen sich nicht zwangsläufig treffen, misslingt die Kommunikation zwischen den Freundinnen. Die Mädchen aus der jüngeren und älteren Freundschaftsgruppe berichten in zahlreichen Interviewsequenzen und Tagebuchpassagen von (fast) geplatzten Verabredungen sowie den damit verbundenen Missverständnissen und Konflikten. Etwas im Voraus verbindlich zu planen und auf die Umsetzung des Vorhabens zu vertrauen, gelingt ebenso wenig wie spontane Unternehmungen ohne umfassende Absprachen und kontinuierliche Rückversicherungen. Die Freundinnen sind dementsprechend frustriert und verunsichert, was die mühevollen Verabredungspraktiken und die mit Unsicherheiten verbundenen Wartezeiten betrifft. Vor allem das Treffen an öffentlichen Plätzen (z. B. im Park) und das Warten an Haltestellen sind mit Gefühlen von Misstrauen, Verunsicherung und Wut verbunden⁵⁷:

„Gestern haben wir uns getroffen und gesagt, wir machen morgen was! Morgen, also heute, erreiche ich Katja nicht per Festnetz und Tabeas Mom ist nicht bei Tabea. Dad geht nicht ran! So! Ich überleg mir so: Pech. Fahr ich mal auf gut Glück hin. Hab ich gemacht. NATÜRLICH keiner da! Ich überleg mir, geh ich noch ein Stündchen zu Hugendubel! So, fahr ich wieder hin, keiner da. Ich geh heim und dort hat mich auch noch niemand versucht, zu

⁵⁷ Bei allen Namen von Jugendlichen, die in diesem und in den folgenden Kapiteln auftauchen, handelt es sich um anonymisierte Versionen.

*erreichen > sich VERARSCHT fühl<.*⁵⁸ (Liliane, 15 Jahre, Tagebuchprotokoll vom 11.04.2007)

Diese Aussage verweisen in zweierlei Hinsicht auf die Unverzichtbarkeit des Mobiltelefons bei der Organisation der Freundschaftsbeziehungen. Erstens geht es um die tatsächliche Umsetzung von gemeinsamen Aktivitäten. Die Jugendlichen sind gewohnt, mit dem Mobiltelefon zeitnah aufeinander zu reagieren, Situationen des Wartens gar nicht erst aufkommen zu lassen und minimale Veränderungen in Bezug auf Zeit oder Ort des Treffens sofort mitzuteilen. Diese Praktiken werden während der Intervention grundlegend erschüttert, insofern die in den Freundschaftsbeziehungen etablierten Regeln der Koordination und Organisation eng an das Mobiltelefon gebunden sind und nun nicht mehr funktionieren. Dabei stellt das Fehlen der strukturell verankerten face-to-face-Kontakte während der Ferientage und an den Wochenenden ein zusätzliches Erschwernis dar.

Zweitens sind die Jugendlichen nicht gewohnt, aufeinander zu warten und darauf zu vertrauen, dass ein geplantes Treffen tatsächlich stattfinden wird. Dementsprechend trägt das Fehlen des Mobiltelefons dazu bei, dass sich die Mädchen handlungsohnmächtig und von ihren besten Freundinnen abgeschnitten fühlen. Vertrauen und Sicherheit als grundlegende Elemente der Freundschaftsbeziehung werden also neben den face-to-face-Kontakten zu einem großen Teil über die Kommunikation mit dem Mobiltelefon konstituiert und sind an die darüber etablierten Routinen und Reziprozitäten gebunden.

In diesem Zusammenhang wird auch deutlich, dass andere Medien für die freundschaftsinternen Kommunikationspraktiken allenfalls eine ergänzende Funktion haben oder als Notlösung in Frage kommen. Das kommunikative Spektrum dessen, was mit dem Mobiltelefon im Zusammenspiel mit der face-to-face-Kommunikation abgedeckt wird, geht jedoch weit über die Möglichkeiten dieser Medien hinaus. Beispielsweise wird das Festnetztelefon zwar von den jüngeren und älteren Mädchen regelmäßig benutzt, um Termine miteinander zu vereinbaren oder um gemeinsame Themen zu sprechen. Während der Intervention kann dieses stationäre und unpersönliche Medium jedoch keinesfalls die flexiblen, zeitnahen Verabredungspraktiken kompensieren. Ähnliches gilt für die Kommunikationsmöglichkeiten des Internets. Zum einen verfügen einige der Jugendlichen

über keinen Internetzugang und können Instant Messenger Programme gar nicht oder nur sporadisch nutzen. Zum anderen ergibt sich auch hier die stationäre Gebundenheit des PCs oder Notebooks, die einer kontinuierlichen Verbundenheit entgegenstehen. Darüber hinaus greifen die Jugendlichen nur in äußersten Notfällen auf die Mobiltelefone der Eltern zurück, beispielsweise wenn das Guthaben auf dem eigenen Handy verbraucht ist oder während der Intervention.

b) Emotionale Beziehungsintegration

Mindestens genauso bedeutsam wie die Beziehungsorganisation innerhalb der Freundschaftsbeziehungen ist das Bemühen um emotionale Integration. Dabei geht es weniger darum, gemeinsame Unternehmungen zu planen, sondern vielmehr um den Austausch von Sympathiebekundungen und die gefühlsbetonte Vergewisserung, miteinander verbunden zu sein. Diese Praktiken stehen im Zusammenhang mit der im Theorieteil erwähnten phatischen Kommunikation, die der Beziehungsbestätigung und emotionalen Rückversicherung dient (vgl. Kapitel 3.2.3) So versenden die Mädchen außerhalb des gemeinsamen schulischen Kontextes Kurznachrichten, die sie als „einfach-mal-so“-SMS bezeichnen und die den Status kleiner Geschenke erfüllen. Darin betonen sie, wie wichtig sie füreinander sind, kommentieren ihr aktuelles Handeln und bleiben so mit ihren Freundinnen verbunden, auch wenn sie sich gerade nicht an einem Ort befinden. Ein besonders Ritual haben in diesem Zusammenhang zwei Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe entwickelt. Sie begeistern sich beide für die Fernsehserie „Gilmore Girls“ und integrieren Zitate aus den einzelnen Folgen als eine Art „Insider“ in ihre Gespräche. Zudem schauen sie sich die täglich ausgestrahlten Folgen der „Gilmore Girls“ jeweils zu Hause an und versenden während und nach der Rezeption Kurznachrichten mit Zitaten aus der Serie, um deutlich zu machen, dass sie sich trotz physischer Distanz besonders nah sind.

Ein ähnliches Beziehungsritual haben die Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe etabliert, bei dem sie mittels des Mobiltelefons eine face-to-face-Situation simulieren und so eine besondere Nähe erzeugen. Die beiden Jungen verabreden sich sonntags grundsätzlich nicht und verbringen ihre freie Zeit zu Hause. Um trotzdem miteinander verbunden zu sein, telefonieren sie jeden Sonntag stundenlang miteinander, während sie fernsehen oder Essen zubereiten. Dabei geht es weniger darum, etwas zu organisieren oder spezifische Themen zu besprechen, sondern vielmehr darum, den gemeinsamen Beziehungsalltag trotz räumlicher Distanz aufrecht zu erhalten:

„Wir telefonieren am Wochenende und manchmal drei Stunden am Stück. (Manuel) Einfach aus Langeweile. (Christoph) [...] Da sag ich auch, ich geh

⁵⁸ Diese und ähnliche Zeichen sowie explizite Großschreibungen haben die Jugendlichen selbst in ihren Tagebuchprotokollen vermerkt, um damit etwas hervorzuheben oder um deutlich zu machen, dass es sich um ein Gefühl handelt. In den ausgewählten Zitaten wurden diese Zeichen und Hervorhebungen so übernommen wie sie von den Jugendlichen ausgewählt wurden.

mal was essen, dann leg ich mein Handy einfach hin und er bleibt noch dran. (Manuel)“ (Manuel und Christoph, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 13.09.2006)

Diese freundschaftsinternen Rituale verweisen darauf, dass das Mobiltelefon von den untersuchten Jugendlichen als ein Medium phatischer Kommunikation angeeignet wird, mit dem sich eine hohe soziale Präsenz (vgl. Kapitel 2.3.2, Höflich 1996: 72 ff.) erzeugen lässt, die sich einer face-to-face-Situation annähert. Auch wenn bei den beschriebenen Beispielen die Ebene der (audio-) visuellen Wahrnehmung ausgeblendet bleibt, übermitteln die textbasierten Inhalte sowie die kontinuierlich gegebene Möglichkeit, miteinander zu sprechen, ein grundlegendes Gefühl emotionaler Nähe.

c) Gestalten von Beziehungssituationen

Neben der flexiblen Organisation von und der emotionalen Integration in Freundschaftsbeziehungen ist das Gestalten von gemeinsamen Beziehungssituationen mit dem Mobiltelefon wichtig. Dazu zählen das Fotografieren und Filmen gemeinsamer Erlebnisse mit der Handykamera, ebenso wie Gespräche über aktuelle Entwicklungen im Mobilfunkbereich.

Mit Blick auf die Kamerafunktion des Mobiltelefons fotografieren und filmen vor allem die weiblichen Jugendlichen freundschaftsinterne Momente und Aktivitäten in Schule und Freizeit oder inszenieren spaßige Situationen, die sie mit der Handykamera dokumentieren. Ein Beispiel dafür sind Videoclips mit lustigen Tanzeinlagen, spaßigen Frisuren oder mit Albereien auf dem Spielplatz. Im Anschluss an die Dokumentation dieser Situationen schauen sich die Freundinnen die entstandenen Fotos und Clips gemeinsam an und tauschen sie über die Infrarot- oder Bluetooth-Funktion ihres Mobiltelefons untereinander aus. Wie bedeutsam diese mediatisierten Praktiken für das freundschaftsinterne Gefühl von Zugehörigkeit sind, wird auch bei den Jugendlichen deutlich, die kein Mobiltelefon mit Foto- beziehungsweise Videofunktion haben oder nicht über eine Infrarot- oder Bluetooth-Schnittstelle verfügen. Zwei der jüngeren und ein älteres Mädchen besitzen ältere Handymodelle ohne diese Multimediafunktionen und können an den beschriebenen Praktiken nur partiell teilhaben. Sie fühlen sich immer wieder benachteiligt, ausgegrenzt und in ihrer Beteiligung an grundlegend bedeutsamen Freundschaftsaktivitäten beschnitten.

Abgesehen von der Dokumentation und Rezeption freundschaftsinterner Erlebnisse taucht das Mobiltelefon als ein gemeinsames Thema in den besten Freundschaften auf und gestaltet so gemeinsame Situationen mit. Dabei geht es vor allem um das Fachsimpeln hinsichtlich neuester Handymodelle und Funktionen.

Die Jugendlichen haben im Blick, welche Mobiltelefone gerade neu auf dem Markt und aufgrund ihrer Multimediafunktionen besonders beliebt sind. Dabei unterscheiden sich die weiblichen und männlichen Jugendlichen hinsichtlich der Art und Weise, wie dieses Fachsimpeln gerahmt ist.

Die Mädchen legen auf grundlegende Gemeinsamkeit Wert, informieren sich gegenseitig über aktuelle Entwicklungen und unterstützen sich untereinander bei der Suche nach dem besten Modell auf dem Markt. Insbesondere die Jugendlichen, die über ältere Mobiltelefone ohne Multimediafunktionen verfügen, werden von ihren Freundinnen getröstet und erhalten unterstützende Ratschläge. Bei den Jungen werden eher expressive Praktiken (vgl. Kap. 2.2.3) deutlich, insofern die handybezogenen Gespräche konkurrierend ausgerichtet sind. Während einer der männlichen Jugendlichen grundsätzlich die neueren Modelle besitzt, eifert der andere ihm nach und ist immer wieder kleineren Sticheleien seines besten Freundes ausgesetzt.

Insgesamt verweisen die organisatorischen, emotionsbezogenen und beziehungsgestaltenden Praktiken in den Freundschaftsbeziehungen darauf, dass das Mobiltelefon dem Bedürfnis der Jugendlichen nach flexibler und kontinuierlicher Verbundenheit in besonderem Maße entgegenkommt. Die Mädchen und Jungen etablieren auf das Mobiltelefon bezogene Regeln und Rituale, die für die alltäglichen Aushandlungsprozesse in den Freundschaften grundlegend sind und die sich geschlechtsspezifisch unterscheiden können.

So flexibel diese Praktiken anmuten, so starr sind sie aber auch, wenn es darum geht, ohne das Mobiltelefon auszukommen. Die Praktiken sind weder auf andere Medien übertragbar, noch können sie allein über face-to-face-Kommunikation aufrechterhalten werden. Gleichzeitig beziehen sich die freundschaftsinternen Praktiken nicht nur auf Formen des Telefonierens und Schreibens von Kurznachrichten, sie umfassen immer auch die multimedialen Möglichkeiten des Mobiltelefons und setzen damit diejenigen unter Druck, die nicht über diese Voraussetzungen verfügen. Dass diese intensiven und kommunikativ aufwändigen Aushandlungen jedoch zeitlich begrenzt sind, zeigen die Entwicklungen der Freundschaftsbeziehungen im Zeitverlauf.

Die Freundschaftsgruppen im Zeitverlauf

Im Verlauf der Langzeitstudie zeichnen sich in den besten Freundschaften Distanzierungsprozesse ab, die in den allgemeinen Merkmalen der Beziehungen zum Ausdruck kommen und sich in den mediatisierten Kommunikationspraktiken widerspiegeln.

Mit Blick auf die allgemeinen Merkmale verändern sich die strukturellen Bedingungen der Freundschaften, weil die Jugendlichen aufgrund ihrer Leistun-

gen oder wegen des Beginns einer Ausbildung die Schule bzw. den Ausbildungs-ort wechseln. Folglich bleiben bisher selbstverständliche, alltägliche Begegnungen aus und müssen nun extra initiiert werden. Zweitens berichten die Jugendlichen vor allem in den Einzelinterviews und individuell geführten Chatgesprächen davon, dass sie nicht mehr bedingungslos zueinander stehen und füreinander da sind. Die ehemals besten Freundinnen und Freunde betonen, dass sie unterschiedliche Auffassungen zu Schule, Freizeitgestaltung und Zukunft entwickelt haben und sprechen von grundlegenden Auseinandersetzungen:

„Hat sich schon verändert. Also meine Beziehung zu Juliane. [...] Früher fand ich das total in Ordnung und das hat auch Spaß gemacht, mit ihr zusammen zu sein. Aber jetzt fängt es an, so ein bisschen zu nerven, irgendwie. Ich weiß nicht. Und Juliane und ich zicken uns sehr oft an. Sehr oft. Weil ich ihr halt immer sage, wenn sie mir auf die Nerven geht. Oder wenn sie Scheiße erzählt. Oder wenn sie wieder ihre Besserwisserei so raushängen lässt. [...]“ (Alina, 16 Jahre, Einzelinterview vom 07.08.2007)

Die Jugendlichen suchen immer öfter den Abstand voneinander, nehmen Reibungspunkte wahr und üben Kritik aneinander. Gleichzeitig etablieren sie Aktivitäten, die für andere Beziehungen offen sind und auf individuelle Befindlichkeiten setzen. Unternehmungen innerhalb der Freundschaftsbeziehungen finden nur noch selten und wenn, dann zusammen mit anderen Peers statt. Die besten Freundschaften zerfallen zunehmend und es kommen neue beste Freunde hinzu. Außerdem erschließen sich die Jugendlichen neue, eigene Peer-Beziehungen und orientieren sich hin zu partnerschaftlichen Beziehungen.

Entsprechend dieser Veränderungen in den Freundschaftsbeziehungen wandeln sich auch die mediatisierten Kommunikationspraktiken. Der zuvor mit dem Mobiltelefon konstituierte, exklusive Kommunikationsraum löst sich auf, weil die Mädchen und Jungen nur noch wenige Kurznachrichten schreiben und kaum mehr miteinander telefonieren. Wenn sie per Mobiltelefon Kontakt aufnehmen, geht es vor allem um funktional anmutende Belange. Vor dem Hintergrund pragmatischer Überlegungen entscheiden die Mädchen und Jungen, ob und wann es wirklich nötig ist, anzurufen. Zudem wird nicht mehr erwartet, dass Kurznachrichten die Begeisterung für gemeinsame Interessen unterstreichen und sofort beantwortet werden.

Gleichzeitig spielen solche Medien eine immer wichtiger werdende Rolle, die zahlreiche, eher unverbindliche Kontakte und weitläufige Vernetzungen ermöglichen. Hierbei gewinnt der eher sporadische und oberflächliche Austausch über die Netzwerkplattform „SchülerVZ“ und über das Instant Messenger Programm „ICQ“ zunehmend an Bedeutung. So kommunizieren beispielsweise die ehemals

besten Freunde Manuel und Christoph immer mal wieder per Internetchat miteinander und treffen unverbindliche Verabredungen, die nicht unbedingt eingehalten werden müssen:

„Was würdest du denn sagen, woran das liegt, dass ihr euch nicht mehr so seht? [...] (Interviewerin) [...] Das ich jetzt mehr so mein Ding mache. (Manuel) Und was heißt dein Ding machen – dass du mehr Zeit für deine Freundin hast? (Interviewerin) Na das war früher so, ich bin sofort nach Hause gekommen und hab gleich angerufen und gefragt, was wir machen. Und das ist jetzt gar nicht mehr. Jetzt schreiben wir halt mal über ICQ und sagen, meld dich mal und so.“ (Manuel, 16 Jahre, Einzelinterview vom 20.09.2007)

Die hohen Erwartungen und exklusiven Praktiken in den Freundschaftsbeziehungen haben sich demzufolge in beiläufige Interessensbekundungen und eher oberflächliche Verabredungen gewandelt, die wie Höflichkeitsfloskeln anmuten. Internetchat und soziale Netzwerkplattformen kommen diesen Praktiken in besonderem Maße entgegen. Gleichzeitig vernetzen sich die Jugendlichen auf diesem Weg nicht nur mit ihren ehemals besten Freundinnen und Freunden, sondern auch mit verschiedenen Peers.

5.1.2 Peer-Beziehungen: Der Speckgürtel im Beziehungsnetz

In den Peer-Beziehungen der untersuchten Jugendlichen wird das bereits erwähnte Zusammenspiel von Identitätsbildung und sozialen Netzwerken besonders deutlich. Identitätsarbeit, so wurde in Kapitel 2.2.2 argumentiert, braucht soziale Beziehungsnetze, weil sie Orientierungen bieten und Anerkennung liefern. Gleichzeitig ist die Herausbildung von Identität aber auch an der Gestaltung sozialer Beziehungsnetze beteiligt, weil Jugendliche sich gegenüber anderen positionieren und soziale Anerkennung einfordern.

Die Ergebnisse der Langzeitstudie zeigen, dass die untersuchten Jugendlichen in umfangreiche und vielfältige Peer-Beziehungen eingebunden sind, die überwiegend im Kontext von Schule und Freizeit entstehen. Die mediatisierten Kommunikationspraktiken werden vor allem mit dem Mobiltelefon realisiert und sind auf spielerisch-unterhaltende Aushandlungen sowie positionierende Vergleiche gerichtet. Auch wenn diese Praktiken höchst unverbindlich und eher oberflächlich erscheinen, sind sie von grundlegender Bedeutung für das Erleben von Integration und sozialer Anerkennung im Rahmen der Peer-Beziehungen.

Im Zeitverlauf und im Zuge der sich auflösenden Freundschaftsbeziehungen konstituieren die untersuchten Jugendlichen individuelle Beziehungsnetze, in die neue Peerkontakte einfließen und bei denen die alten Bekanntschaften dennoch

erhalten bleiben. Bei diesen Umgestaltungsprozessen werden Internetchat und soziale Netzwerkportale wichtig, in denen die Mädchen und Jungen weniger exklusive Kommunikationsräume gestalten und in denen sie sich mit mehreren Personen gleichzeitig vernetzen. Auch wenn es hierbei um unverbindliche Kommunikationspraktiken und eher oberflächliche Gesprächsinhalte geht, liefern diese Aushandlungen den so bedeutsamen Rückhalt, um sich in einer postmodernen Gesellschaft eingebunden zu fühlen.

Allgemeine Merkmale der Peer-Beziehungen

Allein die hohe Anzahl der im Verlauf des Erhebungszeitraumes genannten Personen verweist darauf, dass die untersuchten Jugendlichen in umfangreiche Peer-Beziehungen eingebunden sind. So erwähnen die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe 29 Mädchen und 24 Jungen, die als Peers zu ihrem Beziehungsnetz dazugehören. Abgesehen von einer überwiegenden Altershomogenität sind die Mädchen durchaus offen für ältere männliche Peers, zu denen sie Kontakte pflegen und bei denen sie an gemeinsamen Unternehmungen interessiert sind. Im Gegensatz dazu betonen die Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe, dass es keine Mädchen gibt, die sie zu ihren Peers zählen würden. Insgesamt lassen sich die Peer-Beziehungen aller untersuchten Mädchen und Jungen in drei Kategorien fassen, bei denen es sich um wichtige und eher unwichtige Peers sowie ehemalige Freundinnen und Freunde handelt.

Zu den wichtigen Peers gehören Jugendliche, die im räumlich nahen Umfeld der Freundschaftsgruppen wohnen und bei denen es um freizeitbetonte Aktivitäten und um den Spaß miteinander geht. Auch wenn die untersuchten Jugendlichen mit ihren wichtigen Peers über vieles reden können, vertrauen sie ihnen längst nicht so viel Persönliches an, wie sie in den besten Freundschaften besprechen.

Bei den eher unwichtigen Peers handelt es sich um Mitschülerinnen und Mitschüler, denen die Jugendlichen zwangsläufig jeden Tag begegnen und um Personen, die mit den wichtigen Peers befreundet und deshalb ins Blickfeld der Freundschaftsgruppen geraten sind. Vor dem Hintergrund einer eher emotional distanzierten Bewertung dieser Peers finden selten gemeinsame Aktivitäten statt, die zufällig zustande kommen (sind bei Treffen mit wichtigen Peers dabei) oder zwangsläufig (Klassenfahrt) bedingt sind.

Die ehemaligen Freundinnen und Freunden sind ehemals sehr wichtige Peers, zu denen der Kontakt durch Umzüge und Schulwechsel schwieriger geworden oder fast abgebrochen ist. Die wenigen Treffen, die, wenn überhaupt, ein- oder zweimal im Jahr stattfinden, reichen nicht aus, um eine enge Beziehung aufrecht zu erhalten und gemeinsame Entwicklungsschritte zu vollziehen.

Entsprechend dieser Differenzierungen in den Peer-Beziehungen konstituieren sich mediatisierte Kommunikationspraktiken, die sich a) um eine spielerisch-unterhaltende Beziehungsgestaltung drehen und b) mit bewundernden und neidvollen Positionierungen einhergehen sowie auf das Tauschen von spaßigen und provokanten Handyinhalten fokussiert sind.

a) Spielerisch-unterhaltende Beziehungsgestaltung

Die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Peer-Beziehungen sind weniger auf Verbindlichkeit und emotionale Nähe gerichtet, sondern drehen sich um eine sporadische und spielerisch-unterhaltende Beziehungsgestaltung. So werden den als wichtig bezeichneten Peers ab und an spaßige Kurznachrichten gesandt und es geht um lose Verabredungen, Klatsch und Tratsch sowie um Grüße zu besonderen Anlässen (Weihnachten, Geburtstag). Bei den eher unwichtigen Peers wie den Mitschülerinnen und Mitschülern stehen Neckereien („Anklingeln“ im Unterricht) und schulorganisatorische Fragen im Mittelpunkt. Mit den alten Freundinnen und Freunden findet noch seltener eine Kommunikation mit dem Mobiltelefon statt. Wenn überhaupt, werden einmalig Kurznachrichten zum Geburtstag verschickt.

Diese spielerisch-unterhaltenden Praktiken umfassen nicht nur die Kommunikation mit dem Mobiltelefon, sondern beziehen sich auch auf die Möglichkeiten des Internets. Insbesondere das Instant Messenger Programm „ICQ“ spielt hier eine wichtige Rolle, um den Kontakt zu unterschiedlichen Peer-Beziehungen zu halten und sporadisch miteinander zu kommunizieren. Bei diesen Kontakten handelt es sich um Personen aus dem schulischen und freizeitlichen Umfeld der untersuchten Jugendlichen. Nur wenige Kontakte sind über das Internet entstanden und weisen selbst dann einen lokalen Bezug auf, insofern auch diese Personen aus derselben Stadt stammen oder die gleiche Schule besuchen wie die Jugendlichen der Langzeitstudie. So hat beispielsweise Rebekka, ein 13-jähriges Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe, über das Chatportal „knuddels“ zwei ältere Jungen aus ihrer Schule angesprochen und sie dann in ihre Kontaktliste bei „ICQ“ aufgenommen. Die Jungen bevorzugen ebenfalls die Online-Gespräche, weil sie sich nicht unbedingt mit den Mädchen in der Öffentlichkeit zeigen wollen:

„Bei Tim und Kai [kam es] dadurch dass sie mit anderen Leuten im knuddels öffentlich (~> für alle sichtbar) geredet haben und dann was mit französisch und altgriechisch auf ihrer Schule gesagt haben. Und da sind die auf dem

Ratsgymnasium die einzigen in EF und da dacht ich mir ‚sprech ich doch mal an‘⁵⁹ (Rebekka, 13 Jahre, Chatprotokoll vom 29.03.2007)

In den Chatgesprächen stehen dann weniger inhaltsreiche Dialoge, als vielmehr unverbindliche und oberflächliche Smalltalks im Mittelpunkt. Solche Praktiken in den Peer-Beziehungen sind also darauf gerichtet, über eine sporadische und möglichst positiv konnotierte, konfliktfreie Kommunikation eine Vielzahl von Kontakten zu knüpfen und zu erhalten.

b) Bewundernde Vergleiche und neidvolle Positionierungen

Neben den spielerisch-unterhaltenden Praktiken geht es bei den Peer-Beziehungen auch um das Erleben von Integration und Teilhabe, motiviert durch bewundernde bis neidvolle Vergleiche und Positionierungen. Ausgangspunkt dieser Zuordnungs- und Abgrenzungsprozesse, die auch als „Hypercoordination“ bezeichnet werden können (vgl. Kapitel 3.2.3, Ling/Yttri 2002), sind die Handymodelle der Peers. Vor allem auf dem Schulhof, aber auch bei Treffen in der Freizeit haben die Jugendlichen im Blick, wer welches Mobiltelefon besitzt und sich damit auf spezifische Weise präsentiert. Als besonders merkwürdig gelten in diesem Zusammenhang Personen, die sich dagegen entschieden haben, überhaupt ein eigenes Mobiltelefon zu besitzen. Von diesen Mädchen und Jungen, zumeist Mitschülerinnen und Mitschüler, grenzen sich die untersuchten Jugendlichen ab, weil es ohnehin keine gemeinsamen Interessen gibt und der Nicht-Besitz eines Mobiltelefons diese Einschätzungen zusätzlich bestätigt. Darüber hinaus wollen sie aber auch nicht zu denjenigen gehören, die aufgrund ihrer veralteten Handymodelle bemitleidet werden:

„Elias hat kein Handy, hast du den schon mal telefonieren sehen? (Manuel zu Christoph) Na Elias nimmt sein Handy nie mit. (Christoph) Na das stimmt. (Manuel) Weil der sein Handy scheiße findet, nimmt er es nie mit. (Christoph) [...] Und das ist ein altes Handy oder wie? (Interviewerin) Keine Ahnung. Das ist so ein Nokia, 3510 oder so 3510i. Könnt ihr das nachvollziehen, dass er das zu Hause lässt? (Interviewerin) Keine Ahnung. (Christoph) Na wenn ihr so ein Handy hättet, würdet ihr das zu Hause lassen? (Interviewerin) Ich würde mir gar nicht erst so ein Handy zulegen. (Manuel)“ (Manuel und Christoph, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 17.01.2007)

⁵⁹ Dieses, vor allem im Zusammenhang mit Kurznachrichten, aber auch beim Chatten verwendeten Emoticon bedeutet so viel wie – mit zusammen gekniffenen Augen grinsen. Vgl. auch www.smszeichen.ch/sms/welche-bedeutung-hat-mein-sms-zeichen [02.07.2012]

Während sich die untersuchten Mädchen und Jungen also von solchen Peers abgrenzen, die über gar kein oder nur ein sehr altes Mobiltelefon verfügen, orientieren sie sich an den Besitzerinnen und Besitzern von neuen Handymodellen mit aktuellen Multimediafunktionen. Vor allem die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe und die Jungen aus der männlichen Freundschaftsgruppe sind darauf bedacht, dabei nicht den Anschluss zu verlieren. Dementsprechend legen sich die Jungen in regelmäßigen Abständen ein neues Mobiltelefon zu und auch die 14-jährige Tabea aus der Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen ist froh darüber, dass sie sich mit ihrem aktuellen Mobiltelefon zeigen kann:

„Ich hatte früher auch ein totales Loser-Handy, das hatte nicht mal Farbe. Und überhaupt gar nix. (Tabea) [...] Was ist denn ein Loser-Handy? (Interviewerin) Na, ich finde das doof, wenn ein Handy nichts kann. Wenn man zum Beispiel kein Infrarot hat. Also Anrufen und so ist ja klar. Aber wenn man kein Infrarot hat, ist schon mal scheiße. Und kein Bluetooth.“ (Tabea, 13 Jahre, Gruppeninterview vom 01.02.2007)

Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen um adäquate Präsentation innerhalb der Peer-Beziehungen steht zudem das Austauschen von spaßigen und provokanten Handyinhalten per Infrarot und Bluetooth. Die untersuchten Jugendlichen wissen, wer welche Inhalte auf dem Handy gespeichert hat und damit posieren geht. Auf dem Schulhof, bei Geburtstagsfeiern, Partys oder anderen Anlässen werden Fotos, Bilder, Musik- und Videoclips, in denen es um Medienstars, Fun und Provokation bis hin zu Pornografie und Gewalt geht, untereinander getauscht. Dabei tauchen immer wieder dieselben Namen von Peers auf, die offensichtlich als Umschlagplatz für Handyinhalte jeglicher Art fungieren und dementsprechend bekannt und gefragt sind. Insbesondere die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe und die Jungen wissen genau, welche Peers über das begehrte Datenmaterial verfügen und sind selbst daran interessiert, möglichst viele Inhalte geschickt zu bekommen, die sie dann wiederum weiter tauschen können. Beliebt sind dabei besonders spaßige und extrem provokante Bilder und Clips, die noch nicht jeder besitzt und mit denen die Jugendlichen die Bewunderung ihrer Peers sicher haben. Gleichzeitig geht es bei diesen Praktiken des „Jagens und Sammelns“ weniger um die Inhalte, als vielmehr um die Prozesse des Tauschens und Dazugehörens. Dementsprechend fühlen sich diejenigen ausgegrenzt, die bei diesen mediatisierten Kommunikationspraktiken nicht teilhaben können, weil ihre Mobiltelefone über keine Foto- und Videofunktion bzw. Infrarot- oder Bluetooth-Schnittstelle verfügen.

Ingesamt umfassen diese Praktiken also kommunikative und symbolisch-expressive Funktionen, wie sie bereits für die Aneignung traditioneller Medien

typisch waren. Auch beim Tauschen von Musikkassetten oder bei den gemeinsamen Videoabenden ging es darum, kostengünstig am kommunikativen Austausch unter Peers teilzuhaben sowie darum, ein bestimmtes Insiderwissen zu besitzen oder medienbezogene Mutproben zu bestehen (vgl. Kapitel 3.2.2). Dennoch haben sich diese Praktiken verändert, insofern die mit dem Mobiltelefon realisierte Kommunikation andere Regeln und Reziprozitäten beinhaltet. Die Jugendlichen sind jederzeit und allorts bemüht, an bedeutsamen Integrationschancen dran zu bleiben und nicht den Anschluss zu verlieren. Es geht also nicht um einmalige Treffen oder punktuelle Tauschsituationen, sondern um kontinuierliche Updates dessen, was man auf seinem Mobiltelefon besitzt und worüber man sich präsentieren und behaupten kann. Dabei erfüllen die getauschten Inhalte weniger den Status von Geschenken, wie dies in den besten Freundschaften der Fall ist, sondern fungieren vielmehr als Mittel, um die eigene Teilhabe zu stabilisieren, Bewunderung einzuholen und Status zu präsentieren.

Insgesamt handelt es sich bei den spielerisch-unterhaltenden Praktiken sowie den über Handyinhalte realisierten Formen des Integrierens und Positionierens in Peer-Beziehungen aus biografischer Sicht um ein vorübergehendes Phänomen. Im Zeitverlauf, so wird sich zeigen, legen die Jugendlichen zwar immer noch Wert darauf, ein Mobiltelefon zu besitzen, mit dem man sich im Beziehungsnetz präsentieren kann. Davon abgesehen realisieren sie aber mediatisierte Kommunikationspraktiken, die im Kontext neu erschlossener Peer-Beziehungen eher funktional eingebunden sind.

Die Peer-Beziehungen im Zeitverlauf

Die oben beschriebenen Auflösungsprozesse innerhalb der Freundschaftsgruppen (vgl. Kapitel 5.1.1) stehen in Verbindung mit einer immer deutlicher werdenden Orientierung hin zu den Peer-Beziehungen. Die untersuchten Jugendlichen konstituieren ein eigenes, von ihren ehemaligen besten Freundinnen und Freunden weitestgehend unabhängiges Peer-Beziehungsnetz. Sie intensivieren bereits bestehende Peer-Beziehungen, beleben alte Kontakte wieder und erschließen sich über andere schulische Kontexte und Freizeitorte die Beziehungen zu neuen Peers. So vertritt einer der männlichen Jugendlichen die Meinung, dass er erwachsener geworden ist und sich mit den Aktivitäten seiner bisherigen Peers nicht mehr identifizieren kann. Weil er, wie viele seiner neuen Peers, jetzt eine Freundin hat, möchte er seine freie Zeit mit diesen Personen verbringen, freut sich aber auch, wenn er die alten Peers nicht ganz aus den Augen verliert.

Die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe erschließen sich ein neues Peer-Umfeld, indem sie die freien Nachmittage an einem alternativen Jugendtreffpunkt im Stadtzentrum verbringen. Darüber knüpfen sie viele neue Kontakte

zu männlichen und weiblichen Peers, die oftmals älter sind, eine andere Schule besuchen oder bereits eine Ausbildung absolviert haben. Die dort stattfindenden kommunikativen Aktivitäten drehen sich um Alkohol, Rauchen und Partys sowie generell um das Auffallen und Anderssein. Während sich eine der jüngeren Mädchen längerfristig mit diesen Peers identifiziert, distanzieren sich die anderen drei wieder davon, weil sie mit der Lebenseinstellung und den kommunikativen Praktiken nicht einverstanden sind.

Im Zusammenhang mit dieser Veränderung der allgemeinen Beziehungsmerkmale und Aktivitäten wandeln sich auch die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Peer-Beziehungen. Die dynamischsten Entwicklungen werden bei den Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe deutlich. Während die Kommunikation mit dem Mobiltelefon deutlich in den Hintergrund tritt, gewinnen das Internet und die darauf bezogenen Kommunikationsmöglichkeiten an Bedeutung. Die Mädchen erweitern ihre Kontaktlisten auf Chatportalen und richten sich Profile auf sozialen Netzwerkplattformen ein. Über diese Kommunikationskanäle sind alte und neue Peers simultan sowie kostenfrei oder kostengünstig erreichbar. Die Jugendlichen gehen ins Internet sobald sie zu Hause sind, haben kontinuierlich im Blick, wer online ist und kommunizieren nicht selten mit mehreren Personen gleichzeitig. Dabei handelt es sich vor allem um neue Peers, mit denen die Mädchen online „abhängen“.

Abgesehen von neuen und gegengeschlechtlichen Peer-Kontakten haben alle untersuchten Jugendlichen nach wie vor solche Peers in ihren Freundschaftslisten gespeichert, die noch vor einigen Monaten wichtig waren. Auch wenn mit diesen Peers eher selten Gespräche zustande kommen, legen die Mädchen und Jungen Wert darauf, diese Personen in ihren Kontaktlisten verfügbar zu haben und so mit einer Vielzahl unterschiedlicher Peer-Beziehungen verbunden zu bleiben.

Im Vergleich zum Internet nehmen die untersuchten Jugendlichen die Kommunikationsmöglichkeiten des Mobiltelefons jetzt eher punktuell wahr. Dabei geht es um eine pragmatische Organisation gemeinsamer Aktivitäten. Die Mädchen und Jungen betonen, dass sie nur dann Kurznachrichten schreiben oder Telefonate führen, wenn es auch wirklich notwendig ist. Praktiken wie das Tauschen von Handyinhalten oder das Versenden von „Einfach-nur-so“-Nachrichten sowie spielerische Anklingel-Aktionen finden kaum mehr statt.

Im Wandel der Peer-Beziehungen spiegelt sich also die Orientierung der Jugendlichen weg von den exklusiven besten Freundschaften und hin zu den zahlreichen, offen gestalteten Peer-Beziehungen wider, die viele neue Erfahrungen bereithalten und interessante Begegnungen mit neuen Personen ermöglichen. Dazu gehören auch die im Folgenden beschriebenen partnerschaftlichen Beziehungen, die sich durch Praktiken der Annäherung und Distanzierung auszeichnen.

5.1.3 Partnerschaftliche Beziehungen: Ein emotionaler Drahtseilakt

Vom neugierigen Annähern und verliebten Flirten bis hin zum misstrauischen Zweifeln und enttäuschten Abwenden – diese und ähnliche Praktiken wurden bereits im Kapitel zu den Beziehungen im Jugendalter als typisch für die ersten partnerschaftlichen Beziehungen herausgearbeitet (vgl. Kapitel 2.2.3). Im Zuge von Mediatisierungsprozessen, auch das ist in der Theorie bereits angeklungen, eignen sich Jugendliche digitale Medien und insbesondere das Mobiltelefon an, um diese partnerschaftlichen Beziehungen aus kontrollierter Distanz und mit Hilfe asynchroner Kommunikationsformen zu verhandeln (vgl. Kapitel 3.2.3). Im Folgenden soll es nun darum gehen, diese Erkenntnisse in zweierlei Hinsicht zu differenzieren. Einmal wird sich zeigen, dass sich die untersuchten Jugendlichen vor allem zu Beginn des Erhebungszeitraumes auf die bereits erwähnte Distanz zurückziehen und mit Hilfe thematischer Auseinandersetzungen und spielerischerprobender Praktiken Erfahrungen im Bereich partnerschaftlicher Beziehungen sammeln. Die Einhaltung der in diesem Zusammenhang etablierten Regeln wird von potenziellen Partnerinnen und Partnern eingefordert, von den Jugendlichen aber dann außer Kraft gesetzt, wenn es darum, negativen Erfahrungen und Konflikten aus dem Weg zu gehen.

Darüber hinaus wird sich im Zeitverlauf zeigen, dass die untersuchten Jugendlichen vor dem Hintergrund gesammelter Erfahrungen und elaborierter Partnerschaftskonzepte durchaus bereit sind, ihre Sicherheiten und Distanzen teilweise aufzugeben. Sie lassen sich auf partnerschaftliche Beziehungen ein und konstituieren Aushandlungspraktiken, die das Gegenüber einschließen und die Raum für Auseinandersetzungen und Scheitern lassen. Bevor diese Wandlungsprozesse ausführlich erläutert werden, stehen zunächst die allgemeinen Merkmale der partnerschaftlichen Beziehungen im Mittelpunkt.

Allgemeine Merkmale der partnerschaftlichen Beziehungen

Über Beobachtungen in den Peer-Beziehungen, aber auch vor dem Hintergrund erster eigener Erfahrungen sowie über Gespräche mit den besten Freundinnen und Freunden entwickeln die Jugendlichen eine Vorstellung von partnerschaftlichen Beziehungen, die sich im Hinblick auf Alter und Geschlecht unterscheidet. Die jüngeren Mädchen und die Jungen vertreten ein Konzept von Partnerschaft, das an freundschaftstypischen Maßstäben ansetzt. Sie sind der Meinung, dass man sich bei der idealen Partnerin bzw. dem idealen Partner nicht verstellen muss, über alles reden kann und viel Spaß bei gemeinsamen Unternehmungen haben sollte. Weil die Mädchen und Jungen solche Personen noch nicht gefunden haben, distanzieren sie sich zunächst davon, eigene partnerschaftliche Beziehungen einzugehen.

Das Partnerschaftskonzept der älteren Mädchen ist elaborierter und lässt eine Auffassung deutlich werden, wie sie auch in aktuellen Jugendstudien herausgearbeitet wird (vgl. u. a. Shell Deutschland Holding 2010). Sie betonen, dass Treue und Vertrauen in einer Partnerschaft unerlässlich sind, wollen später heiraten und würden Fremdgehen auf keinen Fall akzeptieren.

Potenzielle Beziehungskandidaten geraten den Jugendlichen vor allem im schulischen Kontext sowie über gemeinsame Aktivitäten mit den Peers ins Blickfeld. Dabei spielen die Peers als Zulieferer und als Informanten eine wichtige Rolle, weil die Mädchen und Jungen auf diesem Weg neue Beziehungskandidaten kennenlernen und über die Aktivitäten der aktuellen Partnerinnen und Partner sowie der Ex-Freundinnen und Freunde informiert bleiben. Während die älteren Mädchen und Jungen schon zahlreiche partnerschaftsrelevante Erfahrungen gesammelt haben, beginnen die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe erst, sich diese Beziehungswelt zu erschließen.

Die mediatisierten Kommunikationspraktiken lassen sich in insgesamt drei Merkmalen bündeln. Partnerschaftliche Beziehungen stellen a) ein wichtiges Thema in den Freundschaftsgruppen dar und bewegen sich b) auf einer spielerisch-erprobenden Ebene zwischen Peer- und Partnerschaftsbeziehungen. Schließlich verweist c) auf die spezifischen Funktionen des Mobiltelefon in einzelnen partnerschaftlichen Beziehungsphasen.

a) Partnerschaftliche Beziehungen als Gesprächsthema

Die partnerschaftlichen Beziehungen sind ein wichtiges Thema innerhalb der Freundschaftsgruppen. Dabei geht es einmal um Klatsch und Tratsch, insofern sich vor allem die weiblichen Jugendlichen per Telefonat und Kurznachricht darüber austauschen, wer aus den Peer-Beziehungen gerade mit wem liiert oder wieder getrennt ist, wer sich für wen interessiert oder eine Abfuhr erhalten hat. Auch das Lästern über männliche Interessenten und deren Annäherungspraktiken sind Teil dieser Aushandlungen.

Darüber hinaus ist das Mobiltelefon von Bedeutung, um eigene partnerschaftsrelevante Orientierungen und Erfahrungen mit den besten Freundinnen und Freunden zu besprechen. Beispielsweise werden gespeicherte Fotos und empfangene Kurznachrichten von potenziellen Partnerinnen und Partnern innerhalb der Freundschaftsgruppen herumgezeigt und bewertet. Darüber hinaus beziehen vor allem die Mädchen ihre besten Freundinnen in das Beantworten von Kurznachrichten ein und erhalten Ratschläge für das weitere Vorgehen. Dabei geht es auch um emotionale Unterstützung und Trost, wenn die Ergebnisse nicht so ausfallen wie erhofft. Gleichzeitig üben die Jugendlichen aber auch Kritik aneinander, wenn sie mit den Praktiken ihrer Freundinnen nicht einverstanden

sind. So geben die Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe ihrer besten Freundin zu verstehen, dass sie ihr partnerschaftliches Kommunikationsverhalten inakzeptabel finden. Hintergrund ist die Tatsache, dass die 16-jährige Juliane über Tage nicht auf die Kurznachrichten des aktuellen Freundes antwortet, um ihm damit aus dem Weg zu gehen und die Beziehung schließlich auf indirektem Weg beendet:

„Na ich habe ihm ja nicht geschrieben, es ist Schluss, sondern irgendwie, dass ich im Moment keine Zeit habe und ... sowas (Juliane, Lara lacht laut) Und hat er das verstanden? (Interviewerin) Ja, das ist halt nicht so hart, als wenn du schreibst, das ist Schluss. (Juliane) Also wenn mein Freund mir schreibt, er hat keine Zeit, würde ich nicht denken, dass er mit mir Schluss macht, ehrlich gesagt. (Alina) Ich habe das schon so formuliert, dass er das verstanden hat. (Juliane) Dann finde ich das aber übelst mies, dass du nicht mal ehrlich sein kannst. (Lara)“ (Juliane, Lara und Alina, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 05.02.2007)

Hier deutet sich an, was vor allem in den nachfolgenden beschriebenen, spielerisch-erprobenden Praktiken zum Ausdruck kommt. Die untersuchten Jugendlichen haben in Bezug auf partnerschaftliche Beziehungen eindeutige Regeln etabliert, deren Einhaltung sie zwar bei den anderen voraussetzen, selbst aber immer wieder zu Ausweichmanövern greifen oder Regeln brechen, um sich Unsicherheiten und Konflikte zu ersparen.

b) Spielerisch-erprobende Praktiken

Auch wenn nicht alle Jugendlichen in eine partnerschaftliche Beziehung eingebunden sind, finden permanent mediatisierte Kommunikationspraktiken statt, die sich auf einer erprobenden Ebene zwischen Peer- und partnerschaftlichen Beziehungen abspielen. Bei zahlreichen Flirts stehen unverbindliches Annähern und erneutes Distanzieren sowie spielerische Machterprobungen und das Verbünden gegen das andere Geschlecht im Mittelpunkt. Die untersuchten Jugendlichen geben ihre Handynummern weiter, flirten per SMS und jonglieren mit Ausreden und Tricks, um so dem anderen Geschlecht Überlegenheit zu demonstrieren. So kokettieren die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe mit erhaltenen Flirt-SMS und erfinden Ausreden für ein geplatzt Treffen mit einem Jungen. Die Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe belustigen sich über die Rechtschreibfehler in den Kurznachrichten von Jungen und geben sich als ihre Freundin aus, wenn sie Anrufe auf deren Mobiltelefon entgegen nehmen.

Auch die Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe nutzen die Möglichkeiten des Mobiltelefons, um kurzfristig eine andere Identität anzunehmen

und so mit potenziellen Partnerinnen in Kontakt zu kommen. Dementsprechend verwendet der 16-jährige Manuel das Mobiltelefon eines Freundes, gibt sich als dieser aus und verabredet sich mit einem Mädchen. Gleichzeitig haben die Jungen aber auch die Erfahrung gemacht, dass Mädchen intrigant sein können, indem sie Handynummern ungefragt weitergeben und beste Freunde gegeneinander ausspielen, weil sie von denen zurückgewiesen wurden:

„Also zum Beispiel die Giselle, die gibt Nummern gerne weiter. Von anderen. (Manuel) Die nervt auch [...] Die wollte mit irgendeinem von uns zusammen kommen. Die wollte was von mir. Ich habe gesagt, nein ich will nichts von dir. (Christoph) Dann hat sie es bei mir versucht. (Manuel) Danach hat sie dann scheiße erzählt und hat gesagt, ich wäre ein Arschloch. Und ich wollte sie nur ausnutzen und so was. (Christoph)“ (Manuel und Christoph, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 13.09.2006)

Mit diesen Zitaten wird einerseits die spielerische Ebene der Kommunikationspraktiken deutlich. Die Jugendlichen flirten und erproben die Möglichkeiten, die das Mobiltelefon bereithält, um sich dem anderen Geschlecht anzunähern. Diese Annäherungen erfolgen aus sicherer Distanz, beinhalten die im Theorieteil erwähnten Techniken der Imagepflege und sind darauf gerichtet, im Falle von Zurückweisungen das Gesicht zu wahren (vgl. Kapitel 2.3.1, Goffman 2005: 9).

Andererseits sind mit diesen spielerischen Praktiken ganz eindeutige Regeln verbunden, die im Kontext partnerschaftlicher Beziehungen gelten. Auf Kurznachrichten zu spät oder überhaupt nicht antworten, per Handy Ausreden erfinden oder sich als jemand anderes ausgeben, beinhaltet eine eindeutige Missachtung dieser Interaktionsregeln. Die untersuchten Jugendlichen verurteilen dieses Tun, gehen aber auch selbst so vor, um sich aus sicherer Distanz anzunähern, zurückzuziehen oder um Überlegenheit zu demonstrieren. Insofern gestalten sich die kommunikativen Praktiken in potenziell partnerschaftlichen Beziehungen oftmals einseitig, beinhalten noch kein Einlassen auf die anderen und lassen keine aufeinander bezogenen Aushandlungen zu. Selbst wenn die Jugendlichen partnerschaftliche Beziehungen eingehen, so wird sich zeigen, sind sie weiterhin darauf bedacht, Unsicherheiten zu minimieren und die kommunikativen Fäden in der Hand zu behalten.

c) Mediatisierte Kommunikationspraktiken in Beziehungsphasen

Über die beschriebenen spielerisch-erprobenden Praktiken hinaus, gehen die untersuchten Jugendlichen also erste partnerschaftliche Beziehungen ein, die wenige Wochen bis mehrere Monate andauern. Für die einzelnen Phasen der Beziehungsanbahnung, -gestaltung sowie -beendigung haben sie eindeutige Regeln

etabliert, bei denen das Mobiltelefon im Zusammenspiel mit anderen Medien und mit der face-to-face-Kommunikation eine spezifische Funktion erfüllt.

Die Beziehungsanbahnung findet zumeist in face-to-face-Situationen statt, etwa wenn man gemeinsam mit anderen Peers unterwegs ist, oder wird über Dritte realisiert, die als Vermittler fungieren und die aneinander Interessierten zusammenbringen. Während dieser Phase findet auch ein Austausch der Handynummern statt. Im Anschluss daran erwarten die Mädchen, dass die Partner die Initiative ergreifen, Kontakt über Kurznachricht aufnehmen und ein erstes Treffen arrangieren. Die männlichen Jugendlichen bestätigen in diesem Zusammenhang, dass es ihnen über asynchrone Kommunikationsformen wie SMS schreiben leichter fällt, über Gefühle zu sprechen und erste Annäherungsversuche zu unternehmen. Sie müssen nicht sofort reagieren, können erhaltene Aussagen in Ruhe überdenken und sich eine angemessene Antwort überlegen.

Als Paar spielt das Mobiltelefon für die Organisation der Beziehung eine Rolle und wird benutzt, um sich per SMS und kurzem Telefonat zu gemeinsamen Unternehmungen zu verabreden. Das Festnetztelefon nehmen die Jugendlichen nur dann in Anspruch, wenn die Beziehung bereits längere Zeit andauert und die Partnerin bzw. der Partner schon der eigenen Familie vorgestellt wurde. Zudem fungieren Fotos, Handybilder und Animationen mit romantischem Inhalt als kleine Präsente im Beziehungsalltag und dienen als Liebesbeweis. Außerdem versenden die Mädchen und Jungen zu festgelegten Tageszeiten Kurznachrichten oder starten Anklingel-Aktionen, die ebenfalls darauf gerichtet sind, die emotionale Nähe in der Partnerschaft aufrecht zu erhalten. Dazu gehören der „Ich denk an dich-Anruf“ oder die „Gute Nacht-SMS“. Das damit verbundene Erleben von Beziehungssicherheit wird jedoch recht schnell erschüttert und das Misstrauen wächst, sobald derartige Kommunikate nicht zur gewohnten Zeit eintreffen oder gar ausbleiben.

Dies verweist auch auf die Bedeutung des Mobiltelefons als Medium der Kontrolle innerhalb partnerschaftlicher Beziehungen. Dabei erscheinen die Mädchen eher als diejenigen, die Kontrolle ausüben, während sich die Jungen als Kontrollierte wahrnehmen. Zum Beispiel stellen die Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe den Partner ihrer besten Freundin Alina auf die Probe und veranstalten einen Treuetest. Die 16-Jährige möchte wissen, wie weit ihr Freund gehen würde, wenn ihn ein anderes Mädchen kennenlernen möchte. Die Freundinnen kaufen ein zusätzliches Mobiltelefon, geben sich als das jüngere Mädchen „Maggie“ aus und beginnen, Kurznachrichten zu schreiben und zu flirten. Darüber hinaus erstellen sie ein Chatprofil und verschicken gefälschte Portraitfotos. Schließlich wollen sie den Jungen dazu bewegen, sich mit der vermeintlich Interessierten zu treffen, worauf er aber letztlich nicht eingeht. Die Freundinnen beenden den Treuetest und überdenken ihre Vorstellungen von Partnerschaft und Treue:

„Würdest du sowas wieder machen? (Interviewerin) Mhhh, ich glaube nicht. Ich weiß nicht, wie soll ich das sagen. Das würde ich heute nicht mehr machen. Weil man auch draus lernt. (Alina) Was hast du denn draus gelernt? (Interviewerin) Dass das scheiße war. Ich sehe das auch voll ein, dass es schlimm ist, einen Menschen so zu belügen. Im Prinzip bin ich überhaupt nicht besser.“ (Alina, 16 Jahre, Einzelinterview vom 07.08.2007)

Im Gegensatz zu den kontrollierenden Praktiken der untersuchten Mädchen, geht es den männlichen Jugendlichen eher darum, Rückzugsräume zu schaffen und die Privatsphäre zu erhalten. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass sie in partnerschaftlichen Beziehungen eingeengt werden und sich kommunikativen Regeln unterwerfen sollen, mit denen sie nicht einverstanden sind. Dazu gehört unter anderem das sofortige Reagieren auf Kurznachrichten und Anklingel-Aktionen, die zu jeder Tages- und auch Nachtzeit von den Partnerinnen gestartet werden. Auf diese misstrauischen Kontrollversuche lassen sich die männlichen Jugendlichen nicht ein, indem sie nicht darauf antworten oder behaupten, keine SMS erhalten zu haben. Entlang dieser Erfahrungen entscheiden sich die Jungen schließlich, zunächst keine partnerschaftlichen Beziehungen mehr einzugehen. Sie wollen ihre Freiheit genießen und sind zudem zu dem Schluss gelangt, dass man mit Mädchen ohnehin nicht so viel Spaß haben kann wie mit den besten Freunden und den männlichen Peers.

Mit Blick auf das Ende einer partnerschaftlichen Beziehung wird deutlich, dass die untersuchten Jugendlichen versucht sind, sich auf indirekte Weise zu distanzieren. Dabei erfahren Internetchat und Mobiltelefon in zweierlei Hinsicht eine spezifische Relevanz. Auf der einen Seite ermöglichen diese Medien einen Distanzierungsprozess, bei dem das Beziehungsende nicht eindeutig formuliert werden muss. Die Mädchen und Jungen schalten ihre Handys zeitweise aus und reagieren über längere Zeiträume hinweg nicht auf Kurznachrichten und Chatanfragen. Mit diesen Praktiken versuchen sie, Trennungsabsichten zu übermitteln und die Beziehung ohne dramatische Szenen ausklingen zu lassen.

Auf der anderen Seite werden Kurznachrichten und Chatnotizen⁶⁰ benutzt, um das Beziehungsende klar zu formulieren, sich aber anschließend auf keinerlei Diskussionen einzulassen. Zwar verurteilen vor allem die untersuchten Mädchen diese Praktiken als feige, greifen aber auch selbst darauf zurück. Beispielsweise trennt sich die 13-jährige Katja per Kurznachricht von ihrem ersten Freund, nachdem eine vorangegangene Trennung hoch emotional verlief. Bei ihrem zweiten

⁶⁰ Auf einigen Chatportalen ist es möglich, auf dem Profil einer Person eine Notiz zu hinterlassen, die dann aber nur von dieser Person gelesen werden kann.

Freund erfährt sie von den Peers, dass dieser bereits nach wenigen Wochen eine neue Freundin hat und versucht ihn, per SMS zur Rede zu stellen. Als keinerlei Reaktionen folgen, wendet sie sich enttäuscht und wütend von ihm ab.

Nach einem endgültigen Beziehungsende zeichnet sich ein klarer Bruch in den kommunikativen Praktiken ab. Indem keine regelmäßigen face-to-face-Treffen mehr stattfinden und auch die Kommunikation mit dem Mobiltelefon und dem Festnetztelefon keine Rolle mehr spielen, werden all die Möglichkeiten ausgeschlossen, die besonders nahe und persönliche Aushandlungen beinhalteten. Vielmehr bleiben die ehemaligen Partner oftmals über sporadische Chatkontakte in Verbindung oder begegnen sich zufällig bei Unternehmungen im ehemals gemeinsamen Peer-Netz.

An dieser Stelle wird also deutlich, dass die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den partnerschaftsrelevanten Beziehungen der untersuchten Jugendlichen von einer Ambivalenz zwischen neugieriger, emotionaler Nähe und Sicherheit-einfordernder Kontrolle bzw. Distanz geprägt sind. Beide Geschlechter wissen um die Regeln, die es bei der Anbahnung und Gestaltung sowie der Beendigung von partnerschaftlichen Beziehungen einzuhalten gilt, umgehen diese aber dennoch, um sich Unsicherheiten zu ersparen und Konfrontationen aus dem Weg zu gehen. Hierbei werden die unterschiedlichen Kommunikationsformen des Mobiltelefons angeeignet, um zwischen unmittelbaren Kontaktversuchen und verzögerten Antworten zu variieren. Damit verbunden sind spezifische Rollenzuschreibungen zwischen den Geschlechtern, insofern Mädchen als die Kontrollierenden und Jungen als die Kontrollierten wahrgenommen werden. Im Zeitverlauf wird sich zeigen, dass sich diese Differenzierungen allmählich ausgleichen und sogar umkehren können.

Partnerschaftliche Beziehungen im Zeitverlauf

Im Zusammenspiel mit den Distanzierungsprozessen in den ehemaligen Freundschaftsbeziehungen und dem Erschließen neuer Peer-Beziehungen gewinnen die partnerschaftlichen Beziehungen der untersuchten Jugendlichen immer mehr an Bedeutung. Insbesondere die jüngeren Mädchen und die Jungen elaborieren ihre Konzepte von Partnerschaft und verändern ihre kommunikativen Praktiken. Dabei geht es nun eher um aufeinander bezogene Aushandlungen und die Gestaltung dauerhafter Partnerschaften.

Die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe entwickeln zunehmend eigenständige Partnerschaftskonzepte, besprechen nicht mehr alle diesbezüglichen Entwicklungen mit ihren Freundinnen und gehen mehrere, kurz andauernde partnerschaftliche Beziehungen mit zumeist älteren Jungen ein. Eines der Mädchen hat bis zum Ende des Erhebungszeitraumes keinen Freund und fühlt sich

zunehmend unter Druck gesetzt. Auch wenn sie auf „den Richtigen“ warten möchte, beobachtet sie neugierig die Aktivitäten ihre ehemals besten Freundinnen. Deren partnerschaftliche Beziehungen finden vor allem im Kontext der Peer-Beziehungen statt, weil die Mädchen ihre Freunde nicht mit nach Hause bringen dürfen. Die Mädchen wissen, dass sie ihre Freunde bei den Peers antreffen und betreiben keinen zusätzlichen Verabredungsaufwand per Mobiltelefon, Festnetztelefon oder Internetchat. Trennungen gehen sowohl von den Mädchen als auch von ihren Partnern aus und sind mit schmerzlichen Emotionen verbunden. Nicht selten gibt es eine zweite oder dritte Chance, bis die Beziehungen endgültig scheitern. So gelangt ein Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe nach mehreren, über Mobiltelefon und Internetchat abgewickelten Trennungen zu dem Entschluss, dass sie sich in eine face-to-face-Situation begeben wird, um ihre Partnerschaft zu beenden. Weil es ihrer fairer erscheint und zudem mit weniger Kommunikationsschwierigkeiten verbunden ist, kündigt sie das Beziehungsende per Chat an und setzt die damit verbundenen Aushandlungen in einer face-to-face-Situationen fort.

Die männlichen Jugendlichen berichten von neuen weiblichen Bekanntschaften, die sie nun auch als Teil ihres Peer-Beziehungsnetzes akzeptieren. Zudem stellt sich heraus, dass einer der Jungen aus der Freundschaftsgruppe bereits mehrere Jahre mit seiner Freundin liiert ist. Erst im Zeitverlauf ist diese Beziehung jedoch für ihn offiziell und schließlich zur wichtigsten Beziehung überhaupt geworden. Die beiden kennen sich schon sehr lange, wohnen in derselben Gegend und treffen sich mindestens jeden zweiten Tag in der Schule, in der Stadt oder im Elternhaus. Die kommunikativen Praktiken sind darauf gerichtet, regelmäßig zusammen zu sein und reichen von alltäglichen Erledigungen über Arztbesuche bis hin zu Unternehmungen an Abenden und Wochenenden. Die Eltern des Paares wissen von der partnerschaftlichen Beziehung und werden in gemeinsame Aktivitäten eingebunden. Konflikte in der Partnerschaft nach Auffassung des Jungen nicht im Streit, sondern in konstruktiven Diskussionen ausgetragen.

Sein Mobiltelefon benötigt der Jugendliche jetzt vor allem, um die Beziehung zu seiner Freundin zu gestalten. Bei der Beziehungsorganisation per SMS oder kurzem Telefonat sowie per Instant Messenger geht es vor allem um Absprachen für die (fast) täglichen Treffen und Unternehmungen. Mit Blick auf die Beziehungssicherheit ist das gegenseitige Anklingeln von Bedeutung, um Nähe und Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen. Auf der einen Seite lässt sich der Jugendliche auf diese Vereinbarungen ein, bewahrt sich aber einen gewissen Freiraum und antwortet nicht immer auf die Kommunikationsversuche seiner Freundin. Auf der anderen Seite gesteht er seiner Partnerin diese Handlungsspielräume nicht zu. Weil sie im Internetchat „ICQ“ mehrmals von anderen männlichen

Jugendlichen angesprochen wird, bewegt er das Mädchen dazu, dieses Portal nicht mehr zu benutzen und sich abzumelden.

Insgesamt wird deutlich, dass sich die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den partnerschaftsrelevanten Beziehungen der untersuchten Jugendlichen von spielerischen erprobenden Annäherungen im „als ob“-Modus zu aufeinander bezogenen und auf Gegenseitigkeit basierenden Aushandlungen wandeln. Ähnlich den Entwicklungen innerhalb der Peer-Beziehungen zeigt sich, dass die untersuchten Jugendlichen neue Beziehungen eingehen und Aushandlungspraktiken etablieren und wieder verändern, die für die Herausbildung von Identität eine wichtige Rolle spielen. Im Zuge dieser Wandlungsprozesse verhandeln die Mädchen und Jungen auch die Beziehungen innerhalb ihrer Familie neu und setzen sich vor allem mit ihren Eltern auseinander.

5.1.4 Familienbeziehungen: Kommunikative Pseudo-Freiheiten

Sonia Livingstone spricht von einer „Bedroom Culture“ (Livingstone 2002: 159) und einem „digitalen Verbotsschild“ (Livingstone 2006: 134; vgl. Kapitel 3.2.3) um auf die Abgrenzungsbemühungen von Jugendlichen gegenüber ihren Eltern zu verweisen. Mittels traditioneller Medien wie dem Fernseher im eigenen Jugendzimmer und über soziale Netzwerkplattformen, zu denen nur die Gleichaltrigen einen Zugang haben, etablieren Jugendliche private Kommunikationsräume und erkämpfen sich Freiheiten, um sozial bedeutsame Aktivitäten fern ihrer Eltern zu realisieren. Das Mobiltelefon wurde in diesem Zusammenhang als ein Medium beschrieben, das für Jugendliche mit einem Gewinn an Autonomie und Selbständigkeit verbunden ist, gleichzeitig aber auch als „digitale Hundeleine“ fungiert, mit der die Eltern Kontrolle ausüben können (Haddon 2004: 39; vgl. Kapitel 3.2.3).

Mit den nachfolgend erörterten Ergebnissen lässt sich feststellen, dass die mediatisierten Kommunikationspraktiken zwischen Eltern und ihren Kindern zumindest phasenweise zur Entstehung von „Pseudo-Freiheiten“ beitragen. An den elterlichen Ängsten und Kontrollbedürfnissen orientierte Kommunikationsregeln machen es vor allem den weiblichen Jugendlichen schwerer, eigenständig Erfahrungen zu sammeln, ohne von den Eltern reglementiert zu werden. Insbesondere die Ergebnisse der Intervention untermauern diese Tendenzen. Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass sich über den Wandel der im Theorieteil beschriebenen Sozialisationsbedingungen auch die sozialen Normen und Fertigkeiten verändern, die Eltern ihren Kindern mit auf den Weg geben.

Nach einer kurzen Erläuterung der allgemeinen Merkmale der Familienbeziehungen wird eine geschlechtsspezifische Differenzierung vorgenommen. Zunächst

werden die mediatisierten Kommunikationspraktiken beschrieben, die zwischen den männlichen Jugendlichen und ihren Eltern stattfinden und die sich durch eine Balance zwischen individuellen Handlungsspielräume und familiärer Verbundenheit auszeichnen. Danach wird ausführlich auf die mediatisierten Kommunikationspraktiken eingegangen, die zwischen den weiblichen Jugendlichen und ihren Eltern stattfinden und deren Kennzeichen die Ambivalenz zwischen kindlicher Verbundenheit und jugendlicher Abgrenzung ist. Abschließend werden die Veränderungen aus biografischer Perspektive thematisiert, wie sie für Eltern-Kind-Beziehungen typisch sind.

Allgemeine Merkmale der Familienbeziehungen

Neben den besten Freundschaften, Peer-Beziehungen und partnerschaftlichen Beziehungen stellen Eltern, aber auch Geschwister und andere Verwandte wichtige Personen im Beziehungsnetz der untersuchten Jugendlichen dar. Die Mädchen und Jungen wachsen in Familien mit verheirateten, aber auch getrennt lebenden Eltern sowie mit Geschwistern und Halbgeschwistern auf, die zum Teil in anderen Städten Deutschlands oder im Ausland leben. Zudem stehen sie in Kontakt mit Großeltern, Tanten und Onkeln, Cousinen und Cousins. Die umfangreichsten und vielfältigsten kommunikativen Aushandlungen finden jedoch mit den Eltern statt. Entlang dieser Familienbeziehungen haben die Jugendlichen Vorstellungen entwickelt, die geschlechtsspezifische Unterschiede aufweisen und mit unterschiedlichen Kommunikationspraktiken verwoben sind. Während (a) zwischen den männlichen Jugendlichen und ihren Eltern bereits ein entspanntes Verhältnis herrscht, das durch individuelle Spielräume trotz familiärer Nähe gekennzeichnet ist, stehen (b) die weiblichen Jugendlichen ihren Eltern noch höchst ambivalent gegenüber.

a) Individuelle Handlungsspielräume und familiäre Verbundenheit

Bei den männlichen Jugendlichen wird die Beziehung zu den Eltern während des gesamten Erhebungszeitraumes eher selten thematisiert. Dies hat weniger damit zu tun, dass diese Beziehungen nicht von Bedeutung sind; vielmehr verlaufen die Prozesse des Neuverhandelns dieser Beziehungen sowie die damit verbundenen Angrenzungsbemühungen wenig konfliktbehaftet und sind nahezu abgeschlossen. Die Jungen sprechen von einem sehr guten und entspannten Verhältnis zu ihren Eltern, das sich durch Offenheit und Vertrauen sowie durch eine Balance zwischen Individualität und Verbundenheit auszeichnet. Gemeinsame Themen beziehen sich auf Schule (Noten) und Zukunft (Ausbildung) aber auch auf Probleme (Fahrschule) und Beziehungen (Freundin), wobei die Eltern weniger als Erzieher, sondern eher als freundschaftliche Berater fungieren.

Für die Stabilisierung dieser Eltern-Kind-Beziehungen spielen die kommunikativen Praktiken mit dem Mobiltelefon eine zentrale Rolle und sind auf die Organisation des Familienalltags sowie auf die emotionale Integration des Eltern-Kind-Verhältnisses gerichtet. Zur Organisation gehören Absprachen bei Einkäufen oder Vereinbarungen zu gemeinsamen Treffen und alltäglichen Fahrten. Mit Blick auf die integrative Funktion des Mobiltelefons geht es nicht um Kontrolle, sondern um eine eher fürsorgliche Kommunikation. So rufen Manuels Eltern ihren Sohn zu Beginn und am Ende ihrer Urlaubsreise an, um zu verkünden, dass sie gut angekommen sind bzw. um Bescheid zu geben, dass sie sich auf dem Rückweg befinden. Trotz dieser emotionalen Nähe zu ihren Eltern legen die männlichen Jugendlichen aber auch Wert darauf, einen eigenen privaten und von den Eltern unabhängigen Kommunikationsraum zu etablieren. Der häusliche Festnetzanschluss ist deshalb unattraktiv und wird nicht genutzt, weil die eigenen kommunikativen Praktiken in ihrer Flexibilität eingeschränkt und für Eltern nachvollziehbar wären. Darüber hinaus legt der 16-jährige Christoph Wert darauf, dass er nicht immer und überall für seine Eltern erreichbar ist. Er hat sich ein extra Mobiltelefon mit separater Handykarte zugelegt, das er nur sporadisch bei sich hat und ausschließlich für die Kommunikation mit seinen Eltern benutzt. Auf diesem Weg konstituiert der Jugendliche einen Kommunikationsraum, bei dem er bewusst die handyspezifischen Potenziale kontinuierlicher Verbundenheit und flexibler Erreichbarkeit ausblendet und sich die Möglichkeit offenhält, selbst zu entscheiden, ob und wann er mit seinen Eltern in Kontakt tritt.

Während die männlichen Jugendlichen also durchaus in der Lage sind, sich kommunikative Freiräume zu schaffen, in die ihre Eltern nicht so ohne Weiteres eindringen (können), erleben sich die weiblichen Jugendlichen in einer ambivalenten Position zwischen freiwilliger Verbundenheit und prinzipiellen Abgrenzungsbemühungen.

b) Kindliche Verbundenheit versus jugendliche Abgrenzung

Das ambivalente Verhältnis zwischen den weiblichen Jugendlichen und ihren Eltern basiert auf einer noch eher kindlichen Nähe zur Familie einerseits und ersten Bestrebungen um Abgrenzung und Autonomie andererseits.

Auf der einen Seite wollen die Mädchen aus der jüngeren und der älteren Freundschaftsgruppe mit ihren Eltern harmonisch verbunden sein und bleiben. Dabei werden vor allem diejenigen Mütter und Väter gemocht, die besonders viel Verständnis zeigen, weniger streng und für jeden Spaß zu haben sind. Die auf Verbundenheit gerichteten Aktivitäten zwischen den Eltern und ihren Kindern umfassen unter anderem gemeinsames Frühstück, Einkäufe gehen oder in den Urlaub fahren und zielen darauf ab, gemeinsame Erlebnisse zu schaffen und

den Draht zueinander nicht zu verlieren. Zudem besprechen die Mädchen mit ihren Eltern schulische Belange und Begebenheiten in den Freundschafts- und Peer-Beziehungen, während das Thema Partnerschaft tabu ist. Zwar bemühen sich vor allem die Mütter immer wieder um Informationen, werden aber aus diesen Beziehungsaktivitäten bewusst herausgehalten.

Die in diesem Zusammenhang stattfindende Kommunikation mit dem Mobiltelefon ist maßgeblich an der Organisation familiärer Belange beteiligt. So werden mit den im Haushalt lebenden Elternteilen Telefonate getätigt, die sich um Einkäufe oder das Betreuen der jüngeren Geschwister sowie um kurzfristige Verabredungen drehen. Bei der Kommunikation mit den in anderen Städten lebenden Vätern geht es vor allem darum, den Draht zueinander nicht zu verlieren. Drei der Mädchen wachsen getrennt von ihren Vätern und sind bemüht, regelmäßig voneinander zu hören, am Leben des jeweils anderen teilzuhaben und anstehende gemeinsame Unternehmungen zu planen. Beispielsweise schreibt sich die 15-jährige Liliane aus der jüngeren Freundschaftsgruppe Kurznachrichten mit und erhält Fotos von ihrem Vater, die sie dann wiederum ihrer Mutter zeigt:

„Lässt Liliane Sie irgendwie an dieser ganzen Handygeschichte teilhaben, so von wegen SMS vorlesen, Bilder zeigen? (Intervierin) Nicht bei allen Sachen, aber es kommt schon vor. [...] (Mutter) [...] Wenn Papa mal ein Bild schickt, dann gebe ich ihr das auch immer. (Liliane) Ja, oder wenn dein Vater dir noch mal eine Nachricht zukommen lässt.“ (Interview mit der Mutter der 15-jährigen Liliane am 27.04.2007)

An diesem Beispiel wird zweierlei deutlich. Erstens hat die Jugendliche mit ihrem eigenen Mobiltelefon die Möglichkeit, selbst und unabhängig von der Mutter zu entscheiden, wann und wie sie mit ihrem Vater kommunikativ verbunden sein möchte. Gerade für Trennungskinder beinhaltet dies eine bedeutsame Möglichkeit der eigenständigen Integration von nicht im Haushalt lebenden Elternteilen. Zweitens berichtet Liliane ihrer Mutter von den Inhalten und zeigt Fotos, die sie von ihrem Vater bekommen hat. Darüber entsteht eine Form der Re-Integration aller Familienmitglieder, die ohne konfliktbehaftete Aushandlungen auskommt. Hier zeigt sich also, wie sich über das Mobiltelefon spezifische Medienrahmen und soziale Arrangements konstituieren, in denen sich face-to-face-Situationen mit mediatisierten Praktiken verbinden und die zudem der Auflösung traditioneller und selbstverständlicher Beziehungen entgegenhalten, wie sie in Globalisierungs- und Individualisierungskonzepten immer wieder konstatiert werden.

Abgesehen von dieser familiären Verbundenheit bringen die weiblichen Jugendlichen den immer stärker werdenden Wunsch nach Abgrenzung und Eigenständig-

keit zum Ausdruck. Hier berichten die älteren 16-jährigen Mädchen und ihre Eltern von einer besonders intensiven Phase der Auseinandersetzungen, die etwa ein bis zwei Jahre vor Beginn des Erhebungszeitraumes liegt. Die jüngeren Mädchen sind zum Teil noch mit den ihnen zugestandenen Freiräumen einverstanden, wollen aber auch immer öfter flexibel und unabhängig von ihren Eltern über ihre sozialen Aktivitäten entscheiden. Diese Pläne werden mitunter von familienzuspezifischen Ritualen wie dem gemeinsamen Abendessen und familiären Verpflichtungen wie der Mithilfe im Haushalt durchkreuzt. Folglich drehen sich die in diesem Zusammenhang stattfindenden Auseinandersetzungen um außerschulische Aktivitäten an den Nachmittagen und Wochenenden sowie um abendliche Ausgehzeiten. Regelüberschreitungen werden mit verbalen Abmahnungen bis hin zu Ausgehverboten und Medienentzug bestraft, wobei die Mädchen von ihren besten Freundinnen emotionalen Beistand erhalten.

Das Resultat dieser, durchaus konfliktbehafteten Aushandlungen zwischen den Eltern und ihren Kindern waren bzw. sind Kompromisse, bei denen das Mobiltelefon eine zentrale Rolle spielt. Aus der Perspektive der Mütter und Väter lässt sich mit dem Handy ein kommunikativer Raum konstituieren, der den Jugendlichen Privatsphäre zugestehen und Freiräume bieten soll, der aber gleichzeitig dem elterlichen Bedürfnis nach Kontrolle und Sicherheit entgegen kommt. Die jüngeren und älteren Mädchen dürfen nachmittags und abends unterwegs sein, Partys besuchen und außer Haus übernachten, wenn sie ihre Mobiltelefone dabei haben, jederzeit erreichbar sind und wenn sie bei Verspätungen Bescheid geben. Die Eltern argumentieren, dass sie nur auf diesem Weg ihrer Erziehungs- und Aufsichtspflicht angemessen nachkommen können und zudem mit weniger Ängsten umgehen müssen. In den Interviews kommen die Mütter und Väter immer wieder auf so genannte „Notfälle“ zu sprechen, die ihren Kindern jederzeit passieren können und bei denen sie zur Stelle sein wollen. Solche antizipierten Notfälle reichen vom Verpassen der Straßenbahn bis hin zu Vergewaltigung.

Die Mädchen gehen diese Kompromisse ein, weil ihnen so ein Maximum an Freiheiten und sozialem Handlungsspielraum zugestanden wird. Sie greifen immer wieder auf die Möglichkeit zurück, ihre Eltern von unterwegs anzurufen und um eine Verlängerung der Ausgehzeiten zu bitten oder sie per Kurznachricht über die verspätete Heimkehr zu informieren. Gleichzeitig empfinden sie als belastend, permanent erreichbar zu sein und sich an vereinbarte Rücksprachen per Handy halten zu müssen. Außerdem ist es ihnen unangenehm, Anrufe der Eltern entgegen zu nehmen, wenn sie mit Freundinnen und Peers zusammen sind.

Um diese kontinuierliche Erreichbarkeit zu durchbrechen und die bereits angesprochene „digitale Hundeleine“ loszuwerden, erfinden die Mädchen Ausreden, die vom technischen Defekt des Mobiltelefons, über Funkstörungen bis hin zu

fiktiven Aktivitäten reichen und unter deren Deckmantel offensichtlich Verbotenes stattfindet. Dazu gehört auch das Übernachten bei männlichen Peers nach einer Party, während die Eltern in dem Glauben gelassen werden, ihre Kinder würden bei einer Freundin schlafen:

„Gibt’s das, dass ihr manchmal sagt, ihr macht was und dann macht ihr was ganz anderes? (Interviewerin) Ja. [...] (Lara) Was machen dann die Eltern? Wenn sie es rauskriegen? (Interviewerin) Dann gibt es Ärger. Dann sagen die halt, dass das scheiße ist, das wir das erzählen und dann was anderes machen. (Lara) Und was denkt ihr? (Interviewerin) Na ja, das ist natürlich scheiße. Aber wenn wir erzählen, was wir wirklich machen, dann dürfen wir ja nicht. Was soll man dann machen? (lacht) [...]. Aber einmal, da haben wir wirklich bei Alina geschlafen. [...] Ja und dann haben wir uns um Zehn oder so schon schlafen gelegt. [...] Ja und irgendwann bin ich dann aufgewacht, gucke auf mein Handy und hab da irgendwie fünfzig Anrufe in Abwesenheit von meiner Mutter und meinem Vater. Da habe ich dann zurück gerufen und die haben mich übelst voll geschminkt und warum ich nicht ans Handy gehe. Und sie wären auch bei Alina gewesen und hätten geklopft und so. [...] Und die haben mir voll nicht geglaubt, dass wir schon geschlafen haben. Das war echt doof!“ (Lara, 16 Jahre, Einzelinterview vom 15.02.2007)

Dieses Interviewzitat zeigt sehr anschaulich, dass die Kontrollbemühungen der Eltern mit Erwartungen und Reziprozitätsregeln verbunden sind, die Fehlinterpretationen beinhalten können, Missverständnisse einschließen und damit genau das Gegenteil des eigentlich Intendierten bewirken. Aufgrund einer einzelnen Begebenheit schließen die Eltern darauf, dass ihre Kinder nicht erreichbar sind, weil sie etwas Verbotenes tun. Damit schüren sie nicht nur ihre eigenen elterlichen Ängste, sondern setzen auch das Vertrauen zwischen ihnen und ihren Kindern aufs Spiel. Dass Eltern ihren Kindern keinen Glauben schenken, egal ob sie sich an vereinbarte Regeln halten oder nicht, wäre eine Entwicklung, die dem entgegensteht, was für Jugendliche besonders wichtig ist: mit dem Vertrauen und der Unterstützung ihrer Eltern selbständig und verantwortungsvoll handeln.

Weitere Belege dafür, wie grundlegend das Sicherheitsempfinden der Eltern mit dem Mobiltelefon verwoben ist und wie leicht es erschüttert werden kann, wenn die Jugendlichen nicht per Handy erreichbar sind, liefern die Ergebnisse der Intervention. Die weiblichen Jugendlichen erwarten eine Erweiterung ihrer Handlungsspielräume, weil sie nun nicht mehr jederzeit und überall von ihren Eltern angerufen werden können. Sie nehmen sich vor, von Unternehmungen verspätet zurückzukehren und abends noch etwas länger auszugehen. Bevor es jedoch zu diesen Aktivitäten kommt, werden ihnen bereits zugestandene Frei-

räume wieder aberkannt und ausgehandelte Kompromisse rückgängig gemacht. Für die Mütter und Väter ist es undenkbar, ihre Kinder ohne eigenes Mobiltelefon aus dem Haus zu lassen. Folglich können die Mädchen an einzelnen Unternehmungen gar nicht mehr oder nur einschränkt teilnehmen, müssen sich Ersatzhandys zulegen oder versprechen, sich von Telefonzellen zu melden. Besonders emotional reagiert die alleinerziehende Mutter eines Mädchens aus der älteren Freundschaftsgruppe. Aus Sorge verbietet sie ihrer Tochter zunächst den geplanten Diskobesuch und lässt sich erst überreden, als Juliane bereit ist, ein Ersatzhandy mitzunehmen. Dabei wird ersichtlich, dass eine kommunikative Schere zwischen dem aufklappt, was Eltern eigentlich intendieren und dem, was sie tatsächlich bei ihren Kindern und bei sich selbst erreichen. Intention der Eltern ist es, mittels des Mobiltelefons Sicherheit zu schaffen und typische elterliche Ängste weitestgehend auszublenden. Auf den ersten Blick gelingt dieses Ansinnen, insofern sie handyspezifische Regeln etablieren, mit denen sie permanente Erreichbarkeit ermöglichen und einfordern. Bei genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, wie starr diese Regeln sind und wie fragil das darauf aufbauende Sicherheitserleben der Eltern erscheint. Sobald sich ihre Kinder nicht an Vereinbarungen halten, Reziprozitätserwartungen unerfüllt bleiben oder die Jugendlichen ohne eigenes Mobiltelefon das Haus verlassen wollen, entstehen bei den Eltern höchst diffuse Ängste, die in Misstrauensbekundungen und abgewandelte Kontrollpraktiken münden. Gleichzeitig schüren die Eltern aber auch bei ihren Kindern ein Gefühl von bedrohlicher Welt und nehmen ihnen ein Stück Unbeschwertheit.

Vor diesem Hintergrund lässt sich schlussfolgern, dass zwischen Eltern und ihren (weiblichen) Kindern zumindest phasenweise die Möglichkeit verloren scheint, einander zu vertrauen und loszulassen. Dieser Verlust findet in einer höchst bedeutsamen Lebensphase statt, in der es gerade für Jugendliche darum geht, sich aus dem Elternhaus heraus zu orientieren und eigene, beziehungsrelevante Erfahrungen zu sammeln, die für die Herausbildung von Identität höchst bedeutsam sind. Im Zeitverlauf wird sich jedoch herausstellen, dass die Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe mit ihren Eltern eine kommunikative Basis finden, auf der sie sich selbständiger und kontrollfreier bewegen können, während die jüngeren Mädchen mit intensiven Abgrenzungen und prinzipiellen Regelüberschreitungen beschäftigt sind.

Familienbeziehungen im Zeitverlauf

Im Zeitverlauf bleibt das anfangs beschriebene positive und durchaus ausgewogene Verhältnis zwischen den männlichen Jugendlichen und ihren Eltern erhalten, während sich die konfliktbehafteten Aushandlungen zwischen den weiblichen Jugendlichen aus der älteren Freundschaftsgruppe und ihren Eltern zunehmend

entspannen. Die Eltern lockern ihre erzieherischen Regularien und halten ihre Töchter für alt genug, um in Bezug auf Schule, Beziehungen und Freizeitgestaltung verantwortungsvoll zu handeln. Gleichzeitig sind die Mädchen nicht mehr um prinzipielle Abgrenzung und das Austesten bzw. Übertreten elterlicher Grenzen bemüht. Vor allem das Verhältnis zu den Müttern verwandelt sich in eine durchaus freundschaftliche Beziehung. Gemeinsame Stadtbummel und dabei stattfindende Gespräche über aktuelle partnerschaftliche Beziehungen sind ein Merkmal dieser Eltern-Kind-Beziehung. Die kommunikativen Praktiken mit dem Mobiltelefon sind in diesem Zusammenhang darauf gerichtet, das freundschaftliche Verhältnis zu untermauern und zu stützen.

Im Gegensatz dazu kommt es zwischen den Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe und ihren Eltern immer häufiger zu grundlegenden Auseinandersetzungen um Erwartungen, Pflichten und Verbote. Dabei geht es um Schulleistungen und berufliche Zukunft sowie um Freizeitgestaltung und damit verbundenen Beziehungsaktivitäten. Die Mädchen verbringen viel Zeit mit neuen Peers und ersten partnerschaftlichen Beziehungen. Sie halten sich so wenig wie möglich zu Hause auf und sind bis in den Abend hinein unterwegs. Im Zuge dieser Entwicklungen fällt es den weiblichen Jugendlichen immer schwerer, sich an die vereinbarten Kontrollkompromisse zu halten. Sie wollen nicht immer für ihre Eltern erreichbar sein und sich nicht permanent melden müssen. Beispielsweise verlässt eines der Mädchen eine Party ohne sich abzumelden, schaltet ihr Handy aus und ist für mehrere Stunden nicht mehr erreichbar. Ihre Mutter macht sich große Sorgen und führt anschließend mit ihrer Tochter ein ernsthaftes Gespräch über deren egoistisches und verantwortungsloses Verhalten. Eine andere Jugendliche aus der jüngeren Freundschaftsgruppe kauft sich eigenmächtig ihr schon seit Monaten favorisiertes Wunschhandy und klammert ihre Eltern ganz bewusst aus den damit verbundenen Entscheidungsprozessen aus. Sie weiß, dass ihre Eltern gegen diesen Kauf sind und nicht verstehen können, warum ihr ein Multimediahandy so wichtig ist. Erst nach mehreren Wochen erfahren Mutter und Vater davon und stellen ihre Tochter zur Rede. Die mit diesem eigenmächtigen Handeln der Jugendlichen verbundenen Auseinandersetzungen finden einen dramatischen Höhepunkt, als das Mädchen an einem Partyabend ihr neues Mobiltelefon verliert. Die Eltern ziehen daraus erzieherische Konsequenzen und die Jugendliche muss sich strikteren Regeln unterwerfen. Katja darf sich nur mit Freunden treffen oder etwas unternehmen, wenn sie ihre Eltern genauestens informiert, wo sie mit wem unterwegs ist und wann sie nach Hause kommt. Sie bekommt kein neues Mobiltelefon und ist gezwungen, sich andere Kommunikationsalternativen zu erschließen. Dazu gehört die Telefonzelle ebenso wie die Handynummer einer Freundin, die sie bei den Eltern hinterlässt.

Insgesamt verdeutlichen diese mediatisierten Kommunikationspraktiken, dass Familien heute einerseits bemüht sind, miteinander verbunden zu sein und trotz räumlicher und sozialer Trennungen in Kontakt zu bleiben. Sie zeigen aber auch, dass es für Eltern zumindest phasenweise unmöglich scheint, ihre Kinder loszulassen. Im Hinblick auf die Herausbildung einer gesellschaftlich handlungsfähigen Persönlichkeit erscheinen insbesondere die mediatisierten Kommunikationspraktiken zwischen den weiblichen Jugendlichen (im Alter zwischen 13 und 16 Jahren) und ihren Eltern bedenklich, weil junge Menschen nur dann lernen (in Beziehungen), selbständig und verantwortungsvoll zu handeln, wenn ihnen diese Fähigkeiten auch zugetraut wird und die dafür notwendigen Freiräume zur Verfügung stehen.

5.1.5 Jugendszenen: Hip Hop als kommunikativer Bezugsrahmen

Sowohl bei den eben beschriebenen Familienbeziehungen, als auch bei den besten Freundschaften, Peer-Beziehungen und partnerschaftlichen Beziehungen handelt es sich um überwiegend lokale Beziehungen, mit denen die Jugendlichen kommunikativ verbunden sind. Im Folgenden sollen nun noch die Jugendszenen als eine de-lokalisierte Form der Vergemeinschaftung beschrieben werden, die in den Beziehungsnetzen der untersuchten Mädchen und Jungen von Bedeutung sind. Dazu gehört beispielsweise die Vorliebe der älteren Mädchen für den Punk, die wachsende Leidenschaft eines der jüngeren Mädchen für die Gothikszene sowie die Begeisterung der männlichen Jugendlichen für den Hip Hop.

Im theoretischen Teil der Arbeit wurden Jugendkulturen oder Jugendszenen als eine Vergemeinschaftungsform beschrieben, die über die Begeisterung für ein bestimmtes (medienbezogenes) Thema entsteht, durch eher lockere und unverbindliche Teilhabe gekennzeichnet ist und über einen lokalen Rahmen hinausgeht (vgl. Kapitel 2.2.3, Kapitel 3.2.2, Kapitel 3.2.3) Die kommunikativen Praktiken, über die sich die einzelnen Szenen konstituieren, beruhen auf szenetypischen Symbolen und bedienen sich spezifischer Regeln und Rituale, über die subjektives Zugehörigkeitsgefühl und individuelle Unverwechselbarkeit artikuliert werden. Diese Formen posttraditioneller Vergemeinschaftung könnten, so wurde argumentiert, globalisierungs- und individualisierungsbedingte Defizite traditioneller Sozialisationsinstanzen wie Familie und Peer-Group kompensieren und Jugendliche bei der Herausbildung ihrer Identität eine orientierende Stütze sein.

Entlang dieser theoretischen Erkenntnisse legen die empirischen Ergebnisse der Langzeitstudie nahe, dass sich szenetypische Vergemeinschaftung und lokale Beziehungen keineswegs entgegenstehen oder auf ausschließlich kompensatorische Weise miteinander verbunden sind. Vielmehr stellt die Begeisterung für

bestimmte Szenen und die darüber entstehenden Symbole und Praktiken eine Ressource dar, die in den Freundschafts-, Peer- und partnerschaftlichen Beziehungen aufgegriffen wird und diese mitgestaltet. Am Beispiel der männlichen Jugendlichen soll im Folgenden verdeutlicht werden, welche Rolle die Jugendszene des Hip Hop⁶¹ für die kommunikativen Praktiken in den verschiedenen Beziehungen spielt und welche Bedeutung dabei den digitalen Medien und insbesondere dem Mobiltelefon zukommt. Dabei wird entlang der einzelnen Beziehungsformen argumentiert und zunächst die besten Freundschaften und deren Bezüge zum Hip Hop vorgestellt. Anschließend geht es um die Peer-Beziehungen und die partnerschaftlichen Beziehungen.

Die mediatisierten Kommunikationspraktiken in der *besten Freundschaftsbeziehung* der männlichen Jugendlichen stehen in Verbindung mit zwei jugendkulturellen Elementen: Hip Hop als Lebensstil⁶² und Medien als ein wesentliches Element davon.

Was den Hip Hop als Lebensstil betrifft, so begeistern sich die Jugendlichen für amerikanische sowie deutsche Idole und mögen unter anderem die Musik von 50 Cent, DMX, Bushido oder Azad. Sie tragen Kleidung im Hip Hop-Stil, favorisieren die dazugehörigen Marken (Jean Sean, Pelle Pelle) und gehen in den entsprechenden Geschäften einkaufen. Darüber hinaus begeistern sich die Jungen für Städte, die für diese Musikrichtung stehen (Frankfurt/Main, Berlin) und fahren dort zum Shopping oder Ausgehen hin. Zudem besuchen sie die Konzerte ihrer Stars und gehen in Diskotheken, in denen Hip Hop-Musik gespielt wird. Insgesamt geben sich beiden lässig, rauchen Shisha an den gemeinsam verbrachten Nachmittagen und debattieren dabei über Beziehungen und Musik.

Medien sind auf inhaltliche und technische Weise mit dem Hip Hop-Lebensstil und der damit verbundenen Beziehungsartikulation verwoben. Inhaltlich hören Manuel und Christoph nicht nur Hip Hop-Musik, sie lesen auch die entsprechenden Zeitschriften, surfen auf Internetseiten, schauen sich an den gemeinsam verbrachten Nachmittagen Tanz- und Actionfilme an (z. B. „Honey“) oder spielen Computerspiele, in denen coole Macho-Typen in gewalthaltigen und sexualisierten Kontexten agieren (z. B. „Grand Theft Auto“). Aus technischer Perspektive legen die beiden Jugendlichen größten Wert auf neueste digitale Unterhaltungselek-

61 Weiterführende Literatur zu den Merkmalen der Jugendszene des Hip Hop vgl. u. a. Breyvogel 2005: 60 ff.; Ferchhoff 2007: 233 ff.; Peschke 2010.

62 Über Lebensstile repräsentieren Gruppen ihre kulturelle, das heißt, ihre symbolische Identität in Abgrenzung zu anderen Gruppen (Diaz-Bone 2010: 30). Dabei bezieht sich ein Lebensstil auf den „[...] regelmäßig wiederkehrenden Gesamtzusammenhang der Verhaltensweisen, Interaktionen, Meinungen, Wissensbestände und bewertenden Einstellungen eines Menschen.“ (Hradil 2005: 46)

tronik. Sie kaufen sich exklusive Geräte wie die Playstation Portable oder die neuesten iPods und integrieren sie als technische Accessoires in ihren Alltag.

Hier lässt sich also resümieren, dass sich die Jugendlichen szenetypischer Symbole bedienen, wobei digitale Medien ein wesentlicher Bestandteil der damit verbundenen Zuordnungsprozesse und Artikulationspraktiken sind. Über diese expressiven Praktiken konstituieren sich die bereits für beste Freundschaften als typisch beschriebenen Formen von Gemeinschaft und Nähe (vgl. Kapitel 5.1.1).

Darüber hinaus bewegen sich die männlichen Jugendlichen in gemeinsamen **Peer-Beziehungen**, bei denen die Begeisterung für den Hip Hop einen wesentlichen Bezugspunkt für die Bewertung der Beziehungen sowie für gemeinsame Aktivitäten liefert.

Im Hinblick auf die Bewertung von Peer-Beziehungen haben die Jugendlichen ausschließlich Kontakt zu solchen Peers, die sich für dieselbe Musik begeistern und die entsprechende Kleidung tragen. Mit einem Heavy Metal- oder Punk-Fan könnten sie nicht befreundet sein:

„Spielt das eine Rolle für Freundschaft, dass man zum Beispiel den gleichen Musikgeschmack hat? (Interviewerin) Nein. (beide) Also ihr könntet auch mit einem Heavy Metal Fan ... (Interviewerin) Nein. Der könnte ja nicht mit uns. (Manuel) Es kommt auf sein Outfit an und ob man sich mit dem versteht. Und ob das jetzt einer ist mit solchen Haaren und übelst die Stiefel und Punk und so. Da findet man keine Wellenlänge zueinander, hat keinen Vergleich. (Christoph)“ (Manuel und Christoph, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 30.11.2006)

Die gemeinsamen Aktivitäten mit den Peers finden zumeist auf dem Markplatz im Stadtzentrum statt und weisen ebenfalls Bezüge zu den wesentlichen Elementen der Hip Hop-Szene auf. Die Jugendlichen besprechen neueste Entwicklungen in der Musik, reden über gemeinsame Discobesuche und Ausflüge und halten nach Mädchen Ausschau. Während dessen tauschen sie mit der Bluetooth-Funktion ihres Mobiltelefons Musikvideos und Fotos von den Hip Hop-Stars, Bilder von schnellen, teuren Autos und schönen Frauen in lasziven Posen, aber auch Videoclips, in denen Pornografie und Gewalt im Mittelpunkt stehen. Mit diesen Inhalten inszenieren sich die Jugendlichen als coole Typen, die alles im Blick haben und die nichts schockieren kann. Zudem verleihen und verkaufen Manuel und Christoph digitale Unterhaltungselektronik wie die Playstation Portable oder Mobiltelefone innerhalb ihrer Peer-Beziehungen. Weil diese Medien aus ihrer Sicht nicht mehr brandneu sind oder andere sie auch schon besitzen, haben sie das Interesse daran verloren und schauen sich nach neueren Geräten um.

Mit Blick auf die szenetypischen Praktiken der Artikulation und Distinktion von Kommunikationsbeziehungen wird hier zweierlei deutlich. Erstens grenzen sich die Jugendlichen von solchen Peers ab, die anderen Jugendszenen wie dem Heavy Metal oder dem Punk angehören und stärken damit das Zugehörigkeitsgefühl in ihren bestehenden Peer-Beziehungen. Zudem erfüllen Gespräche über den Hip Hop sowie das Tauschen entsprechender Handyinhalte und das Verkaufen von digitalen Geräten eine verbindende Funktion. Zweitens finden aber auch innerhalb der Peer-Beziehungen Distinktionen statt, insofern die besten Freunde für sich in Anspruch nehmen, die aktuellsten digitalen Technologien zu besitzen und veraltete Modelle an ihre Peers weiterreichen. Darüber entstehen also die für Jugendszenen typischen internen und externen Grenzziehungen, die in den lokalen Peer-Beziehungen der untersuchten Jugendlichen zum Ausdruck kommen.

Mit Blick auf **partnerschaftliche Beziehungen** und schöne Frauen als Element Hip Hop-typischer Inszenierungen interessieren sich die beiden männlichen Jugendlichen für Mädchen, die aus ihren Hip Hop-affinen Lieblingsstädten kommen. Um in Kontakt mit potenziellen Beziehungskandidatinnen zu kommen, wählt beispielsweise Christoph im Chatportal „Knuddels“ die Städte Frankfurt/Main oder Berlin aus und beginnt Ausschau nach Mädchen zu halten. Ob ein Chatgespräch zustande kommt und wie sich die Kommunikation weiterentwickelt, hängt maßgeblich vom Aussehen der Mädchen ab. Dementsprechend lässt sich Christoph Fotos schicken oder unterhält sich in einem Videochat, um sich so ein Urteil zu bilden. Sind die Mädchen nach seiner Auffassung hübsch genug, fragt er sie nach ihrer Handynummer. Hier übernehmen die untersuchten Jugendlichen die, für den Hip Hop typischen, Geschlechterkonstruktionen⁶³ und artikulieren sie in ihren eigenen partnerschaftsrelevanten Praktiken. Das heißt, Mädchen die attraktiv sind, werden von den Jugendlichen angesprochen, wobei die Jungen diejenigen sind, die entscheiden, ob und auf welche Weise Gespräche und weitere kommunikative Aushandlungen zustanden kommen.

Insgesamt zeigen die Erläuterungen, dass die mediatisierten Kommunikationspraktiken in den lokalen Freundschaften und Peer-Beziehungen sowie in den partnerschaftlichen Beziehungen der Jugendlichen eng verwoben sind mit medienbezogenen Zuordnungs-, Abgrenzung und Präsentationsprozessen, wie sie für Jugendszenen typisch sind.

⁶³ Weiterführend zu Geschlechterkonstruktionen in Musikvideos und insbesondere im Hip Hop vgl. u. a. Neumann-Braun/Mikos 2006; Schischmanjan/Wünsch 2007.

5.1.6 Fazit zum Mobiltelefon als Beziehungsmedium

Insgesamt verweisen die Ergebnisse zur Kommunikationspraxis und dem Mobiltelefon als Beziehungsmedium auf vier zentrale Ergebnisse, die an dieser Stelle noch einmal pointiert zusammengeführt werden sollen.

1) Die untersuchten Jugendlichen sind in vielschichtige Beziehungsnetze eingebunden, bei denen insbesondere lokale Beziehungen, aber darüber hinaus auch de-lokalisierte Formen von Vergemeinschaftung von zentraler Bedeutung sind.

Die empirischen Ergebnisse haben gezeigt, dass strukturelle Rahmenbedingungen eine wesentliche Voraussetzung dafür sind, welche Beziehungen die Jugendlichen eingehen, wie wichtig diese Beziehungen sind und welche beziehungsspezifischen Praktiken entstehen. Dabei wurden Wohnort sowie schulischer und freizeithlicher Kontext als besonders bedeutsam herausgearbeitet. Über diese Strukturen konstituieren die Mädchen und Jungen Beziehungsnetze, die ganz verschiedenen Beziehungsformen integrieren. Dazu gehören beste Freundschaften sowie verschiedene Formen von Peer-Beziehungen, aber auch unterschiedliche partnerschaftsrelevante Beziehungen und Familienbeziehungen. Darüber hinaus stehen die Beziehungsnetze in Verbindung mit Jugendszenen, worüber sich ebenfalls Beziehungen ergeben, die zum Beziehungsnetz dazugehören. Dabei können vor allem solche Relationen den Status besonders wichtiger Beziehungen erlangen, deren strukturelle Rahmenbedingungen tägliche face-to-face-Kontakte umfassen.

2) Die kommunikative Gestaltung der Beziehungsnetze findet über Aushandlungen statt, bei denen face-to-face-Kommunikation und medienbezogene Kommunikation untrennbar miteinander verschmelzen.

Hier werden die mediatisierten Kommunikationspraktiken greifbar, wie sie im ersten Teil der Arbeit theoretisch konstruiert wurden. Das heißt, in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen beschränkt sich die Kommunikation mit Medien nicht mehr nur auf einzelne, zeitlich oder räumlich abgrenzbare Funktionen. Vielmehr sind sämtliche beziehungsrelevante Praktiken von mediatisierter Kommunikation durchdrungen. Die Jugendlichen greifen also auf die Möglichkeiten digitaler Medien zurück und gestalten Kommunikationsräume, in denen die Kommunikation mit unterschiedlichen Medien und die face-to-face Kommunikation miteinander verwoben sind. Das Mobiltelefon spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle, weil darüber sämtliche Formen der Medienkommunikation gebündelt werden und weil es die flexible Einbindung von Medienkommunikation in face-to-face-Situationen ermöglicht.

Über diese mediatisierten Kommunikationspraktiken, so lässt sich weiter schlussfolgern, etablieren die Jugendlichen Reziprozitätsvorstellungen, Regeln und Rituale, die in den unterschiedlichen Beziehungen eine konkrete Gestalt annehmen. Es geht also bei der mediatisierten Kommunikation in den sozialen Beziehungsnetzen nicht nur pauschal um permanente Verbundenheit und flexibles Unterwegssein, sondern um differenzierte Praktiken, die in besten Freundschaften, Peer-Beziehungen, partnerschaftlichen Beziehungen und Familienbeziehungen eine jeweils unterschiedliche Rolle spielen. Gleichzeitig werden diese Beziehungen nicht separat voneinander verhandelt, sondern weisen einen Bezug zueinander auf.

Der Verzicht auf ihr Mobiltelefon ist für die Jugendlichen demzufolge undenkbar und führt, wenn es tatsächlich ausfällt, zu einer umfassenden Störung beziehungsrelevanter Praktiken. Insbesondere in besten Freundschaftsbeziehungen und in Familienbeziehungen gelingt es nicht, ohne das Mobiltelefon auszukommen und bestehende Routinen auf andere Kommunikationswege zu übertragen. Dies deutet darauf hin, dass die mit dem Mobiltelefon verbundenen Möglichkeiten, soziale Nähe und flexible Verbundenheit zu konstituieren, vor allem für besonders wichtige, exklusive Beziehungen von grundlegender Bedeutung sind.

3) Die Beziehungsnetze der Jugendlichen zeichnen sich durch biografisch relevante Wandlungsprozesse aus, die an strukturelle Rahmenbedingungen und mediatisierte Kommunikationspraktiken gebunden sind.

Mit der methodischen Anlage der Langzeitstudie war es nicht nur möglich, komplexe Kommunikationspraktiken in den Beziehungen der untersuchten Jugendlichen nachzuzeichnen, sondern darüber hinaus auch biografische Veränderungen im Zeitverlauf zu rekonstruieren. Hier zeigen die empirischen Ergebnisse, dass in den Beziehungsnetzen der Mädchen und Jungen dynamische Aushandlungen stattfinden, die im Zusammenspiel mit der Veränderung struktureller Rahmenbedingungen zu anderen Konzepten und Konstellationen sowie Prioritäten und Praktiken in den Beziehungen beitragen. Dabei beinhaltet die Hinwendung zu anderen und neuen Beziehungen eben auch eine Abkehr oder Abwertung von vorher bedeutsamen Beziehungen. Diese Veränderungsprozesse spiegeln sich auch in den mediatisierten Kommunikationspraktiken wider, insofern sich Reziprozitäten verändern und Rituale hinfällig oder neu konstituiert werden. Dabei verändern sich diese Praktiken nicht nur in ihrer Regelmäßigkeit, sondern auch in ihrer Zusammensetzung. Das heißt, dass etwa in einer wichtiger werdenden Beziehung regelmäßige face-to-face-Kontakte und die Kommunikation mit dem Mobiltelefon an Bedeutung gewinnen, während in einer unwichtiger werdenden

Beziehung sporadische face-to-face-Begegnungen und Gespräche per Internetchat im Mittelpunkt stehen.

Über diese biografisch bedingten Wandlungsprozesse elaborieren die untersuchten Jugendlichen ihre sozial-kognitiven Fähigkeiten und entwickeln damit nicht nur ihre Beziehungskonzepte, sondern auch ihre beziehungsrelevanten Praktiken weiter. Insbesondere Konflikte und Brüche in den Beziehungen sind für diese Weiterentwicklungen und damit auch für die Herausbildung von Identität höchst bedeutsam. Dabei verweisen die Ergebnisse vor allem auf die Mädchen in der jüngeren Freundschaftsgruppe. In deren Beziehungsnetz entstehen besonders kommunikationsintensive Phasen und es finden höchst dynamische Wandlungsprozesse statt, die einen medienbezogenen Kommunikationswandel aus biografischer Perspektive deutlich werden lassen.

4) Der Wandel der Medienumgebungen von Jugendlichen und die darauf bezogenen kommunikativen Praktiken zeigen aus historischer Perspektive, dass sich mit den mediatisierten Kommunikationspraktiken auch die Möglichkeiten und Zielrichtungen von sozialer Integration verändern.

Im Zusammenhang mit den Mediatisierungsprozessen und dem damit verbundenen Wandel von Sozialisation wurde im theoretischen Teil der Arbeit konstatiert, dass sich das Wer und Wie und damit auch das Wohin von Integration in soziale Beziehungen verändert hat (vgl. Kapitel 3.1.1). Soziale Metaprozesse wie Globalisierung, Individualisierung und Kommerzialisierung, so wurde deutlich gemacht, stehen in engem Zusammenhang mit Mediatisierungsprozessen und verändern die Voraussetzungen, Ausdrucksformen und Konsequenzen von sozialer Integration. Bezogen auf die Beziehungsnetze von Jugendlichen lassen sich diese theoretischen Bezüge anhand der vorgestellten Ergebnisse empirisch konkretisieren.

Die Frage danach, wer in Beziehungsnetze integriert ist, muss auf der Ebene der Beziehungsformen und auf der Ebene der einzelnen Personen beantwortet werden. Auf der Ebene der Beziehungsformen lassen sich kaum Veränderungen feststellen, insofern für Jugendliche auch heute noch die traditionellen Bindungen von Bedeutung sind. Das sind eben vor allem beste Freundschaften und die Familien, aber auch Peer-Beziehungen, partnerschaftliche Beziehungen und jugendkulturelle Bezüge. Das heißt, die Beziehungsnetze der Mädchen und Jungen sind nicht nur durch zahlreiche, sondern auch unterschiedliche Beziehungen gekennzeichnet und liefern so wichtige Ressourcen für das, was Identitätsarbeit heute benötigt.

Auf der Ebene der Personen verändert sich jedoch das Wer von Integration, insofern Jugendliche bestimmte Voraussetzungen mitbringen müssen, um an ihren Beziehungen teilhaben zu können. Dazu gehört nicht nur der Besitz eines

eigenen, möglichst aktuellen und mit Multimediafunktionen ausgestatteten Mobiltelefons, sondern auch die entsprechenden finanziellen Ressourcen und kritisch-reflexiven Kompetenzen. Auf die letzten zwei Aspekte wird später noch ausführlicher eingegangen.

Mit Blick darauf, wie die Integration in Beziehungen stattfindet und wohin sie führt, verweisen die empirischen Ergebnisse auf mediatisierte Kommunikationspraktiken, die mit veränderten Kontexten und Regeln verbunden sind. Die untersuchten Jugendlichen gestalten Beziehungsnetze, zu denen immer wieder neue Personen hinzutreten und sich Prioritäten und Praktiken ändern, aber Beziehungen nur selten endgültig beendet werden. Auf irgendeine Weise mit möglichst vielen Personen verbunden zu sein und zu bleiben, scheint für Jugendliche höchst bedeutsam. Insofern wird der Bestand traditioneller und selbstverständlicher Beziehungen nicht geringer, die Jugendlichen müssen aber mehr kommunikativen Aufwand betreiben und sich eines breiten Spektrums mediatisierter Kommunikationspraktiken bedienen, um sich in den Beziehungen bewegen zu können, die aus ihrer Perspektive wichtig sind.

Insgesamt wird hier also deutlich, wie das Zusammenspiel gesellschaftlicher Metaprozesse in den Beziehungsnetzen junger Menschen ihren Ausdruck findet. Jugendliche können sich heute umfangreiche und vielfältige medienbezogene Potenziale zur Gestaltung ihrer Beziehungen erschließen und verfügen damit über grundlegend bedeutsame Ressourcen, um sich in einer mediatisierten Welt zu bewegen. Gleichzeitig erscheinen diese Ressourcen fragil, weil der Zugang zu diesen Ressourcen mit einem hohen Aufwand und bestimmten Voraussetzungen verbunden ist. Wie groß die Angst von Jugendlichen sein kann, aus ihren sozialen Gefügen herauszufallen und wo sich Risiken und problematische Aneignungsweisen ergeben, soll in den folgenden zwei Kapiteln ausführlich erläutert werden.

5.2 Kommunikationspotenziale und das Mobiltelefon als persönliches Medium

Im Theorieteil wurde im Zusammenhang mit der kommunikativen Aushandlung von sozialen Beziehungsnetzen auf die Bedeutung von persönlichen Objekten verwiesen, die zwischen einer Person und ihrer sozialen Umwelt vermitteln (vgl. 2.3.1). Dabei wurden Praktiken vorgestellt, die einen Bezug zu Formen der Selbstpräsentation und Selbstreflexion aufweisen, sich aber auch um das Sammeln und Reflektieren von Erfahrungen drehen und auf die Personifizierung von Objekten als stellvertretende Interaktionspartner gerichtet sind.

Im Zuge der Mediatisierungsprozesse gewinnen insbesondere portable Medien als persönliche Objekte an Bedeutung. Dabei lässt sich die doppelte Artikulation

von Medien als eine Form der Medienaneignung heranziehen, bei der nicht nur den medialen Inhalten, sondern auch den Medien als Objekten eine sozial verhandelte Bedeutung zugeschrieben wird (vgl. Kapitel 3.2.1). Im Hinblick auf digitale Medien, so wurde weiter argumentiert, sind diese Aneignungspraktiken als kontextuelle Arrangements zu verstehen, mit denen soziale Beziehungen auf andere Weise ausgehandelt werden, als dies etwa beim Fernsehen der Fall war.

Im Folgenden werden nun diese theoretischen Erkenntnisse zu persönlichen Objekten und zur doppelten Artikulation bei der Aneignung digitaler Medien auf das Mobiltelefon als persönliches Medium bezogen. Die Ergebnisse der Langzeitstudie liefern dafür die empirische Basis und lassen deutlich werden, dass das eigene Handy nicht nur vielfältige und flexible, sondern auch unverzichtbare Bezugspunkte für soziale Orientierung und Positionierung liefert. Hierbei lassen sich insgesamt drei zentrale Aneignungsweisen herausarbeiten, die im Folgenden ausführlich vorgestellt werden. Dabei handelt es sich erstens um Personalisierungsprozesse, die an die Aktualität und Ausstattung des eigenen Mobiltelefons gebunden sind, mit der individuellen Gestaltung des persönlichen Mediums einhergehen und in Bezug zu persönlich bedeutsamen Themen und Interessen stehen, die auf dem Handy gebündelt werden. Zweitens ist das Mobiltelefon als persönlicher Alltagsbegleiter relevant, wobei es nicht nur um die funktionale Organisation und Strukturierung des sozialen Alltags geht, sondern auch um das emotional begründete Erleben von Eingebunden-sein. Drittens werden schließlich Praktiken vorgestellt, bei denen es um beziehungsrelevante Verortungen geht. Die kontinuierliche Erreichbarkeit sowie das Aushandeln der eigenen Position im Beziehungsnetz und die Dokumentation und Reflexion von Beziehungserfahrungen spielen dabei eine zentrale Rolle.

Insgesamt bündeln die Jugendlichen über diese Praktiken höchst bedeutsame Kommunikationspotenziale, mit denen sie die Frage nach der eigenen Bedeutsamkeit in ihrem Beziehungsnetz beantworten und über die sie sich selbst als sozial integrierte Persönlichkeiten konstituieren. In diesem Zusammenhang ist auch davon auszugehen, dass sich langfristig Sozialisationsprozesse verändern, weil die dafür grundlegenden Prozesse der Perspektivenübernahme und des gedanklichen aufeinander Beziehs zunehmend mit dem Mobiltelefon als persönliches Medium beantwortet werden.

5.2.1 Personalisierungsprozesse

Die auf das Mobiltelefon bezogenen Personalisierungsprozesse der Jugendlichen aus der Langzeitstudie lassen deutlich werden, wie sich persönliche Gestaltungsweisen mit beziehungsrelevanten Überlegungen verschränken. Darüber

bündeln die Mädchen und Jungen Kommunikationspotenziale, die für die Persönlichkeitsentwicklung ebenso bedeutsam sind wie für das Erleben von sozialer Integration.

Im Folgenden werden diese Personalisierungsprozesse entlang drei zentraler Praktiken beschrieben. Dabei handelt es sich a) um das persönliche Verhältnis zum eigenen Mobiltelefon, das sich über die Aktualität sowie das Design und die Ausstattung des Mediums konstituiert. Des Weiteren findet b) eine individuelle Gestaltung des Mobiltelefons statt und es werden c) persönlich bedeutsame Themen und Interessen auf dem Mobiltelefon gebündelt.

a) Das persönliche Verhältnis zum Mobiltelefon

Wie wichtig den untersuchten Jugendlichen ihr Handy ist und ob sie sich damit identifizieren können, hängt maßgeblich davon ab, welche Voraussetzungen es für das Erleben von Integration im sozialen Beziehungsnetz mitbringt. Dabei spielt einmal das Handymodell selbst eine Rolle, aber auch die Frage, wie neu das Modell ist und ob man sich damit im Beziehungsnetz und insbesondere in den Freundschafts- und Peer-Beziehungen präsentieren kann. Außerdem geht es um konkrete Funktionen des Mobiltelefons und hierbei vor allem um die Foto- und Videofunktion sowie die Infrarot- und Bluetooth-Funktion. Entlang dieser Kriterien haben die untersuchten Mädchen und Jungen ein persönliches und emotional aufgeladenes Verhältnis zu ihrem Mobiltelefon entwickelt, das durch sehr positive, aber auch höchst negative Zuschreibungen gekennzeichnet ist. Während sechs der Jugendlichen ihr Handy mögen und damit zufrieden sind, lehnen die drei anderen ihre Mobiltelefone ab, können sich mit deren Unzulänglichkeit kaum abfinden und verbinden große Hoffnungen mit dem Erwerb neuer Modelle.

Zu den sechs Jugendlichen, die mit ihrem Mobiltelefon zufrieden sind, gehören zwei Mädchen aus der jüngeren und zwei Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe sowie alle Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe. Sie mögen ihre Handys, weil das Design zu ihrer Persönlichkeit passt und weil die Mobiltelefone mit aktuellen Multimediafunktionen ausgestattet sind. Beispielsweise mag die 13-jährige Tabea ihr Handy, weil es eine ansprechende Optik hat und weil es nach ihrer Aussage „kein Loser-Handy“⁶⁴ ist. Sie verfügt über ein aktuelles Mobiltelefon mit einer hochauflösenden Kamera und einer Bluetooth-Schnittstelle. Ähnlich zufrieden ist die 16-jährige Lara mit ihrem Multimediahandy. Sie zeigt sich gern damit und lässt das Mobiltelefon selbst dann nicht zu Hause, wenn der Akku (fast) leer ist. Ebenso ist für den 16-jährigen Manuel sein Handy

⁶⁴ Vgl. Tabea, 13 Jahre, Gruppeninterview vom 01.02.2007.

das wichtigste Medium überhaupt. Kurz vor Beginn des Erhebungszeitraumes entscheidet sich der Jugendliche für den Kauf eines aktuellen Modells, das außer ihm noch niemand im Beziehungsnetz besitzt. Davon abgesehen, dass ihm das Design dieses Mobiltelefons sehr gut gefällt, verfügte es über die, zu diesem Zeitpunkt beste Kamera auf dem Markt, hat einen integrierten MP3-Player sowie eine große Speicherkarte und eine Bluetooth-Schnittstelle. Diese Funktionen sind für Manuel neben der Telefon- und SMS-Funktion am wichtigsten, während der Anrufbeantworter zu den Funktionen gehört, die nach seiner Auffassung unbedeutend sind. Im Verlauf des Erhebungszeitraumes wandelt sich diese Begeisterung für sein persönliches Medium in eine eher zufriedenstellende Akzeptanz, die mit einer Orientierung an neueren Modellen verbunden ist.

Im Unterschied zu diesen positiven Bewertungen vertreten drei der untersuchten Mädchen eine eher negative Auffassung von ihrem Handy. Sie sind mit Design und Ausstattung unzufrieden und fühlen sich im Kontext beziehungsrelevanter Kommunikationspraktiken immer wieder benachteiligt und ausgegrenzt. So hasst die 13-jährige Katja ihr Handy und will sich damit am liebsten nicht mehr öffentlich zeigen, weil es über keinerlei Multimediafunktionen verfügt und noch nicht einmal mit einem Farbdisplay ausgestattet ist. Ihr sehnlichster Wunsch ist ein neues Mobiltelefon, mit dem sie an allen kommunikativen Praktiken in ihren besten Freundschaften und im Beziehungsnetz generell teilhaben kann. Die 16-jährige Juliane ist unzufrieden mit ihrem Handy, weil immer wieder Funktionsfehler auftreten und zudem die bei allen beliebten Multimediaoptionen fehlen. Vor diesem Hintergrund kauft sie sich von ihren Ersparnissen ein preisgünstiges Mobiltelefon, das optisch und funktional gut zu ihr passt. Vor allem in den ersten Tagen und Wochen ist sie von ihrem neuen Handy begeistert, entwickelt einen emotionalen Bezug zu dem Gerät und ist deshalb nur ungern bereit, an der Intervention teilzunehmen:

„Du hast ja am meisten gezögert. Kannst du noch mal sagen, wieso? Ja, weil ich mein Handy ganz ganz doll lieb hab und weil es noch neu war. (Juliane) Was ist denn das für ein Unterschied, ob es noch neu ist oder nicht? (Interviewerin) Na ja, dann ist es noch besonders. Dann schmeißt man es nicht einfach in die Tasche, sondern legt es rein. Und so was halt. (Juliane) [...] Dann hast du geschrieben, du findest dein Handy ganz schön? (Interviewerin) Ganz toll ist das. Ich mag mein Handy. Das ist toll.“ (Juliane, 16 Jahre, Einzelinterview vom 19.02.2007)

Schließlich wünscht sich Liliane (15 Jahre) überhaupt erst einmal ein eigenes Mobiltelefon. Bis Dezember 2006 teilt sie sich ein Gerät mit ihrer Mutter und hätte gern ein Multimediahandy, das die vollständige Integration in das Bezie-

hungsnetz ermöglichen soll. Als ihr dieser Wunsch zu Weihnachten erfüllt wird, ist die Freude getrübt. Während das neue Mobiltelefon über eine Kamerafunktion verfügt, fehlen Videofunktion sowie Bluetooth- und Infrarot-Schnittstelle. Die Jugendliche ist maßlos enttäuscht und entwickelt ein ambivalentes und emotional sehr aufgeladenes Verhältnis zu ihrem Mobiltelefon. Einerseits ist sie froh, dass sie überhaupt ein eigenes Handy hat und nun endlich ganz privat Kurznachrichten schreiben und individuell telefonieren kann. Sie gibt ihrem Mobiltelefon sogar einen Namen und findet, dass sie jetzt mehr als vorher dazugehört. Andererseits hasst sie ihr neues Handy, ist wütend und unglücklich darüber, dass die erhofften beziehungsintegrierenden Funktionen nur eingeschränkt vorhanden sind. Nach wie vor fühlt sie sich benachteiligt und ausgegrenzt. Frustriert lässt sie das Mobiltelefon zu Hause liegen und spielt immer wieder mit dem Gedanken, sich doch noch selbst das eigene Wunschhandy zu kaufen.

Sowohl die positiv als auch negativ besetzten Aussagen der untersuchten Jugendlichen knüpfen an die im theoretischen Teil erläuterten Prozesse der Perspektivenübernahme an und verweisen auf die Bedeutung des Mobiltelefons als persönliches Objekt für die Sicht auf die eigene Person (vgl. Kapitel 2.2.1, Kapitel 2.3.1). Das heißt, wie zufrieden die Mädchen und Jungen mit ihrem Handy als persönliches Medium sind und inwiefern sie sich damit identifizieren können, hängt maßgeblich davon ab, ob es den Maßstäben genügt, die im Beziehungsnetz gelten und welche Kommunikationspotenziale es für die Integration in soziale Gefüge bereit hält. Dabei geht es nicht nur um funktionale Argumentationen, sondern um höchst emotionale Bewertungen. Gleichzeitig ist die Zufriedenheit mit dem eigenen Mobiltelefon ein Zustand von kurzer Dauer, insofern immer wieder neue Modelle auf den Markt kommen, die das eigene Handy schnell unattraktiv erscheinen lassen.

Wer man sein möchte und wer man für andere ist, wird also maßgeblich über Aktualität, Design und Ausstattung des eigenen Mobiltelefons beantwortet und nimmt Einfluss darauf, wie wohl man sich auf der „Vorderbühne des Lebens“ (vgl. Goffman 1983, Kapitel 2.3.2) fühlt und ob man sich überhaupt dort präsentieren möchte. Für diese Prozesse der Selbstdarstellung ist darüber hinaus die individuelle Gestaltung des Mobiltelefons von Bedeutung.

b) Individuelle Gestaltung des Mobiltelefons

Über die Aneignung des Mobiltelefons als symbolträchtiges Objekt realisieren die untersuchten Jugendlichen nicht nur soziale Zuordnungs- und Abgrenzungsprozesse, sondern bringen auch persönliche Stile und Eigenheiten zum Ausdruck. Bei dieser individuellen Gestaltung werden Praktiken deutlich, die sich auf eine

grundlegende Personalisierung des Mobiltelefons sowie auf regelmäßige Aktualisierungen und Veränderungen beziehen.

Die grundlegende Personalisierung gleicht einem Initiationsritual und schließt sich an den Erwerb eines neuen Mobiltelefons an. Dabei wird dem zunächst noch neutralen Medium über individuelle Einstellungen eine erste persönliche Note verliehen. Beispielsweise personalisiert die 15-jährige Liliane schrittweise ihr neues Mobiltelefon, indem sie ihrem Handy zu allererst einen Namen gibt und im Folgenden von „Lavinia“ redet. Anschließend klickt sie sich durch Menüs, Optionen und Funktionen, richtet eine Pin-Nummer ein und lernt sie auswendig, stellt Uhrzeit und Datum ein, komponiert eine eigene Rufmelodie und entscheidet sich für persönliche Bilder und Sprüche als Displayhintergrund.

Im weiteren Zeitverlauf finden bei Liliane, aber auch bei allen anderen Jugendlichen immer wieder Aktualisierungen und Veränderungen am persönlichen Medium statt. Das bezieht sich vor allem auf die ständig wechselnden Hintergrundbilder sowie auf individuelle Ruftöne und Weckmelodien, aber auch auf schmückende Handyaccessoires, die am Mobiltelefon befestigt werden.

Die Beziehungsnetze der Jugendlichen sind an diesen Prozessen der individuellen Gestaltung in zweierlei Hinsicht beteiligt. Erstens geht es darum, über das persönliche Medium soziale Kohäsion zum Ausdruck zu bringen. So verwenden die Mädchen Fotos von gemeinsamen Erlebnissen mit Freundinnen, Peers oder Partnern als Hintergrundbild. Darüber hinaus sind die Mobiltelefone mit schmückenden Accessoires ausgestattet. Dabei handelt es sich unter anderem um Geschenke von den Eltern oder von potenziellen Partnern, die dann als liebevolle Erinnerung und Trophäe am Handy getragen werden.

Zweitens ist der Personalisierungsprozess darauf gerichtet, sich selbst als unverwechselbare und gleichzeitig sozial integrierte Persönlichkeit zu inszenieren. So benutzen beispielsweise die Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe ihr Mobiltelefon, um damit die bereits erwähnte Begeisterung für die Jugendszene des Hip Hop zu artikulieren und im Beziehungsnetz zum Ausdruck zu bringen (vgl. Kapitel 5.1.5). Sie wählen „coole“ Designs für ihre Handys aus und entscheiden sich für Hintergrundbilder, die Facetten des Hip Hop wiedergeben. Dazu gehören Fotos von Markenlabels, animierte Radkappen oder Fotos von Hip Hop-Stars. Zudem erstellen sie immer wieder neue Klingeltöne von Musiktiteln, für die sie sich aktuell begeistern.

Insgesamt sind diese Personalisierungspraktiken eng mit dem oben beschriebenen, persönlichen Verhältnis zum eigenen Mobiltelefon verbunden und verweisen auf das Zusammenspiel von Individualitätsbestrebungen und Integrationsbemühungen. Indem die Jugendlichen verschiedenste Personalisierungen an ihrem Handy vornehmen, erhält das Medium eine höchst individuelle Note und steht

für die Vorlieben und den Stil seiner Besitzerin bzw. seines Besitzers. Gleichzeitig soll diese individuelle Note aber auch etwas darüber aussagen, wer zu dieser Person gehört und wem sie sich zuordnet. Die in diesem Zusammenhang stattfindenden Selbstpräsentationen und -reflexionen beinhalten also immer eine soziale Komponente und verweisen auch darauf, dass Persönlichkeitsentwicklung heute ein sozialer, kommunikationsbasierter und medial durchdrungener Prozess ist.

c) Persönlich bedeutsame Themen und Interessen

Neben dem persönlichen Verhältnis zum eigenen Mobiltelefon und der individuellen Gestaltung ist bei der Personalisierung von Technik noch eine dritte Ebene von Bedeutung. Dabei handelt es sich um persönlich bedeutsame Themen und Interessen, die auf dem Mobiltelefon gebündelt und vor allem über Musik- und Bilddateien zum Ausdruck gebracht werden.

Vor allem im frühen Verlauf des Erhebungszeitraumes sind die Mädchen und Jungen damit beschäftigt, zahlreiche Animationen, Videoclips und Audiodateien auf ihren Handys zusammenzutragen und verleihen dem Medium damit eine höchst persönliche Note. Dabei erstellen die Jugendlichen selbst Bild- und Audiodateien, laden sich relevantes Material aus dem Internet herunter oder bekommen die Inhalte per Bluetooth aus dem Beziehungsnetz geschickt.

An den konkreten Inhalten lassen sich jugendtypische Vorlieben ablesen, die sich jedoch in ihrer spezifischen Zusammenstellung und Konnotation individuell unterscheiden. So finden sich auf den Mobiltelefonen aller untersuchten Jugendlichen Inhalte, die sich um Beziehungen, Musik, Sexualität und Gewalt⁶⁵ drehen. Innerhalb dieser Themen bewegen sich die Jugendlichen aber auf individuellen Pfaden und bringen so ganz aktuelle Facetten ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck. Beispielsweise möchte die 15-jährige Liliane gern als provokant wahrgenommen werden. Sie ist der Rebell in der Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen, schneidet sich zu Beginn der Erhebung ihre langen Haare ab und trägt lockerlegere Kleidung im Skater-Stil. Auf ihrem Mobiltelefon sammelt sie mit Begeisterung solche Inhalte, die im Hinblick auf zwischenmenschliche Umgangsweisen sowie in Bezug auf Sexualität provozieren. Ihr Hintergrundbild ist während dieser Zeit ein Totenkopf mit der Bildunterschrift „Du nervst, geh sterben!“.⁶⁶ Zudem fotografiert sie sich selbst mit ihrer Handykamera in provokanten Posen (schreiender Gesichtsausdruck). Im Gegensatz dazu geht es dem 16-jährigen Christoph

65 Auf Sexualität und Gewalt wird im Kapitel zur Bedeutung des Mobiltelefons als problematisches Medium noch ausführlicher eingegangen. Vgl. Kapitel 5.3.2.

66 Vgl. Liliane, 15 Jahre, Gruppeninterview vom 01.02.2007.

darum, cool zu sein. Wie bereits erwähnt, begeistert er sich für den Hip Hop und inszeniert sich selbst als coolen Machotypen. Auf seinem Mobiltelefon finden sich zahlreiche Musikdateien von angesagten Stars der Szene, ebenso wie massenhafte Bilder und Videos von schnellen Autos und (halb) nackten Frauen.

Darüber hinaus erstellen, sammeln und speichern die untersuchten Jugendlichen nicht nur (audio-) visuelle Inhalte, sondern tragen auch textbasierte Dokumente zusammen. Neben dem Sammeln von persönlich bedeutsamen Kurznachrichten gehört dazu auch das Anfertigen tagebuchähnlicher Einträge mit Hilfe der Notiz- und SMS-Funktion. Zwei der weiblichen Jugendlichen verfassen immer wieder Einträge, die sich um beziehungsrelevante Erlebnisse drehen, individuelle Gefühlsschwankungen thematisieren, aber auch spaßige Einträge und lustige Anekdoten enthalten. Bei der 16-jährigen Juliane geht es vor allem um partnerschaftliche Erfahrungen, aber auch um positive und negative Erlebnisse in den besten Freundschaftsbeziehungen:

„Du hast geschrieben, dass du Gefühle und wichtige Sachen in dein Handy schreibst, um dich zu erinnern, wie ein Tagebuch. Wie regelmäßig machst du das denn? (Interviewerin) Gar nicht regelmäßig, also ich schreibe nicht jeden Abend was rein. Sondern ich schreibe rein, ja ... wenn irgendwas passiert ist. Oder, zum Beispiel von wann bis wann ich mit Martin zusammen war oder so. (Juliane) Was ist der letzte Eintrag? (Interviewerin) Als ich mich mit Alina und Lara gestritten habe. (Juliane) Also negatives schreibst du auch auf? (Interviewerin) Ja, wenn ich ganz doll wütend bin.“ (Juliane, 16 Jahre, Einzelinterview vom 19.02.2007)

An diesen drei Beispielen erschließt sich erneut die soziale Komponente bei der Aneignung von persönlichen Objekten und den dabei stattfindenden Personalisierungsprozessen. Die untersuchten Mädchen und Jungen tragen auf ihren Mobiltelefonen persönlich bedeutsame Inhalte zusammen, die sich auf Erfahrungen und Erlebnisse in ihrem sozialen Alltag, aber auch auf mediale Vorlieben oder auf Fragen nach der eigenen Sexualität beziehen. Mit Hilfe dieser Materialien bündeln und reflektieren die Jugendlichen Erkenntnisse darüber, was sie interessiert und bewegt, wer sie sind oder sein wollen bzw. was oder wer zu ihnen gehört. Gleichzeitig werden hier die kreativen Potenziale bei der Aneignung digitaler Medien deutlich, insofern beispielsweise die Notiz- und SMS-Funktionen zum Tagebuchschieben verwendet werden.

Insgesamt haben die Ausführungen gezeigt, dass über die Personalisierungsprozesse beziehungsrelevante Kommunikationspotenziale gebündelt werden, die auf die soziale Einbettung von Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsarbeit verweisen. Dabei wird das Mobiltelefon nicht nur als materielles Objekt ange-

eignet, dem ein symbolischer und damit sozial bedeutsamer Wert zugewiesen wird. Es findet auch eine Aneignung von unterschiedlichen Inhalten statt, deren individuelle Bedeutung mit den Beziehungsnetzen der Jugendlichen in Verbindung steht. Über die beschriebene Verwobenheit von individuellen Präsentations- und Reflexionsprozessen mit beziehungsrelevanten Überlegungen und Erfahrungen lässt sich also schlussfolgern, dass die Herausbildung sozialen Handelns und die Entwicklung der Fähigkeit zur Perspektivenübernahme auf vielfältige Weise mit dem Mobiltelefon als persönlichem Objekt verwoben ist und zu einer Veränderung von Sozialisation im Jugendalter beiträgt.

5.2.2 Alltagsbezogene Praktiken

Alltag stellt einen Modus sozialen Handelns dar und liefert gleichzeitig einen Bezugsrahmen, mit dem sich Menschen hinsichtlich ihrer Lebensbedingungen und Bedürfnisse orientieren sowie Veränderungen bewältigen können (vgl. Kapitel 3.1.2). Im Zuge von Mediatisierungsprozessen wird dieser Alltag zunehmend von medialen Inhalten und medienbezogenen Aneignungspraktiken durchdrungen, wobei das Mobiltelefon als persönliches Medium eine herausragende Rolle spielt. Die Ergebnisse der Langzeitstudie verweisen hier auf dichte Ergebnisse, die ohne die methodischen Möglichkeiten von Intervention und Tagesablaufprotokollen so nicht hätten herausgearbeitet werden können. Es wird deutlich, wie grundlegend das Mobiltelefon als persönlicher Alltagsbegleiter mit der Person selbst verbunden ist und wie sehr die Jugendlichen bei ihrer zeitlichen Orientierung im und der terminlichen Strukturierung von Alltag auf ihr Handy angewiesen sind. Sowohl das individuelle, als auch das beziehungsrelevante Handeln werden maßgeblich mit dem Mobiltelefon vorbereitet und gestaltet, sodass von einer umfassenden Mediatisierung alltagsbezogener Kommunikationspraktiken auszugehen ist. Im Folgenden werden diese Praktiken im Einzelnen vorgestellt. Dabei handelt es sich a) um das Mobiltelefon als unverzichtbaren Begleiter im sozialen Alltag und b) um die Organisation und Strukturierung des Alltags mit dem Mobiltelefon. Schließlich werden Praktiken erläutert, die sich c) um die Dokumentation des sozialen Alltags drehen.

a) Unverzichtbarer Begleiter im sozialen Alltag

Zunächst einmal fungiert das Mobiltelefon als unverzichtbarer Begleiter im sozialen Alltag, wobei die darauf bezogenen Praktiken auf eine höchst ritualisierte Aneignung als persönliches Objekt verweisen, das untrennbar mit der Person verbunden ist. So ist das eigene Handy selbstverständlich immer und überall dabei und hat seinen festen Platz an oder zumindest in der Nähe seiner Besitzerin bzw. seines

Besitzers. Zum Beispiel hat Tabea (13 J.) ihr Mobiltelefon grundsätzlich in der rechten Hosentasche ihrer Lieblingsjeans, während Katja (13 J.) ihr Handy immer im Rucksack verstaut, wenn sie unterwegs ist. Im eigenen Zimmer platziert Lara (16 J.) ihr persönliches Medium immer auf dem Tisch neben dem Bett ab, während Alina (16 J.) ihr Handy nachts unter ihr Kopfkissen legt.

Darüber hinaus haben Auflade- und Aktualisierungsrituale wie das tägliche Zähneputzen ihren festen Platz im Tagesablauf. So werden täglich vor dem Zubettgehen die Weckfunktionen geprüft und morgens während des Waschens der Handy-Akku aufgeladen. Zudem sorgen der im Tagesverlauf immer wieder stattfindende und nahezu reflexartige Griff zum und Blick auf das eigene Mobiltelefon für ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit – dass man alles und jeden bei sich hat. Auch wenn die Jugendlichen keine Anrufe oder Kurznachrichten erwarten, nehmen sie ihr persönliches Medium immer wieder in die Hand, werfen einen kurzen Blick darauf und legen es dann an die gewohnte Stelle zurück.

Wie routiniert diese Praktiken verlaufen und wie bedeutsam sie für das sichere Bewegen im sozialen Alltag sind, zeigen die Ergebnisse der Intervention. Vor allem in den ersten Tagen ohne ihr Handy vergessen die Jugendlichen immer wieder, dass sie gerade kein Mobiltelefon dabei haben. Automatisch greifen sie in ihre leeren Hosentaschen oder suchen in Rucksäcken danach. Sie vermissen ihren Alltagsbegleiter und bringen die damit verbundenen Gedanken und Emotionen in den Interviews und Tagebuchprotokollen mehrfach zum Ausdruck:

„Und abends habe ich dann mein Handy wirklich vermisst. Ich weiß nicht. Das war so wie – du hast irgendwas vergessen. Irgendwas fehlt. Was ist es denn? Dein Handy! Wo ist mein Handy??!! Da wollte ich schon zum Telefon greifen und mich selbst anrufen und dann ist es mir eingefallen. [...]“ (Juliane, 16 Jahre, Einzelinterview vom 19.02.2007)

*„Was hat dich bisher am meisten genervt, weil du kein Handy hast? (Narrationsanreiz Intervention) Mich hat genervt, dass immer was beim Einpacken gefehlt hat. Und das tägliche drauf gucken nicht mehr war. [...] 5.4.2007, 16.15 Uhr: Ein leeres Gefühl in meiner linken Hosentasche. 19:01 Uhr: Fahr jetzt mit meiner Mutti nach Leipzig. Ich glaub ich hab irgendwas vergessen! Ah! Genau! Mein Handy. Ach nein, das ist ja bei Iren. *Sich verloren fühl. Mist* [...]“* (Liliane, 15 Jahre, Tagebuchprotokoll vom 08.04. und Notizen vom 05.04.2007)

Hier wird greifbar, wie eng das Mobiltelefon als persönliches Medium an seine Besitzerinnen und Besitzer gebunden ist und wie ritualisiert die darauf bezogenen, alltagsbegleitenden Praktiken betrieben werden. Dabei geht es keineswegs nur

um das funktionale Herumtragen und Pflegen des Mobiltelefons, sondern um Aneignungsweisen, die im Tagesverlauf strukturierende Sicherheit schaffen und flexible Orientierung bieten.

Darüber hinaus begleitet das Mobiltelefon den Alltag nicht nur als persönliches Objekt, sondern fungiert über die gespeicherten Inhalte als Lückenfüller und Unterhalter bei verschiedenen Aktivitäten. So lesen sich die Jugendlichen immer wieder gern gespeicherte Kurznachrichten durch, personalisieren Rufnummern oder schauen sich Fotos und Videos an. Warum die Mädchen und Jungen ihr persönliches Medium als Unterhalter und Lückenfüller verwenden, begründen sie mit der immer wieder aufkommenden Langeweile im Tagesverlauf. Dabei gelten vor allem solche Situationen als langweilig, in denen die Jugendlichen auf etwas (einen Termin oder einen Bus) oder jemanden (eine Freundin oder einen Freund) warten und in denen sie allein, also ohne ihre Beziehungen, sind. Dementsprechend sorgt die Beschäftigung mit den im Mobiltelefon gespeicherten Inhalten dafür, dass sich die Mädchen und Jungen nicht allein fühlen und sich auf diese Weise mit ihrem Beziehungsnetz umgeben können.

Sowohl diese beziehungsmodellierenden Praktiken als auch die zuvor beschriebenen Formen des Herumtragens und Pflegens des Mobiltelefons deuten auf einen Wandel des sozialen Alltags von Jugendlichen hin. Indem das eigene Handy den gesamten Tag begleitet und dafür sorgt, dass sich die Mädchen und Jungen sozial integriert und unterhalten fühlen, schafft es einen selbstverständlichen Bezugspunkt für soziales Handeln. Wie unverzichtbar das persönliche Medium darüber hinaus für zeitliche Orientierung und terminliche Strukturierung ist, zeigen die folgenden Erläuterungen.

b) Organisation und Strukturierung des sozialen Alltags

Die alltagsorganisierenden und strukturierenden Praktiken verweisen auf die Aneignung der Uhr- und Weckfunktion sowie der Kalender- und Erinnerungsfunktion des Mobiltelefons. Wie die meisten Jugendlichen, verfügen auch die untersuchten Mädchen und Jungen über keine Armbanduhr und Wecker und, bis auf das Hausaufgabenheft, auch über keine Terminplaner. Folglich verlassen sie sich bei sämtlichen organisatorischen Belangen auf ihr persönliches Medium. Bei Tagesbeginn werden die untersuchten Jugendlichen von ihrem Mobiltelefon geweckt und der immer wieder auf die Uhreanzeige gerichtete Blick sorgt dafür, dass die Mädchen und Jungen das Haus zur rechten Zeit verlassen und pünktlich öffentliche Verkehrsmittel erreichen, um zur Schule zu gelangen. Auch im Tagesverlauf wird das eigene Handy permanent zur zeitlichen Orientierung und Rückversicherung benutzt. Darüber hinaus erinnert es an vereinbarte Treffen, ruft Termine beim Arzt in Gedächtnis und mahnt häusliche Verpflichtungen an.

Wie alternativlos und unverzichtbar das Mobiltelefon als strukturierender Bezugspunkt im Alltagshandeln ist, zeigen auch hier die Erkenntnisse der Intervention. Die Mädchen der jüngeren und älteren Freundschaftsgruppe erleben das Fehlen der Uhr- und Terminfunktionen als drastischen Einschnitt in ihr Alltagshandeln, der mit persönlichen und sozialen Konsequenzen verbunden ist. Erstens gelingt es den Jugendlichen kaum noch, sich dahin gehend zu orientieren, um welches Datum es sich an einem bestimmten Tag handelt und wie spät es gerade ist. Bereits wenige Minuten nach Beginn der Intervention vermerken zwei der Jugendlichen auf ihren Notizzetteln⁶⁷, dass ihnen die Uhr fehlt. Da die Mädchen keine Armbanduhren tragen, beginnen sie in den folgenden Tagen nach abgelegten Uhren und alten Weckern zu suchen, um so das Fehlen der Handys zu kompensieren und die Organisation ihres Alltags aufrechtzuerhalten. Dass diese Notlösungen nur sehr eingeschränkt funktionieren, belegen weit mehr als einhundert Interviewaussagen, Tagebucheinträge und Notizen, in denen die Mädchen von Gefühlen der Hilflosigkeit, Orientierungslosigkeit und Unsicherheit berichten. Sie sind frustriert, gestresst und betonen immer wieder, dass sie auf keinen Fall dauerhaft auf ihr Mobiltelefon verzichten könnten. Die folgende Auswahl an Zitaten veranschaulicht diese Wahrnehmungen und Bewertungen:

„Ich frag mich die ganze Zeit, wie ich es schaffen soll Bus/Bahn zu fahren, wenn ich keine Ahnung hab, wann der Bus/die Bahn kommt, weil ich keine Uhr mehr hab. Irgendwie fühl ich mich voll hilflos!“ (Katja, 13 Jahre, Tagebucheintrag vom 05. 04. 2007)

„Nachdem wir von Iren rausgekommen sind wollten wir die Uhrzeit wissen > das erste Mal geärgert (Handy = Uhr). Gut dass Liliane eine Uhr hatte, komisches Gefühl ohne Handy.“ (Tabea, 13 Jahre, Notiz kurz nach der Handyabgabe am 05. 04. 2007)

„Am meisten hat mir die Uhr gefehlt. Das kann eine Armbanduhr auch nicht ersetzen, die hat mich gestört irgendwie. Dass ist wie was, was da halt einfach nicht hin gehört. Genauso wie wenn ich große Ohrringe drin habe, die stören immer.“ (Juliane, 16 Jahre, Einzelinterview vom 19. 02. 2007)

In engem Zusammenhang mit dem Verlust der zeitlichen Orientierung steht das Versäumen von alltäglichen Terminen, Verpflichtungen und persönlichen Angelegenheiten. Alle Jugendlichen haben große Probleme mit dem morgendlichen Aufstehen zu einer bestimmten Uhrzeit sowie mit dem pünktlichen Erreichen

der Schule zu Unterrichtsbeginn. Eine der jüngeren Jugendlichen vergisst, ihre Kakteen zu gießen, weil sie von ihrem Handy nicht mehr daran erinnert wird. Die älteren Mädchen versäumen die tägliche Einnahme der Antibaby-Pille. Auch wenn sich die Jugendlichen mit klassischen Weckern oder Armbanduhren ausrüsten, Notizzettel hinterlegen sowie ihre Eltern und Freundinnen beauftragen, sie an Zeiten, Termine und Verpflichtungen zu erinnern, kommt es immer wieder zu Versäumnissen und Irritationen.

Insgesamt lassen diese Erkenntnisse zwei Schlussfolgerungen zu. Erstens wird deutlich, dass sich über das Mobiltelefon als persönliches Medium ein unverzichtbarer Orientierungsrahmen für das individuelle Alltagshandeln der untersuchten Jugendlichen konstituiert. Zweitens steht dieses individuelle Handeln in Verbindung mit den sozialen Aktivitäten und Verpflichtungen der Jugendlichen. Denn das Koordinieren und Einhalten von Verabredungen und Terminen wird nahezu alternativlos mit dem eigenen Handy realisiert und schafft so die Voraussetzung für eine gelingende Teilhabe an Beziehungen. Folglich liefert das Mobiltelefon auch eine grundlegend bedeutsame Voraussetzung für eine gelingende Kommunikationspraxis in den Beziehungsnetzen der Jugendlichen. Dabei geht es nicht nur um die funktionale Koordination des Alltags, sondern auch um das emotionale Erleben von Orientierungssicherheit und Zuverlässigkeit.

c) Dokumentieren des sozialen Alltags

Neben der Bedeutung des Mobiltelefons als Alltagsbegleiter und als Organisationsmedium ist es für die untersuchten Jugendlichen schließlich drittens von Bedeutung, um alltägliche und besondere Facetten ihres sozialen Alltags zu dokumentieren.

Einmal benutzen die Mädchen und Jungen die Kamera- oder Videofunktion ihres Mobiltelefons, um ganz alltägliche Objekte und Situationen festzuhalten und in ihrem persönlichen Medium aufzubewahren. So fotografiert die 13-jährige Rebekka ihr eigenes Zimmer vor und nach dem Aufräumen oder dokumentiert Kritzeleien auf der Schulbank sowie Graffiti, die ihr auf dem täglichen Schulweg ins Auge fallen. Zwei Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe begeistern sich für Klappräder und fotografieren ihre eigenen Fahrräder, aber auch andere Modelle, die sie bei Ausflügen entdecken. Einer der männlichen Jugendlichen fotografiert Turnschuhe, die er beim Shoppen gefunden hat und die er gern besitzen würde. Darüber hinaus halten die untersuchten Jugendlichen nicht nur alltägliche, sondern auch besondere Ereignisse mit der Handycamera fest. Dazu gehören unter anderem der Besuch eines Fußballspiels, einer Kinofilm Premiere oder eines Musikkonzerts sowie besondere Naturschauspiele, die sich in der näheren Umgebung der Jugendlichen ereignen.

⁶⁷ Während der Intervention waren die Jugendlichen nicht nur angehalten, offene Fragen aus den Tagebuchprotokollen zu beantworten, sondern konnten auch freie Notizen anfertigen. Vgl. Kapitel 4.2.

Die Zielrichtung dieser Praktiken verweist einmal auf die persönlich bedeutsamen Themen und Interessen, die bereits bei den Personalisierungsprozessen beschrieben wurden (vgl. Kapitel 5.2.1). Das heißt, in den Foto- und Videodokumenten der untersuchten Jugendlichen spiegeln sich immer auch persönliche Präferenzen, Fokussierungen und Blickwinkel wider, die hier einen Bezug zum Alltag der Jugendlichen aufweisen und auf dem persönlichen Medium gebündelt werden. Zudem spielt die oben erläuterte Aneignung des Mobiltelefons als Alltagsbegleiter und die dabei erwähnten langweiligen Situationen eine Rolle. Wenn die Mädchen und Jungen allein unterwegs sind oder Wartesituationen überbrücken müssen, schauen sie sich auch die alltagsbezogenen Dokumente an und erinnern sich an damit verbundene Erlebnisse und Emotionen. Darüber hinaus werden die Fotos und Videos auch für die Gestaltung von Beziehungen relevant, insofern die Jugendlichen diese Inhalte beispielsweise als Gesprächsanlass verwenden. In Bezug auf den Wandel von sozialem Alltag im Rahmen von Mediatisierungsprozessen ist also davon auszugehen, dass nicht nur traditionelle Medien wie das Fernsehen einen zunehmende thematische Alltagsorientierung aufweisen (vgl. Kapitel 3.1.2), sondern vor allem neue mediale Aneignungsweisen entstehen, mit denen Jugendliche ihre persönlichen und sozialen Bedürfnisse befriedigen. Dabei werden digitale Medien wie das Mobiltelefon mit Alltagsdokumenten personalisiert, die dann wiederum in sozialen Situationen von Bedeutung sein können.

Insgesamt ist das Mobiltelefon als persönliches Medium auf grundlegende Weise mit der Gestaltung des Alltags von Jugendlichen verwoben. Die in diesem Zusammenhang stattfindenden Aneignungspraktiken sind auf das individuelle Alltagshandeln gerichtet und bündeln darüber hinaus Kommunikationspotenziale, die Beziehungssituationen ermöglichen und simulieren. Über das Mobiltelefon konstituieren sich also strukturgebende Orientierungspunkte und beziehungsrelevante Handlungsbezüge im Alltag, deren Störung oder Verlust kaum zu kompensieren ist und mit dem Erleben von Ohnmacht und Desintegration einhergeht.

5.2.3 Beziehungsrelevante Verortungen

„Ohne Handy ist man (Assoziationsanreiz): Unerreichbar. Von der Zivilisation abgeschnitten [...].“ (Rebeka, 13 Jahre, Einzelinterview vom 20.04.2007)

Diese Aussage eines Mädchens aus der jüngeren Freundschaftsgruppe verdeutlicht, wie bedeutsam das Mobiltelefon ist, um Kommunikationspotenziale zu bündeln, die als Voraussetzung für die Teilhabe an sozialen Beziehungen un-

verzichtbar sind. Ohne ihr persönliches Medium, so werden die folgenden Erläuterungen zeigen, können die Jugendlichen der Langzeitstudie weder von anderen erreicht werden, noch ist es ihnen möglich, selbst den Kontakt zu verschiedenen Personen im Beziehungsnetz herzustellen. Bei dieser potenziellen Erreichbarkeit geht es keineswegs nur um funktionale Aspekte des flexiblen Kontaktierens, sondern auch um das Aushandeln der persönlichen Bedeutsamkeit in sozialen Gefügen. Welchen Status sie in ihrem Beziehungsnetz genießen, lesen die Mädchen und Jungen vor allem am Umfang der gespeicherten Handynummern und an den eingehenden Kontaktversuchen in ihren Mobiltelefonen ab. Darüber hinaus bewahren die Jugendlichen in ihrem Mobiltelefon beziehungsrelevante Dokumente auf, mit Hilfe derer sie Reflexionsprozesse vorantreiben und die sie vor fremden Blicken beschützen.

Welche beziehungsrelevanten Verortungen möglich sind, hängt maßgeblich davon ab, welche Kommunikationspotenziale überhaupt auf dem Mobiltelefon als persönliches Medium gespeichert sind, inwieweit sich ein kontinuierlicher Zugang zu diesen Potenzialen sicherstellen lässt und welche Möglichkeiten sich bieten, um in Beziehungssituationen entstandene Dokumente aufzubewahren.

Vor diesem Hintergrund werden nun drei zentrale Praktiken beschrieben, die diese Verortungen sichtbar machen. Dazu gehört a) das Sammeln, Speichern und Weitergeben von Handynummern sowie b) die Bedeutung von Kontaktlisten und Kontaktversuchen als Maßstab für den individuellen Status im Beziehungsnetz. Schließlich werden Praktiken vorgestellt, die sich auf das Dokumentieren von Beziehungssituationen sowie auf dabei stattfindende Reflexions- und Kontrollprozesse beziehen (c).

a) Sammeln, Speichern und Weitergeben von Handynummern

Mit Blick auf das Sammeln, Speichern und Weitergeben von Handynummern stellt das permanente Vorhandensein des eigenen Mobiltelefons eine grundlegende Voraussetzung dar, um solche Praktiken zu realisieren, die auf die Erreichbarkeit im Beziehungsnetz gerichtet sind. Das Aktivieren der Lautlos-Funktion sowie das Ausschalten des eigenen Handys kommen nur zeitlich begrenzt und in besonderen Ausnahmesituationen in Frage, beispielsweise wenn die Mädchen und Jungen den Kontaktversuchen des (potenziellen) Partners bzw. der Partnerin aus dem Weg gehen wollen. Davon abgesehen sind bei der Absicherung von Erreichbarkeit zwei Praktiken von Bedeutung, die darüber hinaus auf alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede verweisen.

Einmal spielt das Sammeln und Speichern von Handynummern eine wichtige Rolle für die Erreichbarkeit, wobei sich in den Mobiltelefonen der Jugendlichen der Umfang und die Vielfalt des Beziehungsnetzes widerspiegeln. Bei den ge-

speicherten Kontakten handelt es sich um die Handy- und Festnetznummern der besten Freundinnen und Freunde sowie um die Nummern verschiedener Familienmitglieder. Zudem haben sie die Kontakte sämtlicher Peers zusammengetragen. Auch die Nummern solcher Peers, für die man sich begeistert, die man aber niemals anrufen würde oder aber, die man überhaupt nicht mag, sind im persönlichen Medium abgelegt. Auf diese Weise ist es möglich, deren potenzielle Kontaktversuche sofort zu identifizieren und gegebenenfalls zu blockieren. Zudem speichert eines der jüngeren Mädchen die Nummern von unbekanntem Anrufern und personalisiert sie mit Fantasienamen, um so den Umfang ihrer Kontaktliste zu vergrößern. Die Frage nach den wichtigsten Nummern beantworten die Jugendlichen mit den für sie bedeutsamsten Personen im Beziehungsnetz. Dazu gehören an erster Stelle die Kontakte der besten Freundinnen und Freunde, gefolgt von den Nummern der Eltern sowie aktuellen Partnerinnen und Partnern. Darüber hinaus erwähnen die Mädchen und Jungen die Handynummern einzelner Peers als durchaus wichtig.

Mit Blick auf altersspezifische Unterschiede wird deutlich, dass die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe vor allem zu Beginn des Erhebungszeitraumes intensiv damit beschäftigt sind, so viele Nummern wie möglich in ihrem Mobiltelefon zusammenzutragen, während die Jugendlichen aus den älteren Freundschaftsgruppen bereits über umfangreiche Kontaktlisten verfügen. So hat die 15-jährige Liliane 37 Kontakte gespeichert, während der 16-jährige Manuel bereits über etwa 500 Nummern verfügt. Zudem sind die älteren Jugendlichen an Handynummern von Personen des anderen Geschlechts interessiert. Dabei agieren die Mädchen eher als „Sammler“, tragen sämtliche Nummern zusammen und bewahren selbst die Kontaktdaten des Ex-Freundes in ihrem persönlichen Medium auf. Demgegenüber sind die Jungen eher als „Jäger“ aktiv und behandeln die eingesammelten weiblichen Kontakte als Trophäen, mit denen sie ihre eigene Beliebtheit testen und im Mobiltelefon abbilden können:

„Früher habe ich Eishockey gespielt, da habe ich mir beim Freilaufen immer Nummern geholt. Da musste ich dann hinschreiben, Julia Eishalle oder so was. Sonst wusste ich nicht mehr, wer Julia ist, weil ich noch andere kannte aus meiner Klasse.“ (Manuel, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 13.09.2006)

Abgesehen vom Zusammentragen der Handynummern potenzieller Partnerinnen wird hier deutlich, dass die Jugendlichen ihre Kontaktlisten liebevoll pflegen, indem sie neue Nummern hinzufügen, sie mittels Ruf- oder Spitznamen personalisieren und zusätzliche Fotos oder Notizen ergänzen. Nur sehr selten werden gespeicherte Kontakte gelöscht. So behält der 16-jährige Christoph auch solche Nummern, bei denen er bereits vergessen hat, um wen es sich bei der dazu-

gehörenden Person eigentlich handelt. Dennoch vertritt er die Meinung, dass derartige Kontaktdaten noch einmal wichtig werden könnten und deshalb nicht gelöscht werden sollten.

Im Zeitverlauf wandelt sich dieses generelle Zusammentragen in eher selektiv und pragmatisch ausgerichtete Praktiken. Vor allem die älteren Jugendlichen speichern nur noch dann neue Handynummern, wenn sie wirklich an einer Beziehung interessiert sind. Zudem löschen sie immer wieder Kontakte von Personen, die sie noch nie angerufen haben oder an die sie sich nicht mehr erinnern können.

Neben dem Sammeln und Speichern der Handynummern von anderen Personen stellen die untersuchten Jugendlichen sicher, dass sie selbst für andere erreichbar sind und geben ihre eigenen Handynummern weiter. Weil sie diese persönliche Nummer zumeist nicht auswendig wissen, haben die Mädchen und Jungen auch ihre eigenen Kontaktdaten im Mobiltelefon abgelegt. Über mündliches Weitersagen, aber auch über Anklingel-Aktionen oder per Chatgespräch verbreiten sie ihre Nummern im Beziehungsnetz. Dabei gehen die Mädchen und Jungen selektiver vor als beim Einsammeln von Handynummern und überlegen sich genauer, von wem sie erreicht werden wollen (beste Freundinnen und wichtige Peers) oder müssen (Eltern) und vom wem nicht.

Insbesondere die männlichen Jugendlichen sind mit Blick auf das andere Geschlecht vorsichtig oder gar misstrauisch geworden. Die Jungen berichten von Vertrauensbrüchen und intriganten Aktionen der weiblichen Peers aus dem Beziehungsnetz. Diese Mädchen hatten nicht nur die Nummern der beiden Jungen ungefragt an andere Personen weitergegeben, sondern darüber hinaus versucht, die beiden besten Freunde gegeneinander auszuspielen. Entlang dieser Erfahrungen denken die Jugendlichen aus der männlichen Freundschaftsgruppe genau darüber nach, wem sie ihre Handynummer zukommen lassen und damit auch ein Stück ihrer Privatheit aufgeben.

Die Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe agieren ähnlich distanziert, wenn es um potenzielle Partner geht, an denen sie kein Interesse (mehr) haben. Beispielsweise teilt die 16-jährige Juliane ihrem aktuellen Freund nicht mit, dass sie eine neue Handynummer hat und hofft so, dass sich die Kommunikation miteinander und damit auch die Beziehung im Sande verläuft. Ähnlich agiert Lara (16 J.), die einem interessierten Jungen ihre Handynummer vorenthält und damit ein eindeutiges Zeichen setzt.

Insgesamt ist sowohl das Einsammeln von Handynummern als auch das (Nicht-)Weitergeben der eigenen Kontaktdaten von grundlegender Bedeutung, um Praktiken zu realisieren, die sich um die Erreichbarkeit und damit um die Voraussetzung für beziehungsrelevante Aushandlungen drehen. Hierbei belegen die Ergebnisse

aus der Intervention eindrucksvoll, dass den Jugendlichen ohne ihr persönliches Medium auch der Schlüssel zum Beziehungsnetz fehlt. Die jüngeren und älteren Mädchen haben die Mobiltelefon- und Festnetznummern ihrer besten Freundinnen, Peers, Partner und Familienangehörigen sowie die eigene Mobiltelefonnummer ausschließlich im Handy gespeichert und sind demzufolge kaum mehr in der Lage, sich Zugang zu diesen Beziehungen zu verschaffen. Über andere Personen und mit Hilfe von Notizbüchlein versuchen sie, an wichtige Telefonnummern und die eigenen Kontaktdaten heranzukommen.

Sowohl diese Praktiken als auch die zuvor erläuterten Ergebnisse zum Sammeln, Speichern und Weitergeben von Handynummern zeigen, dass das Mobiltelefon die zentralen Voraussetzungen für die Teilhabe am Beziehungsnetz schafft. Die im persönlichen Medium zusammengetragenen Kontaktdaten fungieren als Schlüssel, mit dem die Jugendlichen entscheiden, zu wem sie möglicherweise Kontakt aufnehmen oder wem sie den Kontakt verwehren. Insgesamt geht es dabei weniger um die tatsächliche Umsetzung von mediatisierter interpersonaler Kommunikation, sondern vor allem um das Bündeln der Möglichkeiten dafür. Während also die Jugendlichen selbst flexibel entscheiden können, ob, wann und wie sie jemanden erreichen, gehen sie bei der Weitergabe der eigenen Handynummer differenzierter vor. Indem sie nicht zwangsläufig jeder und jedem die eigene Nummer überlassen, behalten sie die kommunikativen Fäden für die potenzielle Kontaktaufnahmen und beziehungsrelevante Aushandlungen in der Hand.

b) Maßstab für den eigenen Status im Beziehungsnetz

Für die untersuchten Jugendlichen spielt die Frage der Erreichbarkeit nicht nur eine Rolle als Voraussetzung und Potenzial für eine sich anschließende Kommunikationspraxis. Sie ist darüber hinaus als Maßstab für das Erleben von sozialer Integration höchst bedeutsam. Wie wichtig bin ich in meinem Beziehungsnetz? Diese Frage stellen sich die Mädchen und Jungen und beantworten sie mit Hilfe ihrer Kontaktlisten sowie der im persönlichen Medium eingehenden Kontaktversuche.

Erstens sind die eben schon beschriebenen Kontaktlisten von Bedeutung. Wichtig ist nach Auffassung der Jugendlichen, wer über umfangreiche Listen mit gespeicherten Rufnummern verfügt und potenziell viele Personen erreichen kann. Folglich sind die Mädchen und Jungen bemüht, zahlreiche Nummern in ihrem Handy zusammenzutragen, damit ihren Status im Beziehungsnetz zu festigen und ihr soziales Wohlbefinden zu stärken. So durchforstet und aktualisiert die 13-jährige Katja regelmäßig ihre Kontaktlisten, führt sich dabei ihre (potenziellen) Beziehungen vor Augen und sichert so ihr Erleben von sozialer Integration. Der

16-jährige Manuel hat, wie bereits erwähnt, über 500 Kontaktdaten gespeichert und verschafft sich darüber das sichere Gefühl, wichtig zu sein.

Bei der 16-jährigen Juliane wird genau dieses Erleben grundlegend erschüttert, als sie alle gespeicherten Kontaktdaten durch einen technischen Defekt in ihrem Mobiltelefon verliert. Auf mühselige Weise beginnt sie mit der Beschaffung sämtlicher Handynummern aus dem Beziehungsnetz. Während sich die Kontakte der besten Freundinnen und wichtigen Peers sowie die Nummern von Familienmitgliedern recht unkompliziert besorgen lassen, bleiben andere Kontakte endgültig verloren. Dazu gehören die Handynummern von eher unwichtigen und männlichen Peers, zu denen die Jugendliche keinen weiteren Kontakt pflegt. Auch wenn Juliane diese Personen niemals angerufen oder eine Kurznachricht geschrieben hätte, ist sie traurig und verunsichert, weil sie Rufnummern und damit auch ein Teil ihrer sozialen Integration unwiederbringlich verliert.

Zweitens beurteilen die Jugendlichen ihre soziale Integration anhand von eingegangenen Anrufen und empfangenen Kurznachrichten. Wichtig ist nach ihrer Meinung, wer häufig kontaktiert wird. Um ihren eigenen Status zu messen, ziehen sie nicht nur ihre Anruflisten und SMS-Ordner heran, sondern stellen auch Vergleiche zu Personen aus ihrem Beziehungsnetz an. Dementsprechend sind die Jungen aus der männlichen Freundschaftsgruppe von ihrer sozialen Integration überzeugt. Sie werden täglich mehrmals kontaktiert und sind sich sicher, dass sie innerhalb ihrer Peer-Beziehungen beliebt sind. Die jüngeren Mädchen halten sich nicht für besonders wichtig, weil ihre Anruflisten und SMS-Ordner einen überschaubaren Umfang haben. Durchaus neidvoll berichten sie von Mitschülern, die offensichtlich beliebter sind, weil sie mindestens eine Kurznachricht am Tag erhalten. Auch die älteren Mädchen sind überzeugt, dass einige ihrer Mitschüler und Peers deutlich mehr Anrufe und Kurznachrichten bekommen als sie selbst. Zwar bezeichnen sie deren Praktiken als Wichtigtuerei, die sie selbst nicht betreiben würden, fühlen sich aber auch verunsichert, wenn über längere Zeit hinweg niemand versucht, sie zu erreichen.

Während der Intervention wird diese Wahrnehmung der eigenen Unwichtigkeit und der mäßigen Beliebtheit noch weiter gefestigt. Die Mädchen aus den jüngeren und älteren Freundschaftsgruppen erwarten zu den Zwischentreffen und im Anschluss an die Handyrückgabe, dass mehrere verpasste Anrufe und ungelesene Kurznachrichten auf ihren Mobiltelefonen sichtbar werden. Obwohl die Mädchen nur ihre Eltern und zum Teil ihre Partner über die Intervention und die damit verbundene Handyabgabe informiert haben, bleiben die erwarteten Kontaktversuche aus. So erhalten zwei der Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe während der gesamten zweiwöchigen Intervention nur eine einzige Kurznachricht aus dem Peer-Umfeld. Bei den älteren Mädchen gestaltet sich die

Situation ähnlich. Die Jugendlichen können kaum glauben, dass niemand sie erreichen wollte, sind der festen Überzeugung, dass sie normalerweise viel häufiger kontaktiert werden und suchen nach Erklärungen für die ausbleibenden Anrufe und Kurznachrichten. Die jüngeren und älteren Mädchen sind traurig, fühlen sich ungeliebt, isoliert und unwichtig. In den Gruppen- und Einzelinterviews sowie in den Tagebuchprotokollen bringen sie ihre Enttäuschung zum Ausdruck:

„Was ist tatsächlich auf dem Handy passiert?“ (Interviewerin) (Juliane schaltet ihr Handy an und die Mädchen warten gespannt, dass etwas passiert) „Wir sind ja unbeliebt! (Lara) Gel, das glaube ich auch! (Juliane) Wir haben nur uns drei! (Lara) [...] Also irgendwie habt ihr gedacht, wenigstens irgendwas kommt hier jetzt mal? Na ja, gehofft! (Lara und Juliane) Aber es sieht ja nicht so aus. [...] Och Mensch, mich mag keiner. (Juliane) Mich auch nicht. (Lara) Tja, wir sind nicht so beliebt. (Juliane)“ (Juliane und Lara, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 10.02.2007)

*„Was hat dich bisher am meisten genervt, weil du kein Handy hast? Bist du auch manchmal ein bisschen traurig ohne Handy, erzähl mal! (Narrationsanreiz Intervention) Es hat genervt, dass ich so unwichtig bin. Nie klingelt das Teil (oder ich krieg es ja nicht mit) [...] NIEMAND hat angerufen *frustriert sei* [...]“ (Katja, 13 Jahre, Tagebuchprotokolle vom 08.04. und 10.04.2007)*

Insgesamt wird deutlich, dass diese Wahrnehmungen und Bewertungen in engem Zusammenhang mit beziehungsrelevanten Verortungen stehen. Über die gespeicherten Kontaktlisten und die sichtbar werdenden Kontaktversuche wird die in diesem Alter höchst bedeutsame Frage nach der eigenen Bedeutsamkeit im Beziehungsnetz beantwortet. Dabei spielen vor allem die Peers eine zentrale Rolle, die schon im vorangegangenen Kapitel als kommunikativer Speckgürtel im Beziehungsnetz vorgestellt wurden (vgl. Kapitel 5.1.2) Zudem geht es den Jugendlichen nicht nur darum, dass sie kontaktiert werden, sondern sie wollen auch wissen, wie wichtig sie im Vergleich zu anderen Personen im Beziehungsnetz sind. Hier lassen sich vor allem die Mädchen und insbesondere die jüngeren Jugendlichen schnell verunsichern, während sich die Jungen als optimal integriert und damit als wichtig für und in ihrem Beziehungsnetz erleben. Das Mobiltelefon ist also als persönliches Medium in vielschichtige Spiegelungsprozesse eingebunden, bei denen es um Verortungspraktiken in sozialen Gefügen geht.

c) Dokumentieren und Reflektieren von Beziehungserfahrungen

Neben der Erreichbarkeit und dem Vermessen der eigenen Wichtigkeit im Beziehungsnetz spielt das Dokumentieren von Beziehungen sowie damit verbundene Reflexions- und Kontrollprozesse eine wichtige Rolle bei der Aneignung des

Mobiltelefons als persönliches Medium. Dabei bewahren die untersuchten Jugendlichen vor allem schöne Erlebnisse in ihrem Handy auf. Kurznachrichten, Fotos und Videos von und mit den besten Freundinnen und Freunden, den wichtigen Peers und der eigenen Familie sowie visuelle Sympathiebekundungen von (potenziellen) Partnerinnen und Partnern werden in extra personalisierten Ordnern gespeichert und mit tagebuchähnlichen Notizen versehen. Beispielsweise dokumentiert die 13-jährige Tabea die Entwicklung ihrer kleinen Schwester mit der Handykamera. Der 16-jährige Christoph hat während des Chattens mit einem Mädchen Portraitfotos geschickt bekommen, die er auf sein Handy übertragen und dort gesammelt hat. Außerdem speichert er in einem gesonderten Ordner Bildchen und Animationen, die er von potenziellen Partnerinnen erhalten hat. Abgebildet sind unter anderem Herzen, Stofftiere und ähnliche Objekte, die sich, mit Sprüchen versehen, um Liebe und Flirt drehen. Die 16-jährigen Mädchen aus der älteren Freundschaftsgruppe haben mit Hilfe ihrer Mobiltelefone ein Freundschaftsvideo erstellt und verschiedene Fotos von gemeinsamen Aktivitäten und Erlebnissen zu einer Videocollage zusammengefügt. Diese Collage trägt den Titel „Ein Drittel“, weil sich die besten Freundinnen als Teile eines untrennbaren Ganzen verstehen. Die untersuchten Mädchen und Jungen rufen solche Potenziale vor allem dann auf, wenn sie allein sind und sich ihrer Beziehungen vergewissern oder darüber reflektieren wollen. Dementsprechend ruft der Verlust dieser Inhalte durch versehentliches Löschen, wegen technischer Störungen oder dem Abhandenkommen des eigenen Mobiltelefons Bestürzung hervor, weil damit auch bedeutsame Beziehungserfahrungen und Handlungsbezüge verloren gehen.

Neben diesen positiv besetzten Potenzialen geht es aber auch um das Bewältigen von Veränderungen und Konflikten sowie um Misstrauen und Kontrolle im Zusammenhang mit partnerschaftlichen Beziehungen. Vor allem das Verarbeiten von Trennungserfahrungen wird auf geschlechtsspezifische Weise über das eigene Mobiltelefon realisiert. So löschen die weiblichen Jugendlichen im Anschluss an eine Trennung nach und nach sämtliche Kommunikate, die in der partnerschaftlichen Beziehung entstanden sind, angefangen bei Bildern und Fotos bis hin zu allen Kurznachrichten und bewahren schließlich nur die Handynummer der Person in ihren Kontaktlisten auf. Für die Mädchen dienen diese Prozesse des Loslösen dazu, sich auf emotionaler Ebene von dem ehemaligen Partner zu distanzieren und einen digitalen Schlussstrich unter die gescheiterte Beziehung zu ziehen.

Die männlichen Jugendlichen vertreten die Auffassung, dass sie ihr persönliches Medium und damit sich selbst vor den Handlungsweisen von potenziellen, aktuellen und ehemaligen Partnerinnen beschützen müssen, weil man ihnen nicht vertrauen kann. Vor dem Hintergrund ihrer partnerschaftlichen Erfahrungen sind

sie zu dem Schluss gelangt, dass Mädchen kontrollieren, spionieren und die Grenzen von Privatsphäre missachten. Dementsprechend verriegelt der 16-jährige Christoph sein persönliches Medium zusätzlich mit einem Sicherheits-PIN, während Manuel (16 J.) alle gespeicherten Inhalte als „Beweismaterial“ deklariert, das sich gegen ihn richten könnte und das es zu vernichten gilt. Dazu gehören alle gesendeten und empfangenen Kurznachrichten sowie Fotos, Animationen und Bilder, die Manuel von männlichen und weiblichen Personen aus dem Beziehungsnetz erhält oder an diese versendet. Sowohl der Posteingangs- als auch der Postausgangsordner seines Mobiltelefons sind grundsätzlich leer, weil er sofort nach dem Verfassen oder Erhalten eines Kommunikats die entsprechende Spur löscht.

Das Mobiltelefon fungiert also als eine Art zeitlich überdauernde Schatzkiste, in der Beziehungserfahrungen dokumentiert und reflektiert werden. Darüber verarbeiten die untersuchten Jugendlichen nicht nur vorausgegangene Beziehungserfahrungen und bewältigen Konflikte, sie treiben auch die Entwicklung von Beziehungskonzepten voran.

5.2.4 Fazit zum Mobiltelefon als persönliches Medium

Insgesamt sollen an dieser Stelle wiederum die zentralen Erkenntnisse abstrahierend zusammengefasst werden, die für die Bedeutung des Mobiltelefons als persönliches Medium herausgearbeitet werden konnten.

1) Das Mobiltelefon vermittelt als persönliches Medium zwischen seiner Besitzerin bzw. seinem Besitzer und der sie/ihn umgebenden sozialen Umwelt.

Die untersuchten Jugendlichen eignen sich ihr Mobiltelefon als ein persönliches Objekt an und stellen darüber die kommunikative Verbindung zwischen Person, Alltag und Beziehungen her. Die dabei stattfindenden Prozesse der Kommunikation mit sich selbst und mit anderen verweisen auf die Mechanismen der Perspektivenübernahme als grundlegende Fähigkeit zur Herausbildung eines Verständnisses von sich selbst in einem sozialen Kontext. Außerdem wird deutlich, dass Beziehungen nicht nur über die äußeren interpersonalen Kommunikationspraktiken gestaltet werden, sondern dass das Nachdenken über oder Erinnern an Beziehungen ebenso bedeutsam sind.

Diese Praktiken des symbolischen Aufeinanderbeziehens stellen eine grundlegende Voraussetzung für ein interaktionistisches Verständnis von Sozialisation dar und werden nun maßgeblich über das Mobiltelefon als persönliches Medium realisiert. Dabei findet eine doppelte Artikulation des Mobiltelefons statt, weil nicht nur die Inhalte angeeignet werden, sondern das eigene Handy auch als

materielles Artefakt eine wichtige Rolle spielt. Gleichzeitig bewegen sich die Jugendlichen nicht nur im Rahmen vorgegebener Handlungspraktiken, sondern realisieren durchaus auch kreative Formen der Aneignung.

2) Die Aneignung des Mobiltelefons als persönliches Medium beinhaltet mediatisierte Kommunikationspraktiken, die sich um soziale Positionierungen sowie um damit verbundene Prozesse der Selbstreflexion drehen.

Die Praktiken der sozialen Positionierung sind darauf gerichtet, die eigene Bedeutsamkeit innerhalb des Beziehungsnetzes auszuloten. Es geht also um die jugendtypischen Fragen, wer man ist und sein möchte, zu wem man gehört und von wem man sich distanziert. Für die Beantwortung dieser Fragen spielen Aktualität, Design und Ausstattung des Handymodells als Kriterien eine wichtige Rolle, die von Herstellerseite bereits vorgegeben sind. Darüber entwickeln die Jugendlichen Maßstäbe, mittels derer sie ihre Integrationschancen im Beziehungsnetz ablesen. Darüber hinaus präsentieren die Jugendlichen über die individuelle Gestaltung ihres Mobiltelefons aktuelle Facetten ihrer Persönlichkeit und positionieren sich in ihrem Beziehungsnetz. Über die Auswahl von selbst erstellten Texten, Tönen und Bildern sowie mittels Handyaccessoires unterstreichen sie ihren Stil und bringen individuelle sowie soziale Präferenzen öffentlich zum Ausdruck. Und schließlich stellen die Jugendlichen über das Sammeln und Weitergeben von Handynummern eine kontinuierliche und flexible Erreichbarkeit sicher, bei der es weniger um das Realisieren einer tatsächlichen Kommunikationspraxis geht, sondern vielmehr um das Bündeln von Kommunikationspotenzialen. Auf dem persönlichen Medium so viele Handynummern wie möglich zusammenzutragen, verschafft den Mädchen und Jungen nicht nur das Gefühl, integriert und beliebt zu sein, sondern vermittelt auch den Eindruck, selbst entscheiden zu können, wessen Kontaktversuche angenommen oder ignoriert werden.

Das Mobiltelefon steht also als persönliches Medium für seine Besitzerin bzw. für seinen Besitzer und vollbringt als kulturell bedeutsames Artefakt Integrationsleistungen, ebenso wie es Abgrenzungsbemühungen gerecht wird. An diese Anforderungen sind Erwartungen und Regeln geknüpft, die für die Jugendlichen einen permanenten Druck erzeugen, insofern immer die neuesten Handymodelle und eine kontinuierliche Erreichbarkeit als adäquate Möglichkeit der Selbstpräsentation und sozialen Positionierung betrachtet werden. In diesem Zusammenhang und mit Blick auf Altersunterschiede sind auch hier wiederum die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe recht schnell verunsichert und verärgert, wenn ihr persönliches Medium diesen Anforderungen nicht gerecht wird oder wenn die Messung der eigenen Wichtigkeit nicht den persönlichen Vorstellungen entspricht.

3) Die Aneignung des Mobiltelefons als persönliches Medium bezieht sich auf objektbezogene Personifizierungen, die das Handy als untrennbaren Bestandteil seiner Besitzerin bzw. seines Besitzers erscheinen lassen.

Wie kein anderes Medium kommt das Mobiltelefon dem nahe, was man als den besten Freund bezeichnen würde, dem man alles sagt, der einen niemals verlässt und der an alles denkt. Die in diesem Zusammenhang realisierten Personifizierungspraktiken der Jugendlichen beziehen sich darauf, dass sie ihrem Handy einen Namen geben, es schmücken, pflegen und immer bei sich tragen. Darüber hinaus erfährt das Handy alles über seine Besitzerin bzw. seinen Besitzer und wird als Reflexionsgrundlage für Zwiegespräche genutzt. Die Jugendlichen betrachten ihr Mobiltelefon als einen Begleiter, dem man höchst persönliche Erfahrungen und Gedanken anvertrauen kann. Individuelle Fragen werden dabei ebenso mit dem eigenen Handy „besprochen“ wie es um das Bewältigen von Beziehungserlebnissen und das Dokumentieren von Alltagsbegebenheiten geht. Außerdem ist das persönliche Medium zur Stelle, wenn man sich allein fühlt und der digitale Freund sorgt schließlich dafür, dass der Alltag der Jugendlichen strukturiert abläuft und die zeitliche Orientierung nicht verloren geht. Insgesamt haben diese Praktiken eine funktionale Bedeutung, stehen aber immer auch in Verbindung mit symbolischen Bedeutungszuweisungen und lassen emotionale Bezüge deutlich werden.

4) Unzureichende Ausstattung und Fehlen des persönlichen Mediums führen zum Erleben von Frustration, Orientierungslosigkeit und Desintegration.

Ein veraltetes Mobiltelefon, das weder über eine angemessene Ausstattung, noch über ein ansprechendes Design verfügt, kann seine Besitzerin bzw. seinen Besitzer nicht repräsentieren und ist als Voraussetzung für die Teilhabe an sozialen Beziehungen unzureichend. Was zu einer angemessenen Ausstattung gehört, wird hierbei vor allem in den Freundschafts- und Peer-Beziehungen entschieden. Zudem ist nicht nur die Integration ins Beziehungsnetz, sondern auch das persönliche Verhältnis zum eigenen Handy gestört und von Ablehnung und Hassgefühlen gekennzeichnet, wenn es sich um ein veraltetes Modell handelt. Auch hier dienen Freundschafts- und Peer-Beziehungen als Vergleichsgrundlage, um zu beurteilen, ob man selbst über ein angesagtes Mobiltelefon oder ein „Loser-Handy“ verfügt.

Gänzlich ohne ihr persönliches Medium zurechtzukommen, ist für die untersuchten Jugendlichen undenkbar und führt während der Intervention zum Verlust sämtlicher Voraussetzungen und Bezugspunkte für soziales Handeln. Angefangen bei der Koordination von Terminen und der zeitlichen Orientierung im Alltag über den Zugang zu allen Kontakten im Beziehungsnetz bis hin zur Gestaltung

langweiliger Situationen finden die Jugendlichen keinerlei adäquate Alternativen. In der Konsequenz ist nicht nur das Funktionieren von Beziehungen und Alltag gestört, sondern auch das emotionale Empfinden von Eingebunden- und Begleitetsein grundlegend erschüttert.

5) Es ist von mediatisierter Sozialisation aus historischer und biografischer Perspektive auszugehen, weil das Mobiltelefon als persönliches Medium maßgeblich an der im Sozialisationsprozess bedeutsamen Entwicklung eines Verständnisses von sich selbst in sozialen Beziehungen beteiligt ist.

Sich ständig mit der Frage zu beschäftigen, wie man selbst aus der Perspektive von anderen wahrgenommen und bewertet wird, ist kein neues Phänomen, sondern wurde schon von Georg Herbert Mead und James Cooley als zentraler Prozess von Sozialisation beschrieben (vgl. Kapitel 2.2.1) Über diese reflexiven Praktiken der Perspektivenübernahme und den damit verbundenen Vorstellungen entwickeln Jugendliche nicht nur Beziehungskonzepte und realisieren beziehungs-spezifische Aushandlungsprozesse, sie verwirklichen darüber auch Identitätsarbeit und beschäftigen sich mit ihrer eigenen Persönlichkeit.

Diese Prozesse und Praktiken, die die Ausführungen gezeigt, werden heute maßgeblich mit dem Mobiltelefon realisiert. Im Hinblick auf den Wandel des Medienensembles aus historischer Perspektive haben Jugendliche heute also mit ihrem persönlichen Medium die Möglichkeit, sich umfangreiche Kommunikationspotenziale zu erschließen, sie zeitlich überdauernd zu bewahren und sich immer wieder darauf zu berufen. In diesem Zusammenhang beschäftigen sie sich nicht nur mit ihren Beziehungen, sondern immer auch mit sich selbst als sozial integrierte und akzeptierte Persönlichkeiten. Darauf bezogen haben die Mädchen und Jungen umfangreiche und vielfältige mediatisierte Praktiken entwickelt, die das Mobiltelefon als persönliches Medium in den Mittelpunkt stellen und die ihnen in ihrem Alltags- und Beziehungshandeln Orientierung verschaffen.

Man könnte also schlussfolgern, dass Jugendliche noch nie so integriert und deshalb auch noch nie so zufrieden waren wie heute. Dabei darf man aber nicht vergessen, dass dieses soziale Wohlbefinden und die daran geknüpften, jederzeit und allorts verfügbaren Kommunikationspotenziale an eine digitale Technologie gebunden sind. Insofern sind Jugendliche nicht nur ständig unter Druck gesetzt, die passenden (aktuellen) Varianten des Mobiltelefons zu besitzen, sondern sind auch permanent darauf bedacht, sich über ihr persönliches Medium zu integrieren und zu reflektieren. Ohne diese digitale Technologie, so legen vor allem die Ergebnisse der Intervention nahe, wird das Erleben von Selbständigkeit und Unabhängigkeit ebenso brüchig wie das Erleben von sozialer Einbindung und

Akzeptanz. Bim Hinblick auf den Wandel aus biografischer Perspektive liefern dabei die Ergebnisse zu den Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe den Hinweis, dass es sich bei dem Alter zwischen 13 und 16 um eine besonders verunsichernde und gleichzeitig höchst kommunikationsintensive Phase handelt.

5.3 Kommunikationsgrenzen und das Mobiltelefon als problematisches Medium

In den vorangegangenen Kapiteln ist deutlich geworden, dass das Mobiltelefon als Beziehungsmedium untrennbar mit der Kommunikationspraxis der Jugendlichen verwoben ist und als persönliches Medium beziehungsrelevante Kommunikationspotenziale bündelt. Über die darauf bezogenen mediatisierten Kommunikationspraktiken erschließen sich Jugendliche Ressourcen, die für die Gestaltung von Beziehungen ebenso unabdingbar sind wie für die alltäglich zu leistende Identitätsarbeit. Im Folgenden steht nun ein dritter Bereich im Mittelpunkt, bei dem es um das Mobiltelefon als ein problematisches Medium geht, das den Sozialisationsprozess nicht nur bereichert, sondern auch Risiken beinhalten kann und mit Kommunikationsgrenzen verbunden ist.

Die Auswertung der empirischen Daten lässt deutlich werden, dass sich diese Risiken bzw. Kommunikationsgrenzen auf drei Analysebereiche zusammenfassen lassen. Dies sind erstens strukturelle Begrenzungen, die sich auf die Ausstattung mit einem Mobiltelefon beziehen und in Verbindung mit den finanziellen Budgets der untersuchten Jugendlichen stehen. Zweitens geht es um kompetenzbezogene Grenzen, die im Zusammenhang mit der Aneignung des Mobiltelefons erkennbar sind. Neben dem nicht immer ganz ausgereiften technischen Wissen bzw. Nutzungswissen gehören dazu vor allem das fehlende kritische Bewusstsein gegenüber digitalen Mediengeräten und -inhalten sowie die damit verbundene Fähigkeit, sich Alternativen zu erschließen. Drittens spielen schließlich die pädagogischen Grenzen eine wichtige Rolle. Damit sind sowohl Konzepte als auch Praktiken der Handyerziehung von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen gemeint, die sich zum Teil recht undifferenziert und unflexibel gestalten und deren Einbettung in das Gesamt der Medienerziehung kaum vorhanden ist.

Diese drei Analysebereiche dienen im Folgenden als Grundlage um zu beschreiben, welche Kommunikationsgrenzen sich in den Praktiken der untersuchten Jugendlichen, Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen abzeichnen und welche Konsequenzen sich daraus für den Wandel des Sozialisationsprozess ergeben.

Im ersten Unterkapitel wird anhand der Erfahrungen mit den ersten eigenen Mobiltelefonen erläutert, auf welche Weise Handyausstattung und finanzielle

Ausgaben für das Handy mit dem Erleben von Integration in ein Beziehungsnetz verbunden sind, über welche kritisch-reflexiven Kompetenzen die untersuchten Jugendlichen in diesem Zusammenhang verfügen und welche erzieherisch motivierten Aushandlungsprozesse zwischen ihnen und ihren Eltern stattfinden.

Im zweiten Unterkapitel stehen die (audio-) visuellen Inhalte auf den Mobiltelefonen von Jugendlichen im Mittelpunkt. Es wird beschrieben, vor welchem beziehungsspezifischen Hintergrund sich Jugendliche problematische Medieninhalte wie Gewalt und Pornografie aneignen und was das Besondere und Neue bei diesen Kommunikationspraktiken ist. Dabei wird auch deutlich, dass es sowohl Eltern als auch Pädagoginnen und Pädagogen an adäquatem Wissen und an Handlungskonzepten mangelt, um sich diesen problematischen Praktiken angemessen zu nähern.

Das dritte Unterkapitel beschäftigt sich schließlich mit Handlungsbedarf und Handlungsmöglichkeiten, die sich aus den zuvor erörterten Aneignungsweisen ergeben. Hierbei geht es vor allem darum aufzuzeigen, welche medienpädagogischen Ansatzpunkte sich im Zusammenhang mit der Methode der Intervention sowie über die Tagebuch- und Tagesablaufprotokolle herauskristallisiert haben und auf welche Weise es gelingen kann, die Medienkompetenz von Jugendlichen, aber auch von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen zu fördern.

5.3.1 Finanzielle Ausgaben für das Mobiltelefon

Die untersuchten Jugendlichen investieren nicht nur Geld in die Ausstattung mit einem aktuellen Mobiltelefon, sondern auch in die Nutzung von verschiedenen Diensten und Services. Die damit verbundenen Aneignungspraktiken sind darauf gerichtet, sich im Beziehungsnetz zu präsentieren und an allen beziehungsrelevanten Kommunikationspraktiken teilzuhaben. Sowohl die Jugendlichen als auch ihre Eltern berichten in diesem Zusammenhang von recht großen Problemen, bei denen Grenzen in den Nutzungskompetenzen sowie den kritisch-reflexiven Kompetenzen deutlich werden. Bei den älteren Jugendlichen beziehen sich diese Aussagen auf die Vergangenheit und die Zeit vor dem Erhebungszeitraum. Im Gegensatz dazu sind die Jugendlichen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe und ihre Eltern vor allem zu Beginn der Langzeitstudie intensiv mit den finanziellen Ausgaben und den damit verbundenen erzieherischen Regulierungen beschäftigt.

Zunächst werden die kostenintensiven Ausstattungs- und Kommunikationspraktiken der untersuchten Jugendlichen vorgestellt (a), bevor es dann um die erzieherischen Kompetenzen und Strategien von Eltern (b) sowie um die finanziellen Ausgaben und die Handyerziehung im Zeitverlauf geht.

a) Kostenintensive Ausstattungs- und Kommunikationspraktiken

Die frühzeitige Ausstattung der untersuchten Jugendlichen mit einem eigenen Mobiltelefon ist durch die Mädchen und Jungen selbst, aber auch durch ihre Eltern motiviert.

Der Wunsch der Jugendlichen nach einem eigenen Handy konkretisiert sich vor allem über die Wahrnehmung des Handybesitzes im Beziehungsnetz. Da nach ihrer Auffassung bereits alle anderen Freundinnen, Freunde und Peers ein eigenes Mobiltelefon besitzen, ist der Druck entsprechend hoch, endlich auch über ein eigenes Gerät zu verfügen und so an allen mediatisierten Kommunikationspraktiken teilzuhaben. Dementsprechend verfügen die Mädchen und Jungen spätestens im Alter von zwölf Jahren über ein eigenes Mobiltelefon. So kauft sich die 13-jährige Rebekka ihr erstes Handy mit elf Jahren und auch der 16-jährige Manuel berichtet, dass er sich in diesem Alter ein Handy zugelegt hat, weil er „dazugehören“⁶⁸ wollte.

Die Motivation der Eltern, ihren Kindern ein eigenes Mobiltelefon zu kaufen, speist sich vor allem aus ihrem Verantwortungsgefühl und den damit verbundenen Ängsten. Wie bereits im Kapitel zur Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium beschrieben, legen die Mütter und Väter großen Wert darauf, ihre Kinder jederzeit und überall erreichen zu können und andersherum, auch erreichbar zu sein. Beispielsweise wird die 16-jährige Juliane von ihrer Mutter mit einem Handy ausgestattet, weil sie nach der Scheidung für ihre Tochter allein verantwortlich ist und ein Handy diese zusätzliche Belastung abfedern soll:

„[A]lso das erste Handy hat sie von mir gekriegt. Aus dem Grund, dass sie erreichbar für mich ist und dass ich für sie erreichbar bin. (Mutter von Juliane) Wann war denn das erste Handy? (Interviewerin) Da war sie neun. Das hat sie aber nur, ich hatte Ihnen das ja mal angedeutet, meine Ehe ist geschieden worden und irgendwie habe ich mich dann sehr verantwortlich dafür gefühlt – ich war ja nun allein zuständig. War auch der einzige Ansprechpartner erst mal, obwohl der Vater da ist und der macht das auch nicht schlecht. Aber erst mal fühlte ich mich allein verantwortlich und da habe ich gedacht: jetzt muss so ein Ding her, wenn es sowas gibt. Ansonsten hätte sie von mir kein Handy gekriegt mit neun Jahren. Aber es war so ein bisschen aus der Angst geboren, ich möchte ihr immer die Möglichkeit geben, dass ich für sie immer erreichbar bin.“ (Mutter der 16-jährigen Juliane, Elterninterview vom 11.02.2007)

Die Mütter und auch Väter statten ihre Kinder also frühzeitig mit einem eigenen Mobiltelefon aus und entscheiden sich zunächst für mehrjährige Handyverträge, bei denen es keine Möglichkeit gibt, die Kosten zu limitieren.

Während für die Eltern die grundsätzliche Ausstattung ihrer Kinder mit einem eigenen Mobiltelefon ausreichend und damit abgeschlossen ist, legen die Jugendlichen selbst großen Wert darauf, ständig über neueste Modelle mit aktuellen Multimediafunktionen zu verfügen. Um sich diesen Wunsch zu erfüllen, wenden die untersuchten Jugendlichen vor allem in der frühen Adoleszenz große Teile ihres Taschengeldes und ihrer Ersparnisse auf, um sich neue Mobiltelefone zu kaufen. Welche Rolle dabei das Beziehungsnetz spielt und wie groß der Handlungsdruck sein kann, ein neues Handy zu erwerben, zeigt das Beispiel der 13-jährigen Katja. Wie bereits erwähnt, ist die Jugendliche mit ihrem veralteten Mobiltelefon höchst unzufrieden. Sie kann sich mit dem Design ihres Handys nicht identifizieren und möchte sich damit in ihrem Beziehungsnetz nicht präsentieren. Zudem verfügt das Mobiltelefon über keinerlei Multimediafunktionen, sodass Katja an wichtigen Kommunikationspraktiken nicht teilhaben kann. Nach mehreren Monaten der Frustration verwendet sie schließlich ihre Ersparnisse und leiht sich zusätzlich Geld von ihren Freundinnen, um sich ihr Wunschhandy zu kaufen. Ihre Eltern erfahren erst nach mehreren Wochen von diesem Kauf.

Über die Ausstattung mit einem eigenen aktuellen Multimediatelefon hinaus erkunden die Mädchen und Jungen alle kostenpflichtigen Dienste und Services, die das Mobiltelefon ermöglicht und die im Beziehungsnetz eine wichtige Rolle spielen. Dazu gehören das häufige Telefonieren und das massenhafte, auch nächtliche Schreiben von Kurznachrichten an die besten Freundinnen und Freunde sowie an Peers und (potenzielle) Partnerinnen und Partner. Darüber hinaus versenden die untersuchten Jugendlichen Multimedienachrichten⁶⁹, bestellen sich kostenintensive Klingeltöne und Spiele⁷⁰ über Werbeinserate in Zeitschriften oder im Fernsehen oder laden sich derartige Angebote von Internetseiten herunter. Vor allem im Alter zwischen 11 und 13 Jahren sind die Mädchen und Jungen begeistert, endlich auch ein eigenes Mobiltelefon zu besitzen und sich alle Möglichkeiten zu erschließen, von denen sie bei Freundinnen, Freunden und Peers bereits gehört haben. In der Folge erhalten die Mädchen und Jungen bzw. ihre Eltern monatliche Handyrechnungen, die zum Teil mehr als einhundert Euro umfassen.

69 Multimedienachrichten (abgekürzt MMS für Multimedia Messaging Service) enthalten neben Textelementen ein Bild, Foto oder Video.

70 Die Kosten für einen Klingelton oder ein Spiel bewegen sich in einem Spektrum zwischen 99 Cent und bis zu 5 Euro oder mehr.

68 Vgl. Manuel und Christoph, 16 Jahre, Gruppengespräch vom 13.09.2006.

An dieser Stelle wird also bereits deutlich, dass die Integration in Beziehungen für Jugendliche immer mit finanziellen Ausgaben verbunden ist, insofern sich ihre Maßstäbe für eine adäquate Teilhabe zumindest zeitweise an aktuellsten Handy-Modellen und kostenpflichtigen Mobilfunkangeboten orientieren. Das betrifft insbesondere jüngere Jugendliche, bei denen es sich aber keineswegs um bildungsbenachteiligte Personen handelt, sondern um Gymnasiastinnen und Realschüler.

b) Erzieherische Kompetenzen und Strategien von Eltern

Vor dem Hintergrund der kostenintensiven Ausstattungs- und Kommunikationspraktiken ihrer Kinder erscheinen die Mütter und Väter der Langzeitstudie zunächst überfordert und in ihrem erzieherischen Handeln unentschlossen. Denn einerseits vertreten sie die Auffassung, dass ein Mobiltelefon zum Alltag von Jugendlichen gehört und darüber hinaus das wichtigste Medium ist, um die eigenen Kinder flexibel zu erreichen. Andererseits sollen die Mädchen und Jungen sinnvoll und in Maßen damit umgehen. Dementsprechend schockiert sind die Eltern, als sie die hohen Rechnungen erhalten, die ihre Kinder vor allem mit den ersten Mobiltelefonen verursachen, die sich in ihrem Besitz befinden.

Um die finanziellen Ausgaben zu begrenzen, greifen sie zunächst auf strafende Maßnahmen zurück, die eine sofortige, aber kurzfristige Wirkung erzielen. Dazu gehört, dass die Jugendlichen die Kosten schrittweise an ihre Eltern zurück-erstaten oder für eine begrenzte Zeit ohne ihr Handy auskommen müssen. So zahlt Manuel die 160 Euro für seine Handyrechnung schrittweise zurück und Alinas Mutter entzieht ihrer Tochter das Mobiltelefon.

Abgesehen von diesen kurzfristig wirksamen Maßnahmen suchen die Mütter und Väter nach langfristigen Lösungen, bei denen es gar nicht erst zu erhöhten Handyrechnungen kommen kann. Die Mehrheit entschließt sich, ihre Kinder mit einem Prepaid-Handy⁷¹ auszustatten, um so die Ausgaben zu limitieren. Gleichzeitig müssen die Jugendlichen die dafür notwendigen Guthaben-Karten überwiegend vom eigenen Taschengeld bezahlen. Darüber hinaus setzen sich einige Eltern intensiv mit den ständig wechselnden Tarifangeboten im Mobilfunkbereich auseinander und sind bemüht, immer die günstigsten Angebote auszuwählen. Über diese Fundierung ihres Wissens und die damit verbundene Erweiterung erzieherischer Kompetenzen gelingt es den Eltern, Verantwortungsbewusstsein

⁷¹ Bei „Prepaid“ (aus dem englischen für Guthaben) gibt es keine monatlich anfallenden Grundgebühren und die anfallenden Kosten werden nicht in Rechnung gestellt, sondern vorab beim Kauf der Prepaid-Karte bezahlt. Ist das Guthaben auf dieser Karte verbraucht, können keine kostenpflichtigen Funktionen des Mobiltelefons mehr genutzt werden. Man kann dann also weder telefonieren, noch Kurznachrichten versenden oder Spiele aus dem Internet laden.

bei ihren Kindern zu wecken und einen sinnvolleren Umgang mit dem eigenen Mobiltelefon zu initiieren. In der Folge regulieren sich die Ausgaben der Jugendlichen auf ein, für die Eltern akzeptables Maß von 15 bis 20 Euro im Monat.

Finanzielle Ausgaben und Handyerziehung im Zeitverlauf

Im Zeitverlauf entwickeln vor allem die älteren Mädchen und Jungen einen pragmatischeren Umgang mit dem Mobiltelefon, der auch im Zusammenhang mit dem Wandel der Kommunikationspraktiken in ihren Beziehungsnetzen steht. Im Kapitel zur Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium wurde bereits beschrieben, dass sich die Jugendlichen in ihren Freundschafts- und Peer-Beziehungen sowie in den partnerschaftlichen Beziehungen an zunehmend funktionalen Aneignungspraktiken orientieren (vgl. Kapitel 5.1). Dabei konstituiert sich auch ein erstes kritisches Bewusstsein für ihre Handyausgaben. Sie wollen sparsamer mit ihrem Guthaben umgehen und erschließen sich alternative, kostenfreie Möglichkeiten. Dazu gehört die Nutzung von Internetportalen, von denen in begrenztem Umfang kostenfreie Kurznachrichten versandt werden können. Zudem laden zwei Jugendliche über längere Zeit kein Guthaben auf ihr Handy, bleiben aber trotzdem für alle erreichbar und greifen, wenn es dringend erforderlich ist, auf die Mobiltelefone ihrer Freundinnen und Freunde zurück. Ferner haben die Mädchen und Jungen das Interesse an kostenpflichtigen Downloads verloren. Hierbei verweisen die Ergebnisse auf zwei Begründungen. Erstens berichten die Jugendlichen, dass sie beim Erwerb von Klingeltönen und Spielen deutlich mehr bezahlen mussten als sie angenommen hatten. Und zweitens waren die Angebote oftmals nicht so attraktiv wie in der Werbung versprochen. In diesem Zusammenhang beginnen die Mädchen und Jungen auch, sich alternative Möglichkeiten jenseits kommerzieller Angebote zu erschließen. Zum Beispiel erstellen sie aus selbst produzierten oder kostenfrei übertragenen Audiodateien individuelle Klingeltöne und laden sich aus dem Internet kostenlose Bilder, Videoclips oder Spiele herunter.

Insgesamt wird also deutlich, dass es sich bei den problematisch hohen Handyausgaben der untersuchten Mädchen und Jungen offensichtlich um eine zeitlich begrenzte Phase im biografischen Verlauf des Jugendalters handelt. Vor allem in der frühen Adoleszenz, also etwa in einem Alter zwischen 11 und 15 Jahren, geben die Jugendlichen sehr viel Geld aus, um sich Beziehungen zu erschließen und um sich innerhalb des Beziehungsnetzes zu positionieren. Dabei erhalten sie mit ihrem Mobiltelefon einen höchst individuellen Zugang zum kommerziellen Warenmarkt und eignen sich die verschiedensten Mobilfunkangebote auf recht offene und zunächst unreflektierte Weise an. Das betrifft die Jungen, die eine Realschule besuchen ebenso, wie die Mädchen mit gymnasialem Hintergrund. In der späteren Adoleszenz, also im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, wandelt

sich die Aneignung kommerzieller Mobilfunkangebote. Die mediatisierten Kommunikationspraktiken sind weniger darauf gerichtet, möglichst viele neue Beziehungen zu erschließen, sondern orientieren sich an einer eher pragmatischen und differenzierten Aushandlung. Gleichzeitig tragen die oftmals enttäuschenden Erfahrungen mit kommerziellen Angeboten sowie die hohen Handyrechnungen und die damit verbundenen erzieherischen Maßnahmen der Eltern dazu bei, dass sich die Mädchen und Jungen kostenfreie Alternativen erschließen.

Resümierend lässt sich festhalten, dass von einer grundlegenden Kommerzialisierung der Kommunikation in den sozialen Beziehungsnetzen von Jugendlichen auszugehen ist. Die damit verbundenen Kommunikationsgrenzen beziehen sich keineswegs (nur) auf finanzielle Ressourcen und die Beschränkung von Integrationsmöglichkeiten, sondern vor allem auf unzureichendes Wissen sowie begrenzte Handlungsalternativen und -fähigkeiten von Jugendlichen und ihren Eltern. Dabei sind finanziell problematische Aneignungspraktiken vor allem in einer Lebensphase aktuell, in der sich intensive Bemühungen um die Aushandlung von Beziehungen mit einer hohen Eigenständigkeit der Jugendlichen im medienbezogenen Konsummarkt verbinden und in der Eltern in ihrem erzieherischen Wissen und Handeln zunächst überfordert sind. Während zu hohe Handykosten sich jedoch im Zeitverlauf als ein Problem erweisen, das für Jugendliche und ihre Eltern durchaus handhabbar sein kann, erscheint die Aneignung von (audio-) visuellen Inhalten als ein Mediatisierungsphänomen, für das Jugendliche kaum ein kritisches Bewusstsein besitzen und bei dem ihre Eltern, aber auch Pädagoginnen und Pädagogen grundlegend überfordert scheinen.

5.3.2 Aneignung von (audio-) visuellen Inhalten

In den bisherigen Erläuterungen zur Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium und als persönliches Medium ist immer wieder deutlich geworden, dass die Foto- und Videofunktion sowie die Infrarot- beziehungsweise Bluetooth-Funktion des Mobiltelefons eine herausragende Rolle für die mediatisierten Kommunikationspraktiken der untersuchten Jugendlichen spielen. Die Produktion und Rezeption sowie das Sammeln und Tauschen (audio-) visueller Inhalte ermöglicht mediatisierte Kommunikationspraktiken, die über das Telefonieren oder Versenden von Kurznachrichten hinausgehen und über die sich die Mädchen und Jungen mit Fragen von Beziehungen, Alltag und Identität auseinandersetzen. Gleichzeitig können mit diesen Praktiken aber auch kommunikative Grenzen und Risiken verbunden sein, die sich über die Aneignung von (audio-) visuellen Inhalten konstituieren. Diese Risiken, so wird sich zeigen, beziehen sich nicht nur auf die Inhalte selbst, sondern auch auf die Art und Weise der Aneignung und auf die

Kontexte, in denen Jugendliche mit Bildern, Fotos, Videos oder Animationen umgehen.

Um herauszuarbeiten, wie sich Jugendliche (audio-) visuelle Inhalte auf Mobiltelefonen aneignen, wurden einmal die Aussagen der Mädchen und Jungen aus der Langzeitstudie ausgewertet. Dabei fanden auch die Wahrnehmungen und Bewertungen der Jugendlichen Berücksichtigung, die über kein Mobiltelefon mit Kamera- beziehungsweise Infrarot- oder Bluetooth-Funktion verfügen. Ergänzend dazu konnten in der Erweiterungsstudie (vgl. Kapitel 4.2) sieben männliche Jugendliche im Alter zwischen 12 und 17 Jahren mit gymnasialem bzw. mit Realschulhintergrund für die Erhebung gewonnen werden. Der Kontakt zu diesen Jugendlichen wurde auf einem öffentlichen Platz im Stadtzentrum hergestellt. Das Gruppeninterview fand wenige Tage nach dem ersten Kontakt im März 2007 in einem Eiscafé statt. Sowohl die Jugendlichen aus der Langzeitstudie als auch die ergänzend hinzugezogenen Jungen berichteten in den Interviews von ihren Erfahrungen mit (audio-) visuellen Inhalten auf Mobiltelefonen. Dabei war es ihnen überlassen, der Interviewerin die auf dem Handy gespeicherten Materialien vorzuführen, zu kommentieren und sie gegebenenfalls auf den Laptop der Forscherin zu überspielen.

Generell erklärten sich alle Mädchen und Jungen gern bereit und waren sogar stolz, ihre Bilder, Fotos und Videos zu präsentieren und der Forscherin zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig brachten aber auch die Jugendlichen ihren Unmut zum Ausdruck, die über kein Multimediahandy verfügen. Nicht nur in ihrem sozialen Alltag, sondern auch während der Interviews waren sie frustriert, weil sie keine Handyinhalte erstellen, speichern und tauschen, also auch nicht darüber berichten können. Eine der Jugendlichen aus der Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen bekam während eines Gruppeninterviews einen regelrechten Wutanfall:

„[Katja braust ernsthaft auf und ist wütend] Oh man, ist das dumm. Ich kann wieder nur zwei Spalten⁷² ausfüllen. Aber weil ich meinen Eltern gesagt habe, dass immer ich hier die Dumme bin, weil ich nie irgendwas mitmachen kann. Und dann haben die wieder gesagt, es haben gar nicht alle Menschen ein Fotohandy. Und da habe ich gesagt, doch sehr wohl. Und dann, und dann waren die wieder böse auf mich.“ (Katja, 13 Jahre, Gruppeninterview vom 05.04.2007)

⁷² In einem der Gruppeninterviews mit den Jugendlichen aus der Langzeitstudie wurde eine „Best of“-Liste der beliebtesten, im eigenen Mobiltelefon gespeicherten Handyinhalte ausgefüllt. Dazu gehörten gespeicherte Kurznachrichten, Fotos und Videos.

Zusätzlich zu den Interviews mit den Jugendlichen wurde die Aneignung (audio-) visueller Inhalte in den Interviews mit den Eltern thematisiert und war Gegenstand der mit Pädagoginnen und Pädagogen durchgeführten Workshops und Fortbildungen (vgl. Kapitel 5.3.3).

Die Auswertung aller Interviewaussagen und der insgesamt 404 Bilder, Animationen, Fotos und Videoclips erfolgte entlang folgender Fragestellungen:

- Welche Themen finden in den (audio-) visuellen Inhalten statt? Was lässt sich über Herkunft und Verbreitung dieser Inhalte sagen?
- Wozu haben die Jugendlichen diese Inhalte auf ihrem Mobiltelefon gespeichert und wie bewerten sie die Bilder, Fotos, Animationen und Videoclips?
- Zeigen sich Unterschiede zwischen den Jugendlichen bezüglich Alter, Geschlecht und Bildung und wenn ja, welche Erklärungen gibt es?
- Welchen Einblick haben Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen in die Aneignung (audio-) visueller Inhalte durch Jugendliche? Wie bewerten sie diese Aneignung und welche medienerzieherischen Konzepte und Praktiken haben sie entwickelt?

Die Analyse der Daten fand mit Hilfe der Instrumentarien und der Vorgehensweise der Grounded Theory statt. Im Folgenden werden zunächst die mediatisierten Aneignungspraktiken der Jugendlichen vorgestellt (a), bevor es anschließend um die medienerzieherischen bzw. medienpädagogischen Einblicke, Konzepte und Praktiken von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen geht (b).

a) Mediatisierte Aneignungspraktiken mit (audio-) visuellen Handyinhalten
Insgesamt wurden vier Themenbereiche herausarbeitet, die auf den Mobiltelefonen der Jugendlichen eine zentrale Rolle spielen. Dazu gehören die Themen „Eigene Lebenswelt“ und „Persönliche Medien- und Markenvorlieben“ sowie die Themen „Sexualität und Pornografie“ bzw. „Gewalt und politische Orientierungen“.

Der umfangreichste Bereich dreht sich um **die eigene Lebenswelt**. Wie schon in den vorangegangenen Kapiteln erläutert, verwenden die Jugendlichen die Kamerafunktion des Mobiltelefons, um ihren sozialen und persönlichen Alltag zu dokumentieren. Dazu gehören vor allem Fotos und Videos von gemeinsamen Erlebnissen mit verschiedenen Personen aus dem Beziehungsnetz. Fotografiert werden aber auch die eigene Haustiere, das eigene Fahrrad oder das eigene Zimmer. Mit solchen und ähnlichen Fotos und Videos halten die Mädchen und Jungen schöne, besondere oder ganz alltägliche Momente aus ihrer Lebenswelt fest. Sie bewahren diese Inhalte für längere Zeit in ihren Mobiltelefonen auf und schauen sie sich immer wieder gern an, um einsame und langweilige Situationen zu überbrücken und um über die jeweiligen Erlebnisse zu reflektieren. Diese

persönlichen Inhalte werden kaum weitergereicht. Sie verbleiben überwiegend auf dem eigenen Mobiltelefon und werden nur an ausgewählte Personen versandt oder in das persönliche Profil eines Instant Messenger Programms geladen.

Das zweite Thema, das sich auf den Mobiltelefonen der Jugendlichen wiederfindet, sind die **persönlichen Medien- und Markenvorlieben**. Fotos von Musik-, Film- und Fußballstars, Videoclips zu bekannten Spielfilmen und Serien sowie Audiodateien der aktuellen Lieblingsongs gehören dazu. Beispielsweise hat die 16-jährige Lara Fotos und Musiktitel ihrer Lieblingsbands „Die Toten Hosen“ und „Tokio Hotel“ sowie Fotos von Fußballern der deutschen und britischen Nationalmannschaft in ihrem Handy gespeichert. Auf dem Mobiltelefon der 13-jährigen Tabea finden sich persiflierte Videoclips zu bekannten Medieninhalten wie „Der Herr der Ringe“ oder „Sesamstraße“ sowie spaßige Audioclips mit witzigen Dialogen und Sprüchen, unter anderem von Helge Schneider. Darüber hinaus haben die Jugendlichen Logos von Kleidungs-, Schuh- und Accessoire-Labels (z. B. „Pelle Pelle“, „DC Shoes“, „Hello Kitty“) auf ihrem Handy gespeichert, für die sie sich begeistern und deren Produkte sie gern tragen.

Die Mädchen und Jungen haben diese Inhalte selbst über kostenfreie Suchmaschinen aus dem Internet heruntergeladen, von Fernseh- und Computerbildschirmen sowie Werbeplakaten abfotografiert oder von Freundinnen und Freunden sowie von Peers kostenfrei per Infrarot oder Bluetooth geschickt bekommen. Typische Situationen, in denen diese Inhalte getauscht werden, sind während der Hofpausen in der Schule, beim Warten an der Haltestelle oder auf Partys. Dabei geht es den Jugendlichen darum, ihre eigenen Medien- und Markenvorlieben zum Ausdruck zu bringen, die gemeinsam verbrachte Zeit zu gestalten und sich über medienbezogene Themen und Interessen auszutauschen.

Was den Ursprung dieser Inhalte betrifft, so stammt keines dieser Bilder, Fotos und Videos von professionellen Anbietern im Mobilfunkbereich, wofür die Jugendlichen zwei Begründungen nennen. Erstens wissen vor allem die Älteren um die kostenfreien Alternativen, sich über Suchmaschinen im Internet, über das Tauschen per Bluetooth oder über das eigene Produzieren (audio-) visuelle Inhalte für das Handy zu beschaffen. Sie sind nicht (mehr) bereit, Geld dafür auszugeben. Zweitens legen die Mädchen und Jungen großen Wert darauf, dass sie die Fotos und Videos an andere versenden und andersherum, von anderen empfangen können. Da kostenpflichtige Mobilfunkangebote oftmals mit einer technischen Sperre ausgestattet sind, die das Weiterversenden blockiert, bewerten die Jugendlichen diese Inhalte vor dem Hintergrund ihrer Tauschpraktiken als höchst unattraktiv.

Das Themenspektrum **Sexualität** bildet sich auf insgesamt vier Ebenen ab. Erstens setzen sich die Jugendlichen mit ihrer eigenen Sexualität auseinander.

Vor allem die älteren Mädchen und alle Jungen fotografieren sich selbst, ihre Freundinnen und Freunde sowie (potenzielle) Partnerinnen und Partner in erotischen Posen und dokumentieren auf diese Weise die Entwicklung ihrer Sexualität und Körperlichkeit.⁷³ Beispielsweise fotografieren sich die älteren Mädchen in erotischer Unterwäsche oder mit gewagtem Make-up und die Jungen inszenieren sich als „coole Draufgänger“ mit freiem Oberkörper oder lässigem Outfit. Die Jugendlichen schauen sich diese Dokumente immer wieder an, reflektieren ihre Inszenierungen und stellen vergleichende Bewertungen an. Gleichzeitig behandeln sie die Fotos aber auch höchst privat, präsentieren sie nur den engsten Freundinnen und Freunden sowie den aktuellen Partnerinnen und Partnern. Für die Peers oder die Kontakte aus Internetportalen sind diese Inhalte tabu.

Zweitens beschäftigen sich vor allem die älteren Jugendlichen mit Fotos, die sich auf einer erotisch-ästhetischen Ebene bewegen und typische Rollenklischees bedienen. Bei den Jungen gehört dazu das laszive Bikini-Mädchen auf dem roten Ferrari oder die nackte Schönheit am Strand. Bei den älteren Mädchen ist es der muskulöse Mann mit freiem Oberkörper. Mit Weichzeichnern und Lichteffekten wird dabei ein Bild von Weiblichkeit und Männlichkeit vermittelt, das für die Jugendlichen attraktiv erscheint und vor dessen Hintergrund sie auch ihre eigenen Maßstäbe in Bezug auf sexuelle Attraktivität entwickeln. Diese Inhalte haben die Jugendlichen über Suchmaschinen im Internet gefunden und auf ihr Mobiltelefon geladen sowie von Freunden und Peers geschickt bekommen.

Drittens findet die Aneignung von Sexualität auf eine humorvoll provokante Weise statt. Dazu gehören Bilder und Animationen, die bekannte Zeichentrickfiguren wie Garfield, Homer Simpson oder Betty Boop in den Mittelpunkt stellen. Diese Figuren sind in eindeutig sexuellen, aber spaßig konnotierten Handlungen zu sehen und finden sich bei den älteren Mädchen und bei allen Jungen. Bestandteil dieser humorvoll provokanten Auseinandersetzung sind aber auch Videoclips, die echte Menschen zeigen. Zu sehen sind besonders dicke oder alte Personen, die in sexuell konnotierten Situationen agieren. Die Clips sind zum Teil mit Karnevalsmusik oder comichaften Dialogen unterlegt und unter Titeln wie „Oma Sex Tuning“ oder „Dicket Ding“⁷⁴ im Mobiltelefon gespeichert. Die jüngeren und älteren Jungen verfügen über diese Material, das sie von ihren Freunden und Peers per Bluetooth geschickt bekommen haben, sich eher selten ansehen und vor allem im Beziehungsnetz weitertauschen.

73 Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt Emma Bond in ihrer qualitativen Studie mit Jugendlichen zwischen 11 und 17 Jahren. Vgl. Bond 2010.

74 Vgl. Matthias, 12 Jahre und Frank, 14 Jahre, Gruppeninterview vom 02. 03. 2007 in der Erweiterungsstudie.

Die vierte Ebene bewegt sich im Bereich Pornografie. Neben Fotos und Animationen überwiegen hier die Videoclips. Dabei handelt es sich um typisch pornografische Darstellungen, bei denen die Geschlechtsorgane der Akteure fokussiert werden. An diese Inhalte gelangen die Jugendlichen über das Tauschen mit Freunden und Peers. Ausschließlich die männlichen Jugendlichen, und hier die jüngeren wie die älteren, haben pornografische Inhalte auf ihren Mobiltelefonen gespeichert. Die Jüngeren sammeln und tauschen diese Dateien, weil es nach ihrer Auffassung lustige Clips sind, über die man lachen kann. Sie geben aber auch zu, dass sie die meisten dieser Videos „eklig“⁷⁵ finden und sich eigentlich nicht anschauen möchten. Bei den Älteren hat sich der Reiz des Neuen bereits gelegt. Zwar haben sie das pornografische Material noch auf ihren Mobiltelefonen gespeichert, das Interesse daran aber weitestgehend verloren.

Die jüngeren und älteren Mädchen aus der Langzeitstudie wissen von den pornografischen Inhalten, die ihre männlichen Mitschüler und Peers auf dem Handy gespeichert haben, möchten solche Clips aber weder ansehen noch besitzen. So berichten die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe von einem Mitschüler, der pornografische Materialien in der Schule herumzeigt:

„Ja der hat schon so pornografische Sachen drauf. (Katja und Tabea) Wo haben die so was her? (Interviewerin) Keine Ahnung. (Rebekka) Wahrscheinlich von Tarek. Und Tarek hat es aus dem Internet. Das kann man runter laden. (Katja) Ich glaube von Älteren. (Tabea) Und woher wisst ihr das, dass die das haben? (Interviewerin) Weil, das hat er uns alles mal ganz stolz gezeigt. In der siebten Klasse. (Tabea)“ (Katja, Tabea und Rebekka, 13 und 14 Jahre, Gruppeninterview vom 11. 01. 2007)

Schließlich findet sich der Themenbereich **Gewalt** auf den Mobiltelefonen der Jugendlichen wieder, wobei zwischen psychischer und physischer Gewalt zu unterscheiden ist.

Zur psychischen Gewalt gehören überwiegend selbst produzierte Fotos und Videoclips, bei denen die Jugendlichen ihre Freundinnen und Freunde sowie die Peers in privaten oder peinlichen Situationen mit der Handykamera überrascht und zumeist ohne deren Einverständnis gefilmt haben. Vor allem bei Partys, bei denen Alkohol im Spiel ist, entstehen solche Inhalte. Für die Mädchen und Jungen stehen diese Videos in keinerlei Verbindung zu mediatisierten Kommunikationspraktiken, die etwas mit Gewalt zu tun haben könnten. Vielmehr

75 Vgl. Matthias, 12 Jahre und Frank, 14 Jahre, Gruppeninterview vom 02. 03. 2007 in der Erweiterungsstudie.

bewerten sie die Inhalte als spaßige Erinnerungen, die sie sich gern in geselligen Runden anschauen oder auf sozialen Netzwerkseiten wie „SchülerVZ“ präsentieren.

Zur physischen Gewalt zählen gezeichnete, trickfilmartige Bilder, Animationen und Clips, in denen sich Trickfilmfiguren im „Tom und Jerry“-Stil schlagen. Alle Mädchen und Jungen jeden Alters haben diese Inhalte auf ihren Handys gespeichert. Darüber hinaus existieren Videoclips, bei denen physische Gewalt mit realen Menschen und Tieren stattfindet. Drastische Unfälle, Prügeleien, Quälereien und Tötungen gehören dazu. Sowohl die männlichen Jugendlichen aus der Erweiterungsstudie, als auch die beiden 16-jährigen Jungen aus der Langzeitstudie kennen und besitzen zwei Videoclips, in denen ein Soldat der russischen Armee durch Abschneiden des Kopfes getötet und ein anderer mit einem Stuhl geschlagen wird:

„Dann habe ich noch so ein russisches Video. Da wird so einem der Kopf abgeschnitten. [...] Von Russland so ein Video. [D]er liegt auf dem Boden, dann wird ihm der Kopf abgeschnitten. Dann habe ich noch von der russischen Armee. [D]a sitzen die so im Raum und dann tippt der den so an. (Christoph) Verklappen sie einen. (Manuel) Und danach dreht er sich um, nimmt einen Stuhl und haut ihm voll über den Kopf. (Christoph)“ (Manuel und Christoph, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 13. 09. 2007)

Zu dieser Form der physischen Gewalt gehören auch die unter dem Begriff „Happy Slapping“ bekannt gewordenen Videoclips (vgl. Kapitel 3.3.2). Der überwiegende Teil dieser Clips, die sich im Besitz der männlichen Jugendlichen befinden, wurden offensichtlich in Schulen aufgenommen. Zu sehen sind Schüler, die überraschend angegriffen und ins Gesicht geschlagen oder in den Bauch getreten werden. So verfügt der 12-jährige Matthias über einen Zusammenschnitt verschiedener Begebenheiten, die offensichtlich aus russischen Schulen stammen und bei denen Schüler untereinander drastische Gewalt ausüben. Der 16-jährige Manuel berichtet von einem Video, das in einer Schule seines Heimatortes entstanden ist und bei dem ebenfalls ein Schüler im Treppenhaus angegriffen wird. Ausschließlich die männlichen Jugendlichen besitzen solche Videoclips, wobei es auch hier um das Tauschen und weniger um das Anschauen der Inhalte geht. Dabei sind vor allem solche Clips begehrt, die besonders brutal sind und sehr realistisch erscheinen. Während die älteren Jungen bereits das Interesse an diesen gewalthaltigen Videoclips verloren haben, üben sie für die jüngeren noch einen besonderen Reiz aus. Wie die pornografischen Inhalte nehmen sie aber auch diese Clips eher ambivalent wahr. Einerseits wollen die Jugendlichen an den Tauschprozessen partizipieren und solche Videos besitzen,

die bei Freunden und Peers besonders beliebt sind. Sie bewerten die Inhalte als witzig und sind begeistert, sie der Forscherin während des Interviews zu präsentieren. Andererseits schauen sich die Jungen diese Clips nur ungern an. Beispielsweise hat der 12-jährige Matthias Videoclips auf seinem Handy gespeichert, in denen Tiere gequält oder getötet werden. Während des Interviews führt er der Forscherin einige dieser Clips vor und betont, dass er nicht hinsehen möchte und normalerweise solche Videos zwar weitertauscht, aber kein zweites Mal anschaut.

Insgesamt lässt die Analyse deutlichen werden, dass offensichtlich eine begrenzte Anzahl besonders drastischer Videoclips unter Jugendlichen kursiert. Obwohl die Jugendlichen aus der Langzeitstudie und die Jungen aus der Erweiterungsstudie aus unterschiedlichen Orten stammen und sich untereinander nicht kennen, besitzen sie dieselben Inhalte. Zudem existieren in den Beziehungsnetzen der Mädchen und Jungen offensichtlich Personen, die als zentraler Umschlagplatz und als „Dealer“ für (audio-) visuelles Handymaterial bekannt sind. Diese Jugendlichen besitzen ein umfangreiches und immer wieder aktualisiertes Repertoire an gespeicherten Inhalten, mit dem sie sich im Beziehungsnetz präsentieren und worauf sie immer wieder von Klassenkameraden und Peers angesprochen werden.

Schließlich soll noch ein letztes Thema erwähnt werden, das zwar auf den Mobiltelefonen der untersuchten Jugendlichen eine eher geringe Rolle spielt, vor dem Hintergrund problematischer Aneignungsweisen aber nicht zu vernachlässigen ist. Dabei handelt es sich um (audio-) visuelle Inhalte, in denen **politische Orientierungen und Statements** zum Ausdruck kommen. Hier kursieren vor allem Animationen und Bilder mit Symbolen des Nationalsozialismus. Diese Symbole werden paraphrasiert und in einen spaßigen Kontext eingebettet. Dazu gehört ein Bild, bei dem die aus dem deutschen Kinderfernsehen bekannten Teletubbies einen Anzug mit Hakenkreuz tragen. Die zwei Jungen, die dieses Bild gespeichert haben, können sich nicht mehr erinnern, wie sie in dessen Besitz gekommen sind. Sie vermuten, dass sie die Bilder zusammen mit anderen Inhalten per Bluetooth geschickt bekamen.

Darüber hinaus bringen die Jugendlichen aber auch bewusst ihre politische Haltung zum Ausdruck, indem sie Bilder und Animationen sammeln, in denen beispielsweise Hakenkreuze zerstört oder Statements wie „Scheiß Faschos“⁷⁶ übermittelt werden. Sowohl die älteren Mädchen als auch die jüngeren und älteren Jungen verfügen über diese Inhalte.

⁷⁶ Vgl. Christoph, 16 Jahre, Gruppeninterview vom 17. 01. 2007 in der Langzeitstudie.

b) Medienerzieherische und medienpädagogische Kompetenzen von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen

In den Interviews sowie in den im Rahmen von Workshops und Weiterbildungen geführten Gesprächen (vgl. Kapitel 4.2) wird zunächst deutlich, dass Erwachsene offensichtlich über ein eher bruchstückhaftes Wissen bezüglich (audio-) visueller Inhalte verfügen. Zwar sind sich die meisten Eltern, Lehrerinnen und Lehrer sowie andere Pädagoginnen und Pädagogen darüber im Klaren, dass Kinder und Jugendliche mit dem Mobiltelefon fotografieren und filmen. Sie haben jedoch keine Vorstellung davon, um welches Spektrum an (audio-) visuellem Material es sich dabei handelt und auf welche Weise bzw. warum diese Inhalte erstellt, heruntergeladen, gespeichert und getauscht werden. Aus diesem eher marginalen Wissen ergibt sich aus Sicht der Erwachsenen kaum eine Notwendigkeit, erzieherisch aktiv zu werden. Folglich beschäftigen sich auch die Eltern der Jugendlichen aus der Langzeitstudie kaum mit diesem Thema. Da weder Kosten anfallen noch andere Probleme sichtbar werden, besteht aus ihrer Perspektive keinerlei Handlungsbedarf. Die Mütter und Väter der Mädchen sind zudem überzeugt, dass sich ausschließlich die Eltern von Jungen mit Fragen von Gewalt und Pornografie beschäftigen sollten. Für ihre eigenen Kinder gehen sie davon aus, dass deren Aneignung (audio-) visueller Inhalte unproblematisch ist.

Die Lehrerinnen und Lehrer sowie andere Pädagoginnen und Pädagogen, von denen in der Langzeitstudie die Rede ist und die in den durchgeführten Workshops und Weiterbildungen zu Wort kommen, sind verunsichert und überfordert. Einerseits wissen sie um die Bedeutung, die das Erstellen, Herunterladen und Tauschen von (audio-) visuellen Inhalten für Jugendliche spielt. Während der Hofpausen in der Schule oder bei Gesprächen im Jugendtreff sowie in der Erziehungsberatung ist ihnen klar geworden, dass durchaus Handlungsbedarf besteht. Andererseits wissen sie nicht, mit welchen juristischen und erzieherischen Möglichkeiten sie den einzelnen Phänomenen begegnen können, was in ihrer Verantwortung liegt und welche zusätzliche Unterstützung sie in Anspruch nehmen können.

Welche kommunikationswissenschaftlich und medienpädagogisch bedeutsamen Schlussfolgerungen lassen sich nun an dieser Stelle formulieren und in welchem Zusammenhang stehen die Erkenntnisse mit dem Wandel von Sozialisation im Jugendalter?

Aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive wird deutlich, dass die Aneignung (audio-) visueller Inhalte vor dem Hintergrund beziehungsrelevanter Kommunikationspraktiken stattfindet und gleichzeitig in Prozesse der Selbstreflexion und Selbstdarstellung eingebettet ist. Dabei spielt das eigene Mobiltelefon als Beziehungsmedium und als persönliches Medium eine wichtige Rolle.

Mit Blick auf ihr Beziehungsnetz produzieren und speichern alle untersuchten Jugendlichen der Langzeit- und Erweiterungsstudie Fotos und Videoclips, um beziehungsrelevante Ereignisse und Entwicklungen mit ihrem Mobiltelefon zu dokumentieren und zu reflektieren. Darüber hinaus sammeln und tauschen die Mädchen und Jungen (audio-) visuelles Material, um sich an wichtigen Aushandlungsprozessen in ihren Beziehungen zu beteiligen. Dabei geht es oftmals weniger um die Inhalte selbst, sondern vielmehr um das Empfangen und Weitersenden von (audio-) visuellem Material. Das heißt, wer bestimmte Fotos, Bilder, Animationen oder Videoclips per Bluetooth auf sein Mobiltelefon erhält, ist gleichzeitig bemüht, dieses Material im Beziehungsnetz weiterzureichen und darüber auch den eigenen Status zu optimieren. In diesem Zusammenhang existieren offensichtlich zentrale Knotenpunkte im Beziehungsnetz, über die sich kommunikative Aktivitäten bündeln und über die sämtliche Tauschprozesse abgewickelt werden. Folglich ist das Tauschen (audio-) visueller Medieninhalte weniger auf die mediatisierte Kommunikation zwischen zwei Personen gerichtet. Vielmehr geht es um dynamische und kontinuierliche Praktiken des Empfangens und Weitersendens, bei denen die Integration und die Anerkennung von Jugendlichen in ihren Freundschafts- oder Peer-Beziehungen im Mittelpunkt stehen.

Was die Orte betrifft, an denen das Tauschen und Rezipieren (audio-) visueller Inhalte stattfindet, wird zudem die These von den sozialen Arrangements bestätigt, über die sich situative Medienrahmen mit spezifischen Erwartungen und Regeln konstituieren (vgl. Kapitel 3.1.2 und Kapitel 3.2.1) Insbesondere schulische Kontexte, aber auch private Partys oder Bushaltestellen werden dabei zu kommunikativen Räumen umgestaltet, in denen die Jugendlichen ihre Tauschpraktiken realisieren. Dabei schaffen sie eine besondere Form von Öffentlichkeit, die den Beteiligten höchst umfassende Einblicke erlaubt, während andere Anwesende und insbesondere Erwachsene ausgeschlossen bleiben. Zwangsläufig und unfreiwillig ausgegrenzt sind zudem diejenigen Mädchen und Jungen, die über ein Mobiltelefon ohne Kamera- und Bluetooth-Funktion verfügen.

Im Hinblick auf Prozesse der Selbstreflexion und Selbstpräsentation verweisen die Ergebnisse darauf, dass sich Jugendliche mit ihrer Handykamera selbst in Szene setzen und darüber Vorstellungen von ihrer eigenen Körperlichkeit und Sexualität dokumentieren. Zudem tragen die Mädchen und Jungen Inhalte zusammen, über die sie individuelle Präferenzen und Stile, aber auch politische Einstellungen präsentieren. Darüber hinaus sammeln die männlichen Jugendlichen pornografisches und gewalthaltiges Material, über das sie ihre Männlichkeit und Unerschrockenheit artikulieren. Auch dies geschieht in einer Form von Öffentlichkeit, die unter Jugendlichen alltäglich und für Erwachsene kaum greifbar scheint.

Aus medienerzieherischer bzw. -pädagogischer Sicht ist es zunächst einmal wichtig zu betonen, dass die als jugendtypisch bekannten und zugleich unproblematisch zu bewertenden Inhalte und Praktiken einen großen Raum einnehmen. So ist es für die Mädchen und Jungen wichtig, Ereignisse aus ihrer Lebenswelt zu dokumentieren und diese Inhalte mit Personen zu teilen, die ihnen nahe stehen. Zudem ist es weder neu noch problematisch, dass Jugendliche mediale Vorlagen benutzen, um ihre Interessen und ihren eigenen Stil im Beziehungsnetz zum Ausdruck zu bringen. Auch die Beschäftigung mit Sexualität und Körperlichkeit ist im Jugendalter ein wichtiger Prozess, bei dem nun auch die (audio-) visuellen Möglichkeiten des Mobiltelefons einbezogen werden. Ebenso bekannt und in einem gewissen Rahmen akzeptabel ist die Tatsache, dass sich Jugendliche mediale Inhalte wie Gewalt aneignen, weil sie neugierig sind und weil sie ihre eigenen Grenzen sowie die von ihren Eltern und Lehrern testen oder überschreiten wollen.

Abgesehen davon haben sich aber offensichtlich auch mediatisierte Kommunikationspraktiken etabliert, die mit Blick auf den Sozialisationsprozess neu und zugleich bedenklich sind. Diese Entwicklungen lassen sich auf mindestens vier Kernergebnisse zusammenfassen, die sich auf die Aneignung von persönlichen, drastischen und politischen Inhalten durch Jugendlichen beziehen und zudem auf die veränderten medienerzieherischen sowie -pädagogischen Positionen von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen verweisen.

Erstens handelt es sich bei der Aneignung von persönlichen Inhalten um Fotos und Videoclips, die von den Jugendlichen auf einfachste Weise selbst mit dem Mobiltelefon produziert werden und auf denen nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Freunde und Peers zu sehen sind. Diese Inhalte werden nicht selten an andere Personen im Beziehungsnetz weitergereicht. Auch wenn die untersuchten Jugendlichen weitestgehend umsichtig mit den meisten dieser Inhalte umgehen, fehlt ihnen das Bewusstsein dafür, dass das Erstellen und Verbreiten einiger dieser Fotos und Videos mit Blick auf Normen zwischenmenschlichen Zusammenlebens durchaus bedenklich sind und subtile Formen psychischer Gewalt beinhalten. In diesem Zusammenhang zeigen vor allem neuere Studien zu den Entwicklungen im Web 2.0, dass die Verbreitung peinlicher und diffamierender Fotos, die auch über Mobiltelefone produziert und online gestellt werden, mit ernstzunehmenden Konsequenzen für die Opfer verbunden ist (vgl. Kapitel 3.3.2; Grimm et al. 2008).

Zweitens nimmt die Aneignung von drastischen Inhalten neue Dimensionen an. Damit sind Fotos und Videos gemeint, die im Sinne des geltenden Jugendmedienschutzes als entwicklungsbeeinträchtigend oder gar schädigend bezeichnet

werden (vgl. Kapitel 3.3.3). Über ihr Mobiltelefon haben Jugendliche heute ungehinderten Zugang zu (audio-) visuellem Material, das eindeutige Pornografie beinhaltet und Gewalt in ihren extremsten Varianten präsentiert. Ausschließlich die untersuchten männlichen Jugendlichen zeigen hier eine besondere Affinität, wollen sich über diese Inhalte profilieren und Anerkennung im Beziehungsnetz verschaffen. Während die Jüngeren durch die Rezeption der pornografischen und gewalthaltigen Videoclips verunsichert und verstört werden, erscheinen die Älteren eher abgestumpft und gelangweilt. Gleichzeitig sind sich alle untersuchten männlichen Jugendlichen keineswegs im Klaren darüber, dass sie Inhalte besitzen und weitertauschen, die häufig strafrechtlich relevant sind.

Drittens sind die politischen Inhalte nicht zu vernachlässigen, die sich auf den Mobiltelefonen der Mädchen und Jungen befinden. Sie verweisen darauf, wie einfach es für Parteien und andere politische Organisationen ist oder sein könnte, ihr Gedankengut unter Jugendlichen zu verbreiten.

Viertens muss schließlich betont werden, dass sich die medienerzieherische bzw. -pädagogische Position von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen verändert hat. Diese Erwachsenen besitzen zwar ein rudimentäres Wissen darüber, dass Jugendliche (audio-) visuelles Material erstellen, sammeln und tauschen, haben aber keinerlei Einblicke in Art und Umfang der problematischen Inhalte sowie in die damit verbundenen Aneignungsweisen. Gleichzeitig fehlen ihnen adäquate erzieherische Konzepte und Strategien, um Jugendliche zu einer Reflexion in Bezug auf ihre Aneignungspraktiken zu bewegen und ihnen Alternativen beim Umgang mit der Kamera- und Bluetooth-Funktion aufzuzeigen.

Insgesamt verweisen diese Schlussfolgerungen aus kommunikationswissenschaftlicher und medienpädagogischer Perspektive darauf, dass sich Sozialisation im Jugendalter auch deshalb wandelt, weil das Mobiltelefon nicht nur als Beziehungs- und als persönliches Medium höchst bedeutsam ist, sondern auch als problematisches Medium Relevanz besitzt. Dabei geht es um den veränderten Besitz von und Zugang zu problematischen Inhalten sowie um die darauf bezogenen mediatisierten Kommunikationspraktiken. Gleichzeitig wandeln sich Hemmschwellen und Barrieren und die Nachvollziehbarkeit und Kontrollierbarkeit problematischer Aneignungspraktiken muss neu bewertet werden. Das Mobiltelefon stellt also nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern vor allem auch ihre Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen vor neue Herausforderungen. Während sich finanzielle Ausgaben noch weitestgehend kontrollieren und regulieren lassen, erscheinen die (audio-) visuellen Inhalte aus pädagogischer und erzieherischer Sicht kaum greifbar. Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden medienpädagogische Handlungsfelder benannt sowie Handlungsmöglichkeiten vorgestellt

werden. Dabei wird auch Bezug zu den Erfahrungen genommen, die in der Langzeitstudie sowie in der Erweiterungsstudie gesammelt wurden und die mit Blick auf medienpädagogische Ansatzpunkte fruchtbar erscheinen.

5.3.3 Handlungsbedarf und Handlungsmöglichkeiten

Um die problematischen Praktiken zu begrenzen und die positiven Facetten bei der Aneignung von digitalen Medien zu fördern, greifen in Deutschland gesetzlicher und präventiver Jugendmedienschutz ineinander. Im Kapitel zur Mediatisierung der Sozialisierungsergebnisse ist deutlich geworden, dass die gesetzlichen Rahmenbedingungen und deren Aktualisierung durchaus wichtig, aber keineswegs ausreichend sind, um Jugendliche zu einem kompetenten Umgang mit digitalen Medien zu befähigen. Vielmehr gewinnt die Förderung eines kritisch-reflektierten und ethisch-verantwortungsvollen Handelns mit digitalen Medien immer mehr an Bedeutung. Dabei, so wurde weiter ausgeführt, erweist sich vor allem die aktive Medienarbeit als eine angemessene Methode zur Förderung von Medienkompetenz (vgl. Kapitel 3.3.3). Ausgehend von den Fähigkeiten und Interessen der Adressaten werden Medienprojekte initiiert, die Jugendliche zu einem souveränen Medienumgang befähigen sollen. In Deutschland existieren zahlreiche Institutionen und Initiativen, die sich dieser Methode bedienen und damit nicht nur die Medienkompetenz von Kindern und Jugendlichen stärken, sondern auch Eltern, Lehrerinnen und Lehrer sowie andere Pädagoginnen und Pädagogen ansprechen. Unter anderem die Thüringer Landesmedienanstalt und das JFF in München wurden hier als Beispiele vorgestellt.

Auch in der vorliegenden Arbeit hat sich gezeigt, dass sowohl bei den untersuchten Jugendlichen, als auch bei ihren Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen medienpädagogischer Handlungsbedarf besteht. Während es bei den Jugendlichen vor allem die kritisch-reflexive und ethisch-verantwortungsvolle Aneignung des Mobiltelefons ist, die einer Förderung bedarf, erscheinen bei den Erwachsenen elementares Hintergrundwissen sowie Konzepte und Praktiken für ein medien-erzieherisch und medienpädagogisch sinnvolles Handeln ausbaufähig.

Vor diesem Hintergrund soll es nun darum gehen, zwei Möglichkeiten aufzuzeigen, die aus der Langzeit- sowie der Erweiterungsstudie herausgearbeitet wurden und die neue Erkenntnisse für die Stärkung eines kompetenten Umgangs mit digitalen Medien und insbesondere dem Mobiltelefon liefern. Erstens wird die Intervention als ein Instrument vorgestellt, mit dem sich Reflexionsprozesse zur Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium, als persönliches Medium und als problematisches Medium anstoßen lassen (a). Zweitens stehen Fortbildungen und Workshops im Mittelpunkt, mit denen das Wissen von Multiplikato-

ren sowie Pädagoginnen und Pädagogen erweitert und deren Handlungskompetenzen gestärkt werden können (b).

a) Die Intervention „Eine Woche ohne Handy“

Jugendlichen für mehrere Stunden oder gar Tage und Wochen ihr eigenes Mobiltelefon zu entziehen, erscheint gerade mit Blick auf die empirischen Ergebnisse des vorliegenden Buches als ein zunächst sehr unrealistisches und wenig vielversprechendes Vorhaben. Dennoch hat sich gezeigt, dass die Intervention unter bestimmten Voraussetzungen als ein Instrument eingesetzt werden kann, das Jugendliche und deren Eltern zu einer kritischen Reflexion ihrer Aneignungspraktiken befähigt.

Wie bereits im Methodenkapitel erläutert, zielt die Intervention darauf ab, mediatisierte Kommunikationspraktiken aufzudecken, die auf so elementare Weise mit dem Alltag von Jugendlichen verwoben sind, dass sie den Mädchen und Jungen kaum mehr bewusst sind. Über die herbeigeführten Störungen und Brüche gelang es, diese Praktiken in ihrer Bedeutsamkeit herauszuarbeiten. Abgesehen davon war die Intervention aber auch darauf gerichtet, Reflexionsprozesse anzustoßen. Die Jugendlichen sollten darüber nachdenken,

- was ihnen während der Intervention besonders fehlt und warum,
- wofür sich Alternativen finden lassen und wofür es keinen Ersatz gibt,
- welche Vorteile sich während der Zeit ohne Mobiltelefon ergeben,
- was sie von sich selbst und von anderen Personen aus dem Beziehungsnetz erwartet haben und
- wie die Intervention tatsächlich erlebt wurde.

Um diese Reflexionsanreize in der Intervention zu verankern, kamen mehrere Methoden zum Einsatz. Erstens hatten die Jugendlichen die Möglichkeit, die während der handyfreien Zeit gesammelten Erfahrungen in Gruppeninterviews zu verbalisieren. Diese Interviews fanden vor, während und nach der Intervention statt. Dabei fungierten unter anderem Fragen nach den aktuellen Schwierigkeiten oder dem vermuteten Verlauf der kommenden Tage als Narrationsanreiz, um zum Nachdenken anzuregen. Zudem waren die Jugendlichen während der Interviews angehalten, mit Hilfe von Assoziationskarten zum Ausdruck zu bringen welche Erlebnisse und Gedanken sie mit bestimmten Aussagen verbinden. Zu diesen Assoziationen gehörten beispielsweise die zu vervollständigenden Sätze: „Je länger man kein Handy hat, umso ...“ und: „Ohne Handy ist man ...“.

Zweitens waren die Jugendlichen angehalten, Tagebuch zu führen und auf diesem Weg ihre Wahrnehmungen, Bewertungen und Erlebnisse zu dokumentieren. Für jeden Tag der Intervention erhielten sie einen Protokollbogen, bei dem

offene Fragen gestellt und Reflexionsanreize formuliert wurden. Solche Anreize lauteten etwa: „Der erste Tag ganz ohne Handy – was war anders als sonst? Erzähl mal!“ oder: „Immerhin schon fast drei ganze Tage ohne dein Handy – könntest du dich daran gewöhnen? Warum bzw. warum nicht?“.

Drittens wurden die in den Gruppeninterviews, Assoziationskarten und Handytagebüchern formulierten Reflexionen noch einmal aufgegriffen und in Einzelinterviews ausführlich besprochen. Gleichzeitig ging es um eine rückblickende Bewertung und eine Gesamteinschätzung der Intervention.

Viertens waren die ebenfalls im Anschluss an die Intervention geführten Elterninterviews von Bedeutung. Gefragt wurde, ob die Mütter und Väter die Intervention als eine sinnvolle Möglichkeit bewerten, um bei ihren Kindern Reflexionsprozesse anzustoßen und welche Anregungen oder Kritik sie zur Verbesserung dieses Instruments haben.

Die Auswertung der über diese Methoden zusammengetragenen Ergebnisse zeigt, dass die untersuchten Jugendlichen auf unterschiedlichen Ebenen über ihre Praktiken mit dem Handy reflektiert haben. Auf der einen Seite ist ihnen klar geworden, was genau die Unverzichtbarkeit des Mobiltelefons ausmacht und wofür es eine besonders wichtige Rolle spielt. So wurde den Jugendlichen auf der einen Seite bewusst, dass sich Beziehungen viel einfacher und flexibler organisieren lassen und mit dem Handy überhaupt erst der Zugang zu sämtlichen Personen im Beziehungsnetz geschaffen sowie die Strukturierung und zeitliche Terminierung des Alltags abgesichert wird.

Auf der anderen Seite sind die Jugendlichen aber auch zu der, aus ihrer Perspektive überraschenden Erkenntnis gelangt, dass es durchaus möglich oder sogar von Vorteil sein kann, auf das Mobiltelefon zu verzichten. In Hinblick auf die Aneignung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium ist ihnen bewusst geworden, dass es durchaus akzeptable Alternativen gibt, um eine gelingende Kommunikationspraxis in Gang zu halten. So befürwortet beispielsweise eine Jugendliche aus der Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen das verbindliche Verabreden ohne Mobiltelefon sowie das Festhalten an vereinbarten Terminen. Darüber hinaus bewerten zwei der weiblichen Jugendlichen positiv, dass sie sich ohne ihr persönliches Medium dem Zwang entziehen können, permanent erreichbar zu sein. Sie erleben sich als ruhiger und fühlen sich befreit von den sonst permanent vorhandenen und sie oftmals bedrängenden Kommunikationspotenzialen:

„Dann hast du geschrieben, man fühlt sich freier und es ist alles ein bisschen weiter weg? (Interviewerin) Ja, das war bei mir so. Man gehört halt nicht mehr so richtig dazu und man ist so einzeln. Und dann denkt man, lass die

doch da wuseln, das interessiert mich nicht, ich kriege nichts davon mit.“ (Juliane) (Juliane, 16 Jahre, Einzelinterview vom 19.02.2007)

„Sonst fühle ich mich immer so bedrängt von meinem Handy. Wenn ich jetzt zum Beispiel alleine zu Hause und das liegt hier irgendwo. Ich weiß nicht, es passiert ja nichts damit, es ruft auch eigentlich fast niemand an. Trotzdem fühle ich mich da irgendwie anders. Erreichbar. Und jetzt war es halt viel ruhiger. Weil man weiß, es kann niemand anrufen.“ (Lara, 16 Jahre, Einzelinterview vom 15.02.2007)

Schließlich stoßen die Erfahrungen während der Intervention Reflexionsprozesse an, die sich auf die Bedeutung des Mobiltelefons als problematisches Medium beziehen. So wird den Jugendlichen bewusst, wie teuer die Kommunikation mit dem Mobiltelefon sein kann und dass sie ohne ihr Handy Geld sparen und trotzdem gut zurechtkommen können.

Abgesehen von diesen Reflexionen, die sich auf die Kommunikation mit dem Mobiltelefon beziehen, waren die Jugendlichen und ihre Eltern angehalten, die Intervention als Methode zu bewerten und Kritik oder Verbesserungsvorschläge zu äußern. Insgesamt beurteilten die Jugendlichen die Intervention als eine spannende und vor allem besondere Erfahrung. Für eine begrenzte Zeit ist es ihrer Meinung nach aufregend zu erleben, wie das Leben ohne das eigene Handy sein kann. Eine ähnliche Auffassung vertreten die Eltern der Jugendlichen. Sie halten es für wichtig und richtig, dass ihre Kinder für eine gewisse Zeit ohne ihr eigenes Mobiltelefon auskommen und darüber nachdenken müssen, ob und wozu sie dieses Medium benötigen. Gleichzeitig betonten die Mütter und Väter aber auch, dass die Zeit der Intervention für sie selbst mit Unsicherheiten verbunden war, weil sie ihre Kinder nicht wie sonst flexibel erreichen konnten.

Damit ist auf die Rahmenbedingungen und Voraussetzungen verwiesen, die erforderlich sind, um eine Intervention dieser Art durchzuführen. Zunächst einmal ist es im Voraus notwendig, das Vertrauen der Jugendlichen und ihrer Eltern zu gewinnen. Von der Forscherin wurde die Intervention mehrere Wochen im Voraus angekündigt und in den Gruppeninterviews immer wieder thematisiert. So hatten die Jugendlichen ausreichend Zeit, eine Vorstellung von diesem „Experiment“ zu entwickeln und darüber nachzudenken, ob sie daran teilnehmen wollen oder nicht bzw. unter welchen Bedingungen sie sich eine Teilnahme vorstellen können. Die Eltern erhielten einen Brief, in dem die Intervention detailliert vorgestellt und um eine Einverständniserklärung gebeten wurde. Darüber hinaus fanden vor Beginn der Intervention Telefonate statt, bei denen die Eltern die Möglichkeit hatten, Fragen zu stellen oder Bedenken zu äußern.

Während der Intervention war es wichtig, die Jugendlichen über den Verbleib ihres persönlichen Mediums zu informieren. Die Mobiltelefone wurden in einem verschlossenen Umschlag in einem abschließbaren Fach im Büro der Forscherin aufbewahrt. Der Umschlag wurde zu Beginn jedes Gruppeninterviews geöffnet und anschließend wieder verschlossen. Zudem hatten die Jugendlichen die Möglichkeit, ihr Handy zu jeder Zeit zurück zu verlangen und die Intervention abubrechen.

Darüber hinaus erhielten die Jugendlichen kleine Anreize und Motivationen, um die Tagebuchprotokolle auszufüllen und die Zeit der Intervention zu überstehen. Dementsprechend konnten die Mädchen täglich einen Umschlag öffnen, in dem, neben dem Tagebuchprotokoll, Süßigkeiten, Schreibwaren- oder Kosmetikartikel enthalten waren. Als Belohnung bzw. Ansporn erhielten die Jugendlichen zudem einen Gutschein für ein beliebtes Bekleidungsgeschäft im Wert von 15 Euro.

Insgesamt wird also deutlich, dass sich mit dem Instrument der Intervention unter bestimmten Voraussetzungen Reflexionen anstoßen lassen, die für Jugendliche höchst bedeutsam sind und die als Ausgangspunkt für weitere Aktivitäten dienen können. Die Intervention lässt sich sowohl im Rahmen schulischer Projektwochen als auch in der freien Jugendarbeit oder der medienpädagogischen Projektarbeit einsetzen und kann den entsprechenden Bedingungen und Zielsetzungen der jeweiligen Einrichtung angepasst werden. Selbst wenn sich herausstellen sollte, dass sich die betreffenden Jugendlichen nicht auf eine solche Intervention einlassen wollen, wie das bei den männlichen Jugendlichen in der vorliegenden Forschungsarbeit der Fall war, kann diese Entscheidung als Ausgangspunkt genutzt werden, um Gespräche anzustoßen. Denn bei der praktischen Medienarbeit im Rahmen medienpädagogischer Bemühungen stehen weniger Ergebnisse oder ein fertiges Endprodukt, sondern vielmehr die Erkenntnis- und Reflexionsprozesse der Subjekte im Mittelpunkt.

b) Fortbildungen und Workshops

Während in den vorangegangenen Erläuterungen eine Intervention als medienpädagogische Möglichkeit beschrieben wurde, um kritisch-reflexive Kompetenzen bei Jugendlichen zu fördern, sollen nun Bemühungen im Mittelpunkt stehen, mit denen das auf digitale Medien bezogene Wissen von Erwachsenen ausgebaut und deren Handlungsfähigkeit gestärkt werden kann. Dazu wurden im Verlauf des Promotionsvorhabens insgesamt 13 Fortbildungen bzw. Workshops durchgeführt. Diese Veranstaltungen richteten sich an unterschiedliche Zielgruppen, die aus wirtschaftlicher, juristischer, psychologischer und (medien-)pädagogischer Perspektive mit digitalen Medien und deren Aneignung durch

Jugendliche zu tun haben. Inhaltlich ging es um aktuelle Entwicklungen in den Bereichen Mobiltelefon und Web 2.0, wobei sich die zentralen Zielstellungen bei der Durchführung der Veranstaltungen auf insgesamt drei Punkte zusammenfassen lassen.

Erstens wurde den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Hintergrundwissen zu digitalen Medien vermittelt und aktuelle wissenschaftliche Ergebnisse zu Mobiltelefon und Web 2.0 vorgestellt. Zweitens standen solche mediatisierten Kommunikationspraktiken von Jugendlichen im Fokus, die besonders neu sind und bei denen sich problematische Aneignungsweisen abzeichnen. Dabei wurden auch Erklärungshintergründe geliefert und fundiertes Wissen aus der Kommunikations- und Sozialisationswissenschaft sowie aus der medienpädagogischen Forschung und der Gewaltforschung aufbereitet.

Der aus diesen neuen bzw. problematischen Aneignungsweisen abgeleitete Handlungsbedarf bildete schließlich drittens den Ausgangspunkt, um Informationen zu bündeln und praktische Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen, die von den Zielgruppen in ihren jeweiligen Arbeitskontexten selbständig und flexibel umgesetzt werden können.

Abgesehen von diesen drei Punkten wurden im gesamten Verlauf der Fortbildungen und Workshops die Erfahrungen und Anliegen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aufgegriffen und berücksichtigt. Außerdem wurden in den meisten Veranstaltungen Handouts angefertigt und Materialien zur Verfügung gestellt, mit denen die jeweiligen Zielgruppen vertiefend recherchieren oder Anregungen einholen können.

Im Folgenden sollen nun zwei Beispiele veranschaulichen, wie diese allgemeinen Zielstellungen und Themenbereiche in einer konkreten Veranstaltung umgesetzt wurden. Dabei handelt es sich erstens um ein Kommunikationsforum, das vom Informationszentrum Mobilfunk (IZMF) initiiert wurde und bei dem das Thema Mobiltelefon und Medienkompetenz im Mittelpunkt stand. Zweitens wird eine Fortbildung ausführlicher beschrieben, bei der sich das Sächsische Bildungsinstitut zum Ziel gesetzt hatte, Lehrerinnen und Lehrer sowie insbesondere Fachberaterinnen und Fachberater aus dem Bereich Informatik weiterzubilden.

Im Mai 2009 veranstaltete das **Informationszentrum Mobilfunk (IZMF) ein Kommunikationsforum**, bei dem im Titel die Frage aufgeworfen wurde „Handys im Alltag von Jugendlichen – Wer sorgt für Sicherheit und Medienkompetenz?“. Im Zentrum standen sowohl Forderungen nach gesetzlichen Regulierungen als auch Möglichkeiten medienpädagogischer Prävention. Um eine gemeinsame Wissensgrundlage zu schaffen und einen Austausch verschiedener Sichtweisen zum Thema Mobilfunk und Jugendmedienschutz zu ermöglichen, nahmen Vertreter aus Industrie und Wissenschaft sowie aus Behörden, Verbänden und

Nicht-Regierungsorganisationen an der Veranstaltung teil. Dazu gehörten unter anderem E-Plus und T-Mobile, die Gesellschaft für Kommunikationskultur und Medienpädagogik (GMK) sowie der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest (MPFS), die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BpJM) und die Freiwillige Selbstkontrolle Multimedia (FSM), der Bundeselternrat und das Thüringer Institut für Lehrerfortbildung (ThILLM). Diese und alle anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollten in gemeinsamen Diskussionen den zukünftigen Handlungsbedarf im Bereich Mobilfunk und Jugendmedienschutz abstecken, Verantwortlichkeiten benennen und Synergien für die zukünftige Zusammenarbeit herausarbeiten.

Als Ausgangspunkt für diese Arbeitsschritte diente der von der Forscherin präsentierte Vortrag „Der Blick ins Handy. Wie Kinder und Jugendliche das Mobiltelefon nutzen. Befunde, Hintergründe, Handlungsfelder.“ Im Vortrag wurde zunächst berichtet, welche aktuellen repräsentativen Daten es zur Nutzung des Mobiltelefons durch Kinder und Jugendliche gibt. Dazu gehören der Besitz und die Ausstattung ebenso wie die wichtigsten Funktionen und die problematischen Inhalte, die sich auf den Handys der Kinder und Jugendlichen befinden. Daran ansetzend wurden zwei qualitative Studien vorgestellt, die aus dem Promotionsvorhaben der Forscherin stammen und bei denen es um die Aneignung (audio-) visueller Inhalte durch Jugendliche (vgl. Kapitel 5.3.2) sowie um die im Rahmen der Langzeitstudie durchgeführte Intervention geht (vgl. Kapitel 5.3.3). Dabei wurde auch Bezug darauf genommen, welche entwicklungs- und sozialisations-spezifischen Erklärungshintergründe von Bedeutung sind und welche Probleme und Risiken sich abzeichnen.

Diese Erkenntnisse wurden anschließend als Bezugspunkt gewählt, um herausarbeiten, welche Konsequenzen sich für die Förderung von Medienkompetenz ergeben. Der gesetzliche Jugendmedienschutz, technische Jugendschutzlösungen und vor allem der präventive Jugendmedienschutz sind Teil dieser Handlungsfelder. Insbesondere für letzteren, so wurde abschließend erläutert, gibt es in Deutschland zahlreiche Potenziale, die genutzt werden können, um den kompetenten Umgang mit digitalen Medien und vor allem dem Mobiltelefon zu fördern. Dazu gehören Bundes- und Länderinitiativen ebenso wie die Aktivitäten der Landesmedienanstalten oder bundesweit durchgeführte Projekte, Wettbewerbe und Events. Dabei sollten nicht nur Kinder und Jugendliche als Zielgruppe in Betracht gezogen werden, sondern auch Eltern, Pädagoginnen und Pädagogen, Multiplikatoren und anderweitig Tätige der (medien-) pädagogischen Praxis.

Von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kommunikationsforums wurden dieser Vortrag und die darin präsentierten Fakten, Hintergründe und Handlungsfelder als Grundlage verwendet, um in Arbeitsgruppen die wichtigsten Themen

zu diskutieren, die auf einen medienpädagogischen Handlungsbedarf hinweisen. Die Sensibilisierung für Datenschutz und Persönlichkeitsrecht, das Informieren der Öffentlichkeit sowie die Aufklärung und Fortbildung von Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer gehörten zu diesen Themen. Dabei wurden Kooperationen geschlossen und Synergien herausgearbeitet, die mit Blick auf Sicherheit und Medienkompetenz beim Umgang mit dem Mobiltelefon dringend notwendig erscheinen.

Insgesamt stellen also Veranstaltungen dieser Art eine wichtige und sinnvolle Möglichkeit dar, um aktuelle wissenschaftliche Befunde zu digitalen Medien einer breiten Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen und Vernetzungsprozesse anzustoßen, mit denen die Handlungsfähigkeit der Verantwortlichen aus allen gesellschaftlichen Bereichen gestärkt werden kann.

Während das eben beschriebene Kommunikationsforum also vor allem auf Vernetzungsprozesse und das Abstecken zukünftiger Arbeitsfelder zielte, richtete sich die im November 2010 in Meißen durchgeführte Veranstaltung an eine konkrete Zielgruppe und deren Handlungsbedarf. In einer *vom Sächsischen Bildungsinstitut initiierten Fortbildung für Fachberaterinnen und Fachberater⁷⁷ im Bereich Informatik* stand das Thema „Handy – Internet – Gewalt an Schulen“ im Mittelpunkt, wobei die Teilnehmerinnen und Teilnehmer über das Phänomen „Cyber-Mobbing“ aufgeklärt und praktische Hinweise für den Unterrichtsalltag erhalten sollten.

Eingeleitet wurde die Fortbildung⁷⁸ mit einem preisgekrönten Kurzfilm⁷⁹, der von „Childnet International“⁸⁰ für das Ministerium für Kinder, Schulen und Familien in Großbritannien produziert wurde und der versucht, Jugendliche für die Kränkungen und den Schaden zu sensibilisieren, die durch Cyber-Mobbing verursacht werden können. Daran anschließend stellten die Fachberaterinnen und Fachberater sich selbst und ihre Arbeitsfelder vor und formulierten ihre Fragen und Anliegen für die Fortbildung.

In einem ersten, eher theoretisch ausgerichteten Block standen Begriffe und Definitionen im Mittelpunkt. Auf einer allgemeinen Ebene wurde zunächst erläutert, was unter Digitalisierung und Medienkonvergenz zu verstehen ist und

77 Zur Beratung und Unterstützung der Schulen und der Schulbehörden werden für bestimmte Fächer und Fachbereiche entsprechend qualifizierte Lehrkräfte als Fachberaterinnen und Fachberater eingesetzt. Sie sollen insbesondere innovative Ansätze der Unterrichts- und der Schulentwicklung vermitteln und unterstützen.

78 Die Fortbildungsveranstaltung wurde gemeinsam mit Wolfgang Reißmann durchgeführt.

79 Vgl: http://old.digizen.org/cyberbullying/fullFilm_de.aspx [02. 07. 2012].

80 Vgl. <http://www.childnet.com> [02. 07. 2012].

durch welche Eigenschaften sich Mobiltelefone und das so genannte „Web 2.0“ auszeichnen. Daran anschließend ging es um Mobbing als ein Phänomen, das sich mit den digitalen Medien verändert und neue Formen und Ausmaße angenommen hat. Diese Erläuterungen wurden mit repräsentativen und qualitativ vertiefenden Erkenntnissen zum Ausmaß und zur Bedeutung von mediatisierter Gewalt unter Jugendlichen untermauert.

An diese theoretischen Ausführungen schloss sich der praktische Teil der Fortbildung an, der sich aus einer Internetrecherche und der Realisierung eines Modellprojektes zusammensetzte. Die Internetrecherche war darauf gerichtet, die Fachberaterinnen und Fachberater zu befähigen, Informationen und Materialien zusammenzutragen, die für die Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Cyber-Mobbing hilfreich sein können. Vorgestellt und gemeinsam recherchiert wurden unter anderem die Internetportale von wissenschaftlichen Einrichtungen, europäischen und nationalen Initiativen sowie schulspezifischen Angeboten.

Das Modellprojekt wurde vor dem Hintergrund der Zielstellungen und Prinzipien aktiver Medienarbeit konzipiert und war auf die Entwicklung einer „Foto-Hate-Story“ gerichtet. Es ging darum, während der Fortbildung die ersten Schritte für eine Fotogeschichte zum Thema Cyber-Mobbing zu realisieren. Auf diesem Weg sollten die Fachberaterinnen und Fachberater für die Möglichkeiten aktiver Medienarbeit sensibilisiert und für die Umsetzung eines solchen Projektes in ihren Schulen gestärkt werden. Dabei wurde den Teilnehmerinnen und Teilnehmern noch einmal verdeutlicht, was die Vorzüge eines solchen Fotoprojektes sind. Dazu gehört die thematische Nähe der Jugendlichen und ihre Begeisterung dafür, „etwas mit Medien zu machen“ ebenso wie die recht einfache technische Umsetzbarkeit eines solchen Projektes. Darüber hinaus wurde noch einmal betont, dass es weniger um das Resultat einer hochwertigen Fotogeschichte geht, sondern vielmehr um Reflexionsprozesse, die durch die Perspektivenübernahme in den einzelnen Rollen und durch die Gruppenarbeit angestoßen werden.

Insgesamt zeigt das Beispiel, dass es in einer eintägigen Fortbildungsveranstaltung nicht nur möglich ist, theoretisches Wissen zu vermitteln, sondern dass zusammen mit der jeweiligen Zielgruppe auch ganz praktische Handlungsmöglichkeiten entwickelt werden können. Fachberaterinnen und Fachberater, aber auch Lehrerinnen und Lehrer sowie in der Jugendarbeit und Erziehungsberatung Tätige und natürlich Eltern können über derartige Veranstaltungen ihre (medien-) erzieherischen und -pädagogischen Kompetenzen ausbauen und gleichzeitig zur Förderung von Medienkompetenz bei Jugendlichen beitragen.

Resümierend wird deutlich, dass die Förderung von Medienkompetenz zu einer grundlegenden Bedingung in einer Gesellschaft geworden ist, in der Mediatisierungsprozesse zu einem Wandel von Kommunikation und sozialem Miteinander

beitragen. Dabei bieten sich pädagogische und erzieherische Vorgehensweisen an, die am kommunikativen Alltag der Menschen ansetzen und deren Wissenshorizonte ebenso in den Blick nehmen wie ihre Fähigkeiten zu kritischer Reflexion und selbstorganisiertem sowie ethisch-verantwortungsvollem Handeln. Insgesamt kann über diese Formen der Kompetenzvermittlung ein Transfer von aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen zur Bedeutung digitaler Medien in die konkreten Handlungsbereiche von Jugendlichen, Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen geleistet werden. Damit ist es möglich, das medienbezogene Handeln der Menschen nicht nur zu erforschen, sondern auch zu stärken und ihre Partizipationschancen in einer mediatisierten Gesellschaft auszubauen.

5.3.4 Fazit zum Mobiltelefon als problematisches Medium

Die Kapitel zur Bedeutung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium und als persönliches Medium haben gezeigt, dass digitale Medien vielfältige Ressourcen bereithalten, mit denen sich Jugendliche in ihren Beziehungen kommunikativ vernetzen, sich Anerkennung verschaffen und darüber hinaus ihrem Bedürfnis nach Selbsterprobung und Selbstpräsentation Ausdruck verleihen. Diese vielfältigen Formen der Aneignung digitaler Medien können jedoch durch Begrenzungen erschwert sein oder verhindert werden, die mit strukturellen und kompetenzbezogenen Begrenzungen verbunden sind.

1) Bei der Aneignung digitaler Medien können kommunikationskulturelle Problemlagen entstehen, die mit strukturellen und kompetenzbezogenen Begrenzungen im Sozialisationsprozess verbunden sind.

Einmal spielen Kommunikationsgrenzen eine Rolle, die sich über finanzielle Ausgaben konstituieren und mit dem ökonomischen Kapital von Jugendlichen in Verbindung stehen. Um heute an mediatisierten Kommunikationspraktiken teilhaben zu können, muss jeder Mensch ein gewisses finanzielles Budget aufbringen und investieren. Bei Jugendlichen, vor allem in der frühen Adoleszenz, beziehen sich diese erforderlichen Ausgaben nicht auf den einmaligen Erwerb eines Mobiltelefons oder den pragmatisch begründeten Kostenaufwand für Telefonate. Vielmehr ist es nach ihren Maßstäben unerlässlich, immer wieder aktuelle Handymodelle zu erwerben und an vielfältigen multimedial ausgerichteten Kommunikationspraktiken teilzuhaben, die Beziehungsintegration absichern und Selbstpräsentation ermöglichen. In diesem Zusammenhang überschreiten Jugendliche die Grenzen ihres ökonomischen Kapitals und geraten phasenweise in eine Form von Verschuldung, die zwar von ihren Eltern kompensiert werden kann, die aber gleichzeitig auf kompetenzbezogene Grenzen verweist.

Über digitale und vor allem persönliche, portable Medien wie das Mobiltelefon sind Jugendliche heute besonders frühzeitig als selbständig handelnde Konsumenten im (medienbezogenen) Konsum- und Warenmarkt aktiv. Sie sind in der Lage, selbständig und ohne Rücksprache mit ihren Eltern Mobiltelefone zu kaufen oder kostenintensive Inhalte für ihre Handys zu erwerben. Dabei fehlt ihnen oftmals der Einblick in die Zusammenhänge und die Absichten von Mobilfunk- und Werbeindustrie. Auch wenn sich die Jugendlichen im Zeitverlauf nicht-kommerzielle Alternativen erschließen und einen pragmatischeren Umgang mit Geld und mit ihrem Mobiltelefon entwickeln, finden nicht zwangsläufig Auseinandersetzungen statt, in denen das Mobiltelefon als Medium kommerzialisierter Kommunikation reflektiert wird.

Neben diesen Problemen beim Umgang mit ökonomischem Kapital verweisen die Ergebnisse von Langzeit- und Erweiterungsstudie außerdem auf kompetenzbezogene Grenzen, die sich auf das ethisch-verantwortungsvolle Handeln von Jugendlichen miteinander und mit digitalen Medienangeboten beziehen. Die Ergebnisse zur Aneignung (audio-) visueller Inhalte in den Beziehungsnetzen der Jugendlichen zeigen einmal, dass die Mädchen und Jungen selbst Fotos und Videos erstellen, die für Personen aus ihrem Beziehungsnetz peinlich oder diffamierend sein können und deshalb in Verbindung mit psychischer Gewalt stehen. Darüber hinaus tauschen und rezipieren die Jugendlichen realistisch anmutende Inhalte, in denen physische Gewalt gegen Menschen ausgeübt oder pornografische Handlungen in den Mittelpunkt gestellt werden. Zwar verlieren die Jugendlichen im Zeitverlauf das Interesse an diesen Inhalten, weil sie keinen Reiz mehr ausüben, entwickeln aber kaum ein Bewusstsein für die problematischen Zusammenhänge dieser Aneignungspraktiken.

Sowohl im Hinblick auf diese Aneignung von Gewalt als auch in Bezug auf die finanziellen Ausgaben für das Mobiltelefon fehlen den Jugendlichen also kritisch-reflexive Kompetenzen, deren Förderung und Stärkung Aufgabe von Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen ist.

2) Die pädagogischen Grenzen, die sich im Zuge mediatisierter Sozialisation konstituieren, beziehen sich auf veränderten Anforderungen, Rollen und Kontexte, in denen sich Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen bewegen und verweisen darauf, dass nicht nur Jugendlichen, sondern auch Erwachsene bei der Förderung von Medienkompetenz berücksichtigt werden müssen.

Aufgabe von Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrern, aber auch anderen Pädagoginnen und Pädagogen ist es, Jugendliche in ihrem selbstbestimmten und verantwortungsvollen Handeln zu stärken. Während diese Aufgabe nach wie vor Gültigkeit besitzt, haben sich die Möglichkeiten und Bedingungen der Umsetzung

im Zuge von Mediatisierungsprozessen verändert. Indem digitale Medien wie das Mobiltelefon als portable Medien in flexibel gestalteten sozialen Kontexten genutzt werden können und als persönliche Schatzkisten für Außenstehende verschlossen verbleiben, sind problematische Aneignungsweisen kaum sichtbar und schwerlich nachvollziehbar. Gleichzeitig sind vor allem Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer in ihrem Verständnis als erzieherisch und pädagogisch Verantwortliche verunsichert, weil ihr technisches Wissen Lücken aufweist und weil bewährte Erziehungskonzepte und Strategien kaum mehr greifen. Während finanziell problematische Aneignungspraktiken durchaus handhabbar erscheinen, entzieht sich der Umgang mit problematischen (audio-) visuellen Inhalten weitestgehend erzieherischen bzw. pädagogischen Anknüpfungspunkten.

Um diese Kommunikationsgrenzen aufzuweichen und nicht nur die Medienkompetenz von Jugendlichen, sondern auch von deren Eltern sowie von Pädagoginnen und Pädagogen zu stärken, erscheinen deshalb Methoden und Maßnahmen sinnvoll, die den Fragen und Bedürfnissen der jeweiligen Zielgruppe angepasst sind und neben der Wissensvermittlung vor allem eine Stärkung handlungsorientierter Fähigkeiten fokussieren. Dazu gehört die Förderung eines kritisch-reflektierten und ethisch-verantwortungsvollen Medienumgangs bei Jugendlichen ebenso wie die flexible und alltagsnahe Umsetzung von erzieherischen und pädagogischen Bemühungen bei Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen.

3) Es ist davon auszugehen, dass sich die Herausbildung von Identität im Sozialisationsprozess wandelt, weil Jugendliche bei der Konstitution und Gestaltung von Beziehungen ebenso wie bei der Entwicklung eines Verständnisses von sich selbst auf veränderte und neue Kommunikationsgrenzen stoßen. Dabei werden medienbezogene Wandlungsprozesse aus historischer Sicht und auf biografischer Ebene sichtbar.

Die alltägliche Identitätsarbeit von Jugendlichen ist darauf gerichtet, eine Balance zwischen Anerkennung und Autonomie herzustellen und darüber auch die Handlungsfähigkeit in ihren Beziehungsnetzen zu sichern. Bei diesen Bemühungen sind Jugendliche heute vor neue Herausforderungen gestellt, weil Identitätsarbeit und Beziehungsgestaltung unabdingbar auf mediatisierten Kommunikationspraktiken beruhen und nicht nur ökonomisches Kapital erfordern, sondern auch höchst vielfältige und komplexe Kompetenzen voraussetzen. Jugendliche müssen Geld investieren, um ihre Beziehung verhandeln zu können und überschreiten auch deshalb ihre finanziellen Grenzen, weil sie in der heute höchst anspruchsvollen und komplexen Rolle als vollwertige Konsumenten überfordert und nicht selten alleingelassen sind. Gleichzeitig führt die jugendtypische Neugier und Offenheit alle Mädchen und Jungen vor allem im frühen Jugendalter an

problematische Inhalte heran, deren Aneignung ein Spektrum von ausschließlicher Rezipieren bis hin zum eigenen Produzieren und Weitertauschen eröffnet. Eltern sowie Lehrerinnen und Lehrer stehen diesen mediatisierten Aneignungspraktiken nicht selten handlungssohnmächtig gegenüber und können ihrer Rolle als Erzieher und Pädagogen im Sozialisationsprozess nicht (mehr) gerecht werden.

Vor diesem Hintergrund mag es heute für Jugendliche leichter sein, Beziehungen anzubahnen und zu gestalten, weil ihnen dafür unzählige Möglichkeiten mediatisierter Kommunikation zu Verfügung stehen. Viel schwieriger scheint es aber, sich diese Möglichkeiten souverän und verantwortungsvoll zu erschließen, kommerzielle Strukturen kreativ zu durchbrechen und sich von leicht zugänglichen Angeboten sowie verlockenden Praktiken zu distanzieren. Das gilt nicht nur für Jugendliche, die aufgrund ihres sozialen Kontextes oder ihrer Bildung benachteiligt sind. Vielmehr zeigen die Ergebnisse der Langzeitstudie und der Erweiterungsstudie, dass auch männliche und weibliche Gymnasiasten aller jugendspezifischen Altersstufen in ökonomische Bedrängnis geraten können oder schon einmal in irgendeiner Form mit bedenklichen Handyinhalten zu tun hatten.

Dabei sollte man jedoch keinesfalls von einem Versagen der Jugendlichen sprechen, sondern immer auch die Verantwortung der Gesellschaft im Blick behalten, die von kommerziellen Machtstrukturen, Leistungsorientierung und Gewinnerstreben sowie nicht selten von sozialer Verantwortungslosigkeit geprägt ist.

6 Schlussbetrachtung: Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter

Die vorliegende Arbeit hat sich mit dem Zusammenhang von Mediatisierungsprozessen und dem Wandel von Sozialisation beschäftigt und dabei die kommunikativen Praktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen in den Mittelpunkt gestellt. Die Auseinandersetzung mit dieser Thematik fand zunächst auf einer theoretischen Ebene statt. Dabei wurden kommunikationswissenschaftliche Theorien mit sozialisationstheoretischen und entwicklungspsychologischen Konzepten sowie netzwerktheoretischen Erkenntnissen verknüpft. Ziel war es, mediatisierte Sozialisation über den Wandel der Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse von Sozialisation zu konzeptualisieren und dabei die Beziehungen von Jugendlichen als Beziehungsnetze zu beschreiben, die zunehmend von mediatisierter Kommunikation durchdrungen werden.

Ausgehend von diesen theoretischen Erkenntnissen und dem daraus abgeleiteten Forschungsbedarf befasste sich der empirische Teil der Arbeit mit den mediatisierten Kommunikationspraktiken in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen und den damit verbundenen Wandlungsprozessen im Zeitverlauf. Dabei wurde das Mobiltelefon als Beziehungsmedium sowie als persönliches und als problematisches Medium herausgearbeitet, das in den unterschiedlichen Beziehungen der Jugendlichen auf spezifische Weise angeeignet wird und untrennbar mit der face-to-face-Kommunikation sowie mit der Kommunikation mit anderen Medien verwoben ist.

Im Folgenden werden die Ergebnisse des theoretischen und empirischen Teils noch einmal zusammengefasst und dabei die historischen und biografischen Wandlungsprozesse pointiert betrachtet, auf die sich das entwickelte theoretische Konzept der mediatisierten Sozialisation stützt. Abschließend wird die Arbeit noch einmal in der Kommunikationswissenschaft verortet und Forschungsperspektiven formuliert, die im Zusammenhang mit dem Wandel von Sozialisation im Jugendalter stehen.

Mediatisierte Sozialisation: Theoretische und empirische Erkenntnisse

Ein zentrales Ergebnis der Arbeit ist, dass im Zuge der derzeit stattfindenden Mediatisierungsprozesse von einem grundlegenden Sozialisationswandel auszugehen ist, bei dem sich sozialisationsrelevante Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse verändern. Um diese Wandlungsprozesse auf theoretischer Ebene zu konzeptualisieren, wurde in Kapitel 2 die Metatheorie der Mediatisierung auf sozialisations- und netzwerktheoretische Konzepten bezogen und damit die Bedeutung von Kommunikation und Medien für den Wandel von Sozialisation und sozialen Beziehungen fassbar gemacht. Argumentiert wurde, dass Kommunikation ein basales Charakteristikum des Menschen und ein Prozess ist, der auf ausgehandelten Bedeutungen beruht, eingebettet in soziale und gesellschaftliche Kontexte stattfindet und die Grundlage für die Gestaltung von sozialen Beziehungen und die Herausbildung von Identität ist. Die Fähigkeit zu Kommunikation bildet sich im Sozialisationsprozess heraus und erlangt im Jugendalter eine große Bedeutung, weil die dafür erforderlichen sozial-kognitiven Fähigkeiten ausdifferenziert werden und weil ein besonderes Interesse an der Neu- und Umgestaltung von Beziehungen besteht.

Hier setzt das Konzept der Entwicklungsaufgaben an, in dem das Verhandeln von Beziehungen als eine jugendspezifische Herausforderung beschrieben ist, die über körperliche Entwicklungen, gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Bedürfnisse relevant wird. Jugendliche sind bemüht, ihre lokalen Peer-Beziehungen auszudifferenzieren und beste Freundschaften zu pflegen sowie erste partnerschaftliche Beziehungen einzugehen, aber auch die Beziehung zu den Eltern neu zu verhandeln und Kontakte zu de-lokalisierten Formen von Vergemeinschaftung zu knüpfen. Die kommunikativen Praktiken in diesen Beziehungen zeichnen sich durch jeweils spezifische Zuordnungs- und Abgrenzungsprozesse aus, erfüllen unterschiedliche Funktionen im Sozialisationsprozess und stehen im Zusammenhang mit Praktiken der Selbsterprobung und Selbstpräsentation. Dabei ist davon auszugehen, dass diese einzelnen Beziehungsformen nicht separiert voneinander existieren, sondern aufeinander bezogen verhandelt werden.

Um diese Annahme theoretisch zu fundieren, kamen netzwerktheoretische Ansätze zur Sprache, die auf die Bedeutung kommunikativer Praktiken für die Konstitution von sozialen Beziehungsnetzen abheben. Solche Beziehungsnetze können aus ganz unterschiedlichen Relationen bestehen und basieren auf prozessual angelegten und dynamisch ausgehandelten Sinnzuweisungen, über die gemeinsame Definitionen, Erwartungen und Aktivitäten in einer Beziehungen zustande kommen, ebenso wie geteilte Erinnerungen, Emotionen und Beziehungssymbole möglich sind. Die Entstehung, Stabilisierung und Veränderung dieser

Beziehungsnetze ist also an Aushandlungen gebunden, die sich durch jeweils spezifische kommunikative Merkmale auszeichnen. Dazu gehören Reziprozitätserwartungen und -regeln sowie Aushandlungen, die sich auf das Schenken oder auf besondere Beziehungsrituale beziehen, aber auch Praktiken, die im Zusammenhang mit Selbstpräsentation stehen und auf individuelle Verortungen in einem situationsspezifischen Beziehungsgefüge verweisen. Darüber hinaus spielen persönliche Objekte eine wichtige Rolle für die kommunikative Gestaltung von Beziehungen im Jugendalter, weil sie als materielle Artefakte Spielraum für beziehungsrelevante Erinnerungen, Reflexionen und Präsentationen lassen oder stellvertretend für die Kommunikation mit Personen verwendet werden können.

Was die gesellschaftliche Einbettung dieser kommunikativ verhandelten Beziehungsnetze von Jugendlichen betrifft, so wurde schließlich betont, dass soziale Beziehungen als Ressource für gelingende Identitätsarbeit heute noch wichtiger geworden sind und zudem anders bewertet werden müssen. Dabei spielen gesellschaftliche Metaprozesse eine bedeutsame Rolle, über die neue Handlungsspielräume, Entscheidungsfreiheiten und Orientierungsmöglichkeiten entstehen, die aber gleichzeitig auch Gefahren von sozialer Entbettung, persönlichem Scheitern und dem Verlust von Anerkennung mit sich bringen können. Konkret handelt es sich bei diesen gesellschaftlichen Metaprozessen neben Globalisierung, Individualisierung und Kommerzialisierung vor allem um den Metaprozess der Mediatisierung, der mit allen anderen Metaprozessen in Verbindung steht und der für den Wandel von sozialen Beziehungen und damit auch von Sozialisation im Jugendalter höchst relevant ist.

Der Metaprozess der Mediatisierung, wie er von Friedrich Krotz konzeptualisiert wird, umschreibt einen sozialen Veränderungsprozess, dessen Ausgangspunkt die Digitalisierung und Konvergenz der Medien ist, der jedoch erst über die untrennbare Verbindung von Kommunikation mit Medien zustande kommt und in veränderten Wissensvorräten, Persönlichkeitsvorstellungen und Beziehungen seinen Ausdruck findet. Medienkommunikation wird hier als eine Modifikation von face-to-face-Kommunikation verstanden, die ebenfalls auf dem gegenseitigen Anzeigen von Bedeutungen beruht sowie sozial und gesellschaftlich kontextualisiert ist. Indem die Menschen also digitale Medien wie Internet und Mobiltelefon nutzen, um neue Kontakte zu knüpfen, bestehende soziale Beziehungen zu pflegen und sich über das Internet und mit dem Mobiltelefon selbst zu präsentieren, ist von einer Mediatisierung ihrer kommunikativ konstituierten Beziehungsnetze auszugehen. Dabei verschmelzen nicht-mediatisierte und mediatisierte Kommunikationsformen miteinander und es entstehen veränderte und neue Kontexte, Erwartungen und Regeln im Hinblick auf die Kommunikation in Beziehungen.

Für Sozialisation im Jugendalter sind diese Mediatisierungsprozesse und ihre sozialen Ausdrucksformen von besonderer Bedeutung, weil sich Jugendliche neu aufkommenden Medien und deren Möglichkeiten besonders offen zuwenden und weil sie sich bereits traditionelle Medien wie Fernsehen, Videos oder Musik-kassetten angeeignet haben, um ihre Beziehungen auf vielfältige Weise zu gestalten.

Die theoretischen Erkenntnisse zum Zusammenspiel von Kommunikation, Beziehungen und Mediatisierungsprozessen dienen als Ausgangspunkt, um sich im Kapitel 3 ausführlich mit dem Wandel der Bedingungen, Prozesse und Ergebnisse von Sozialisation zu beschäftigen. Dazu wurden kommunikationswissenschaftliche Konzepte auf sozialisationstheoretische Überlegungen bezogen und mit Hilfe mediatisierungstheoretischer Erkenntnisse aktualisiert.

Im Hinblick auf den Wandel der Sozialisationsbedingungen hat sich gezeigt, dass Medien nicht mehr als eine von anderen separierbare Sozialisationsinstanz betrachtet werden können, die sich auf raum-zeitlich Zonen und darin zu verortende Funktionen beschränken lässt. Vielmehr durchdringen digitale Medien gesellschaftliche Rahmenbedingungen, ebenso wie alltäglichen Kontexte einen zunehmenden Bezug zu Medien aufweisen und sich die Rollen und Handlungsmöglichkeiten von erzieherisch und pädagogisch relevanten Personen und Institutionen verändern. Darüber entstehen für Jugendliche veränderte und neue Bedingungen, um sich Beziehungen kommunikativ zu erschließen und um sich in Beziehungsnetzen zu bewegen.

Die Veränderung der Sozialisationsprozesse wurde ausgehend vom Konzept der Medienaneignung als sozial kontextualisierte und auf Kommunikation beruhende Alltagspraxis beschrieben, die sich über kulturelle Produktions- und Konsumpraktiken der Menschen konstituiert und bei der Medien als Inhalte und als Objekte angeeignet werden. Im Zuge der derzeit stattfindenden Mediatisierungsprozesse entstehen mediatisierte Aneignungspraktiken, die als kontinuierliches soziales Handeln und als soziale Arrangements in komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen zu verstehen sind und in denen sich face-to-face-Kommunikation mit verschiedenen Formen von Medienkommunikation vermischen. Insbesondere über portable digitale Medien wie dem Mobiltelefon entstehen mediatisierte Aneignungspraktiken, die nicht nur das interpersonale Aushandeln von Beziehungen verändern, sondern über die sich auch Praktiken der Selbstpräsentation in sozialen Gefügen sowie innere Vorstellungen von und Reflexionsprozesse über Beziehungen wandeln.

Mit den in diesem Zusammenhang referierten empirischen Studien ließ sich einerseits sehr detailliert belegen, auf welche Weise sich die Beziehungen von Jugendlichen im Zuge von Mediatisierungsprozessen verändert haben und worin

diese Veränderungen bestehen. Jugendliche bewegen sich heute in erweiterten Beziehungsnetzen und realisieren mediatisierte Aneignungspraktiken, in denen veränderte Erwartungen sowie neue Regeln und Rituale zu mehr Freiräumen und mehr Flexibilität in Beziehungen beitragen, aber auch mit Unsicherheiten und Zwängen einhergehen können. Andererseits konnten aber auch Forschungslücken herausgearbeitet werden, die der theoretischen Konzeption des Wandels von Sozialisationsprozessen nicht gerecht werden und deshalb im empirischen Teil der Arbeit aufgegriffen wurden. Dabei handelt es sich vor allem um die fehlende Einbettung von Einzelmedien und einzelnen Kommunikationsformen in das Gesamt komplexer Medien- und Kommunikationsumgebungen sowie um die Notwendigkeit, nicht von den Medien und deren Funktionen, sondern von den Beziehungsnetzen der Jugendlichen und den darin stattfindenden, aufeinander bezogenen Aushandlungen auszugehen.

Schließlich wurde der Wandel von Sozialisationsergebnissen vor dem Hintergrund der Ressourcen und Risiken diskutiert, die mit der Aneignung von digitalen Medien verbunden und für die Herausbildung von Identität bedeutsam sind. Dazu wurde der Kapitalbegriff von Bourdieu auf Mediatisierungsprozesse bezogen und argumentiert, dass sich die Formen von und der Zugang zu kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital verändert haben, weil mediatisierte Kommunikationspraktiken immer auch mit finanziellen Ausgaben verbunden sind und zudem andere Kompetenzen notwendig werden, um sich in Beziehungsnetze integrieren und darüber (gelingende) Identitätsarbeit leisten zu können. Demzufolge ist die Aneignung digitaler Medien mit vielfältigen Ressourcen verbunden, die sich auf das Erschließen neuer Wissensvorräte und technischer Kompetenzen beziehen, vor allem aber in Verbindung mit vielfältigen und erweiterten Vernetzungspotenzialen stehen, die Jugendliche für sich und ihre Beziehungen nutzbar machen können. Gleichzeitig bergen mediatisierte Aneignungspraktiken aber auch Risiken, insofern sie an Kommerzialisierungsprozesse gebunden sind und veränderte Formen von mediatisierter Gewalt beinhalten können. Daraus entstehen kommunikationskulturelle Problemlagen, die Mädchen und Jugend jeden Alters und mit unterschiedlichem Bildungshintergrund betreffen können und mit denen gesetzlicher und vor allem präventiver Jugendmedienschutz vor neue Aufgaben und Herausforderungen gestellt werden.

Im Hinblick auf die Förderung von Medienkompetenz geht es bei Jugendlichen vor allem darum, einen selbstbestimmten, kritisch-reflexiven und ethisch-verantwortungsvollen Umgang mit digitalen Medien zu fördern, während Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen in ihren (medien-) erzieherischen bzw. (medien-) pädagogischen Rollen, Konzepten und Strategien gestärkt werden müssen. Nur darüber, so wurde abschließend konstatiert, lassen sich die Voraussetzungen

schaffen, die für eine adäquate Handlungsfähigkeit von Jugendlichen in sozialen Beziehungsnetzen und damit auch für die alltäglich zu vollbringende Identitätsarbeit erforderlich sind.

Insgesamt wurde mit diesen theoretischen Analysen ein vorläufiges Konzept von mediatisierter Sozialisation entwickelt, das gleichzeitig die kommunikationswissenschaftliche Grundlage schafft, um im empirischen Teil die sozialen Beziehungsnetze von Jugendlichen und die darin stattfindenden mediatisierte Kommunikationspraktiken zu untersuchen. Dabei sind die Argumentationen so angelegt, dass es möglich ist, die Gesamtheit eines Beziehungsnetzes in den Blick zu nehmen und in Bezug auf die vielfältigen kommunikativen Aushandlungen zu analysieren, die im Rahmen komplexer digitaler Medien- und Kommunikationsumgebungen realisiert werden.

Der empirische Teil des Buches fundiert nicht nur die theoretische Konzeption von mediatisierter Sozialisation und schließt die benannten Forschungslücken, sondern liefert darüber hinaus auch differenzierte Ergebnisse zum Wandel mediatisierter Kommunikationspraktiken im Zeitverlauf des Jugendalters.

Hintergrund ist ein komplexes Forschungsdesign, das sich an den Prämissen der Grounded Theory orientiert und aus einer Vorstudie, einer multimethodisch angelegte Langzeitstudie mit ethnografischem Blickwinkel sowie einer Erweiterungsstudie besteht. In der Langzeitstudie wurden die mediatisierten Kommunikationspraktiken von drei jugendlichen Freundschaftsgruppen über einen Zeitraum von knapp zwei Jahren erforscht und mit Hilfe theoriegenerierender Verfahren sowie bezogen auf die Vor- und Erweiterungsstudie ausgewertet. Im Zuge dieses Analyseprozesses konnten drei zentrale Schlüsselkategorien herausgearbeitet werden, die verallgemeinernde Aussagen zur Aneignung des Mobiltelefons als Beziehungsmedium, als persönliches Medium und als problematisches Medium enthalten.

Diese empirischen Ergebnisse verweisen im Zusammenspiel mit den theoretischen Erkenntnissen auf Wandlungsprozesse, die auf zwei Zeitebenen stattfinden und die im Folgenden noch einmal pointiert vorgestellt werden. Dabei handelt es sich um mediatisierte Sozialisation und einen Wandel aus historischer Perspektive, wie er vor dem Hintergrund komplexer Medien- und Kommunikationsumgebungen und im Zuge der Aneignung digitaler Medien zustande kommt. Es geht also um Veränderungen, die sich auf einen „Vorher-Nachher“-Vergleich beziehen. Zweitens geht es um mediatisierte Sozialisation und den Wandel kommunikativer Praktiken aus biografischer Perspektive. Hier konnte eine „heiße Phase“ herausgearbeitet werden, die sich auf das Alter zwischen 13 und 16 Jahren bezieht und bei der besonders intensive, aber auch ambivalente Aushandlungen in den Beziehungsnetzen von Jugendlichen stattfinden.

Wandel kommunikativer Praktiken aus historischer Perspektive: Der „Vorher-Nachher“-Vergleich mediatisierter Sozialisation

Der Vergleich zwischen Konzepten, die sich mit Sozialisation und Beziehungen vor den derzeit stattfindenden Mediatisierungsprozessen beschäftigen und empirischen Erkenntnissen dieser Arbeit verweist zunächst auf Konstanten im Hinblick auf die Struktur, Konzepte und Funktionen von Beziehungen. Jugendliche bewegen sich nach wie vor in überwiegend lokal gebundenen Beziehungsnetzen, die über nachbarschaftliche, schulische und freizeitliche Kontexte entstehen und über die sich jugendtypische Beziehungsformen konstituieren. Dazu gehören die besten Freundschaften und die Peer-Beziehungen, ebenso wie erste partnerschaftliche Beziehungen und Familienbeziehungen. Darüber hinaus spielen Kontakte zu de-lokaliserten Jugendszenen eine Rolle für die Gestaltung von Freundschaften sowie Peer- und partnerschaftlichen Beziehungen. Im Hinblick auf die Konzepte und Funktionen bestätigt sich die im theoretischen Teil erwähnte Bedeutung von sozialen Beziehungsnetzen als Ressource für gelingende Identitätsarbeit. Während die Jugendlichen in ihren besten Freundschaften Wert auf viele Gemeinsamkeiten, großes Vertrauen, gegenseitige Unterstützung und regelmäßige gemeinsame Aktivitäten legen, fungieren die Peer-Beziehungen als unverbindliche Begleiter bei freizeitorientierten Unternehmungen, die auf Spaß und Zerstreuung ausgerichtet sind. In den partnerschaftlichen Beziehungen geht es überhaupt erst einmal darum, sich ein Bild von diesen Beziehungen zu machen und erste Erfahrungen zu sammeln. Die Familienbeziehungen liefern einen wichtigen Rückhalt für die Jugendlichen, wobei die Beziehung zu den Eltern von ambivalenten Vorstellungen geprägt ist, die sich zwischen freundschaftlicher Verbundenheit und rebellierender Abgrenzung bewegen. Genau über diese Vielfalt an Beziehungsformen und -funktionen konstituiert sich das für Jugendliche so bedeutsame soziale Kapital, aus dem sie für die alltäglich zu leistende Identitätsarbeit schöpfen. Die verschiedenen Beziehungsformen und ihre unterschiedlichen Funktionen bieten den Jugendlichen Orientierungsmöglichkeiten, schaffen Kontinuität und liefern Anerkennung in einer globalen und von Individualisierungstendenzen geprägten Gesellschaft.

Um solche Beziehungsnetze zu gestalten und zu erhalten, so lässt sich weiter schlussfolgern, betreiben die Jugendlichen eine enormen kommunikativen Aufwand. Hier sind die Wandlungsprozesse angesprochen, die an den komplexen Medien- und Kommunikationsumgebungen ansetzen, wie sie im Zuge der Digitalisierung und Konvergenz der Medien zustanden kommen und in mediatisierten Kommunikationspraktiken ihren Ausdruck finden. Dabei fundieren und erweitern die Ergebnisse der empirischen Studie die im theoretischen Teil an-

gedeuteten Veränderungen hinsichtlich der Quantität und Qualität kommunikativer Praktiken.

Ganz allgemein wird deutlich, dass Medien nicht mehr nur eine Facette von Beziehungen berühren oder eine singuläre Freizeitbeschäftigung darstellen, die an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten realisiert wird. Vielmehr ist das Mobiltelefon im Zusammenspiel mit anderen Medien und mit der face-to-face-Kommunikation auf grundlegende Weise beteiligt an der Konstitution und Gestaltung von Beziehungen. Allein schon im Hinblick auf die Quantität der dabei stattfindenden mediatisierten Kommunikationspraktiken zeigt sich, dass Jugendlichen permanent mit ihren Beziehungen beschäftigt sind. Dabei spielt das Mobiltelefon als portables Medium eine zentrale Rolle, weil es die Möglichkeit schafft, sich jederzeit und überall in Beziehungen einzuklinken.

Damit ist auf die Qualität der mediatisierten Kommunikationspraktiken verwiesen, insofern dieses Einklinken in und Beschäftigen mit Beziehungen auf veränderte Weise stattfindet und mit neuen beziehungsrelevanten Aushandlungen einhergeht. Die Jugendlichen aus der Langzeitstudie eignen sich das Mobiltelefon als multifunktionales Beziehungsmedium und als persönliches Objekt an, um permanent kommunizieren zu können oder zumindest in kontinuierlicher Bereitschaft dafür zu sein und um die entsprechenden Voraussetzungen dafür zu schaffen. Zudem präsentieren sie sich über dieses Medium im Kontext ihrer Beziehungsnetze und entwickelt Vorstellungen von sich selbst im Rahmen sozialer Gefüge. Darüber hinaus bündeln die Mädchen und Jungen beziehungsrelevante Erfahrungen, dokumentieren sie im Mobiltelefon und stoßen darüber Reflexionsprozesse und Handlungsalternativen an. Über diese vielfältigen und umfassenden Kommunikationspraktiken entstehen spezifische Erwartungen, Regeln und Routinen in den einzelnen Beziehungen, die flexibel anmuten, denen oftmals eine spielerische und unverbindliche Note innewohnt und die trotz vielfältiger Abgrenzungsbemühungen immer darauf gerichtet sind, in irgendeiner Form miteinander verbunden zu bleiben. Gleichzeitig sind diese mediatisierten Kommunikationspraktiken von unverzichtbarer Wichtigkeit und erscheinen starr und fragil, insofern sie trotz der Möglichkeiten von face-to-face-Kommunikation unabdingbar und nahezu alternativlos an die Möglichkeiten und Potenziale des Mobiltelefons gebunden sind. Dabei geht es nicht nur darum, irgendein Mobiltelefon zu besitzen, mit dem permanent beziehungsrelevante Aushandlungen betrieben werden können, sondern es spielen immer auch Fragen der Aktualität und Ausstattung des eigenen Handys sowie finanzielle Ressourcen und medienbezogene Kompetenzen eine Rolle. Erst über das Zusammenspiel dieser Voraussetzungen lassen sich aus der Perspektive der Jugendlichen beziehungsrelevante Praktiken konstituieren, die nach ihrem Ermessen für das kommunikative Bewegen in ihren Beziehungsnetzen

erforderlich sind. Werden diese Voraussetzungen mit dem eigenen Mobiltelefon nur zum Teil erfüllt oder ist das eigene Handy (vorübergehend) nicht verfügbar, haben die Jugendlichen nur beschränkten Zugang zu ihren Beziehungsnetzen und verlieren so einen Großteil des damit verbundenen sozialen Kapitals.

Was heißt das nun für mediatisierte Sozialisation im Jugendalter? Ganz allgemein ist davon auszugehen, dass sich Sozialisation verändert, weil sich die kommunikativen Praktiken wandeln, die für die Gestaltung von Beziehungsnetzen grundlegend sind. Digitale, portable Medien wie das Mobiltelefon sind an allen sozialisationsrelevanten Aushandlungen in den Beziehungen von Jugendlichen beteiligt und stellen Bereicherungen, aber auch Begrenzungen dar.

Sie bereichern kommunikative Praktiken und stellen Ressourcen bereit, weil sie Jugendlichen die Möglichkeit bieten, ihre Beziehungen auf vielfältige Weise und auf neuen Wegen zu verhandeln. Vor dem Hintergrund mediatisierter Kommunikationspraktiken haben Jugendliche heute die Möglichkeit, kommunikative Vernetzungspotenziale zu aktivieren und sich soziales Kapital zu erschließen, das in umfangreichen und vielfältigen Beziehungsnetzen sichtbar wird. Darüber verschaffen sich Jugendliche Orientierungs- und Positionierungsmöglichkeiten, etablieren Sicherheiten und erhalten Bestätigung, die ihnen im Rahmen aktueller gesellschaftlicher Rahmenbedingungen nicht mehr selbstverständlich sind.

Gleichzeitig beinhalten diese Vernetzungsformen aber auch Begrenzungen oder Risiken im Sozialisationsprozess. Einmal können die Möglichkeiten digitaler Medien nur von denen genutzt werden, die über die entsprechende Ausstattung und die notwendigen Kompetenzen verfügen. Nicht nur Jugendliche müssen heute in der Lage sein, komplexe, sich immer wieder verändernde marktwirtschaftliche Strukturen zu durchschauen und nicht-kommerzielle Alternative zu finden. Auch ihre Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen sind gefordert, andere Kompetenzen und (medien-) erzieherische sowie (medien-) pädagogische Praktiken zu entwickeln, um Heranwachsenden adäquate Hilfestellungen anzubieten. Folglich beinhalten die Chancen zu neuen Formen von Integration und Teilhabe immer auch die Gefahren von Desintegration und Ausgrenzung.

Außerdem sind mit den Möglichkeiten digitaler Medien kommunikative Zwänge verbunden, denen sich Jugendliche kaum entziehen können. Der individuelle, soziale und gesellschaftliche Druck, sich permanent mit beziehungsrelevanten Aushandlungen zu beschäftigen und sich immer wieder der sozialen Einbindung zu vergewissern trägt dazu bei, dass Rückzugsräume und beziehungsfreie Phasen verloren gehen, die jedoch für Sozialisation und Identitätsarbeit höchst bedeutsam sind.

Vor diesem Hintergrund ist also davon auszugehen, dass sich die Bearbeitung einer zentralen Entwicklungsaufgabe im Jugendalter, das Ausdifferenzieren und

Neuverhandeln von Beziehungen, im Zuge derzeit stattfindender Mediatisierungsprozessen verändert und neu formuliert werden muss. Bisher wurde in der sozialisationstheoretischen und entwicklungspsychologischen Literatur betont, dass die Einbindung in soziale Beziehungen eine unverzichtbare Voraussetzung für Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsarbeit ist (K. Hurrelmann 2006; Keupp 2008; Machwirth 1999; Schmidt-Denter 2005). Heute und mit Blick auf Mediatisierungsprozesse scheint es für Jugendliche mindestens ebenso bedeutsam, beziehungefreie Rückzugsräume zu finden und soziale Auszeiten auszuhalten, in denen weder Gleichaltrige noch Eltern über digitale Medien kommunikativ präsent oder verfügbar sind. Sherry Turkle spricht in diesem Zusammenhang auch von Jugendlichen als „tethered teens“ (Turkle 2008), die sich kaum von Internet und Mobiltelefon lösen können und heute mehr denn je lernen müssen, eigenständig zu handeln, ohne sich immer wieder an Beziehungen rückzubinden. Insofern umfasst das Konzept mediatierter Sozialisation im Jugendalter nicht nur den Wandel kommunikativen Praktiken in sozialen Beziehungsnetzen, sondern auch die damit verbundene Entwicklung einer selbständig und eigenverantwortlich handelnden Persönlichkeit.

Neben diesem Wandel kommunikativen Praktiken aus historischer Perspektive verweisen die Ergebnisse des empirischen Teils auf einen weiteren Wandlungsprozess, der an den Altersphasen von Jugendlichen ansetzt, durch dynamisch veränderliche Kommunikationspraktiken im Zeitverlauf sichtbar wird und über den sich eine kommunikationsintensive „heiße Phase“ konstituiert.

*Wandel kommunikativer Praktiken aus biografischer Perspektive:
Die „heiße Phase“ mediatierter Sozialisation*

Mit den eben beschriebenen Wandlungsprozessen aus historischer Perspektive ist also unbestreitbar, dass die mediatisierten Kommunikationspraktiken für Jugendliche höchst bedeutsam und für die Gestaltung ihrer Beziehungsnetze grundlegend sind. Darüber hinaus ließen sich Ergebnisse herausarbeiten, die auf eine besonders kommunikationsintensive Phase im biografischen Verlauf des Jugendalters verweisen. In der Zeit von etwa 13 bis 16 Jahren sind Jugendliche nicht nur intensiv mit den kommunikativen Aushandlungen in ihren Beziehungsnetzen beschäftigt, sie eignen sich das Mobiltelefon als Beziehungsmedium sowie als persönliches und problematisches Medium auch auf besondere Weise an.

Bereits im Theoriekapitel zur Bedeutung von Beziehungen als Entwicklungsaufgabe deutet sich an, dass es „heiße Phasen“ für Beziehungen gibt, die für eine gewisse Zeit als besonders wichtig bewertet werden und die sich durch intensive, durchaus auch konfliktbehaftete Aushandlungen auszeichnen. Diese Tendenzen werden auch in der Langzeitstudie deutlich. Die Jugendlichen im Alter

zwischen 13 und 16 Jahren sind besonders bemüht, möglichst viele Kontakte zu Gleichaltrigen zu knüpfen, neue Beziehungen einzugehen, Beziehungsformen zu erproben sowie darauf bezogene Konzepte und Praktiken zu entwickeln und wieder zu verwerfen. Während sich die Mädchen aus der jüngeren Freundschaftsgruppe genau in diesem Alter befinden, berichten die Mädchen und Jungen aus den älteren Freundschaften eher rückblickend von ihren Erfahrungen aus dieser Zeit. Dabei kommen die Vielfalt und Intensität, aber auch die Unsicherheiten und die Kurzlebigkeit der meisten beziehungsrelevanten Aushandlungen zum Ausdruck, die von ambivalenten Vorstellungen, großen Emotionen sowie zahlreichen Konflikten und Brüchen begleitet sind. Gleichzeitig wird bei dieser Betrachtung im Zeitverlauf noch einmal explizit greifbar, dass beziehungsrelevante Aushandlungen aufeinander bezogen stattfinden. So wenden sich die Jugendlichen ab etwa 13 Jahren zunehmend ihren Peer-Beziehungen zu, aus denen wiederum erste partnerschaftliche Beziehungen entstehen und über die das Neuverhandeln der Beziehung zu den Eltern vorangetrieben wird. Insgesamt zeichnen sich die Beziehungsnetze der Jugendlichen also durch eine besondere kommunikative Dynamik aus, die sich in den mediatisierten Kommunikationspraktiken widerspiegelt.

Dabei ist das Mobiltelefon als Beziehungsmedium bedeutsam, insofern es den Jugendlichen über vielfältige mediatisierte Kommunikationsformen die Möglichkeit bietet, ihrem Bedürfnis nach kontinuierlichen Aushandlungen nachzukommen. In partnerschaftlichen Beziehungen erlaubt es Annäherungspraktiken, mit denen man trotzdem nicht zu viel in die Waagschale werfen muss, während in den besten Freundschaften für begrenzte Zeit größtmögliche Gemeinschaft und Nähe hergestellt werden kann. In den Peer-Beziehungen lassen sich mit dem eigenen Handy spielerisch-unterhaltende Praktiken umsetzen, und den Eltern werden erste Zugeständnisse im Hinblick auf neue Freiheiten abgerungen. Die Jugendlichen eignen sich also ihr Mobiltelefon als Beziehungsmedium an, um genau das zu realisieren worauf sie in dieser Zeit besonders viel Wert legen – sich in punkto Beziehungen alles offenzuhalten und vieles auszuprobieren und dabei immer das Gefühl zu haben, gemocht, bewundert oder zumindest wahrgenommen zu werden.

Dies verweist auf die Bedeutung des Mobiltelefons als persönliches Medium, das vor allem im Alter zwischen 13 und 16 Jahren eine grundlegende Rolle für soziale Positionierungen und identitätsbezogene Reflexionen spielt. Die Jugendlichen denken permanent darüber nach, wie wichtig sie für andere sind und wie sie ihren Stellenwert im Beziehungsnetz verbessern können, bündeln Kommunikationspotenziale und erproben Facetten der Selbstdarstellung. Das eigene Handy dient in diesem Zusammenhang als Messinstrument und Statussymbol.

So euphorisch sich die Jugendlichen zeigen, wenn sie von anderen für ihr aktuelles Mobiltelefon bewundert werden, viele SMS bekommen und zahlreiche Kontakte in ihrem persönlichen Medium zusammengetragen haben, so verunsichert, frustriert und erschüttert sind sie zugleich, wenn das eigene Mobiltelefon ein offensichtliches „Loser“-Handy ist, wenn der ermittelte Status nicht den gewünschten Vorstellungen entspricht oder wenn erwartete Kurznachrichten ausbleiben. Das Mobiltelefon ist also maßgeblich an der Entwicklung eines Verständnisses von sich selbst in sozialen Beziehungen beteiligt, das vor allem in diesem Alter entwickelt und differenziert wird.

Aus diesem Zusammenspiel zwischen intensiven Bemühungen, in möglichst viele Beziehungen eingebunden zu sein und den ständigen Befürchtungen, unbeliebt bzw. unbedeutend zu sein oder vergessen zu werden, resultieren problematische Aneignungspraktiken, die ebenfalls im Alter zwischen 13 und 16 Jahren Hochkonjunktur haben. In dieser Zeit sind die Jugendlichen hochmotiviert, sich alle möglichen Funktionen und Praktiken zu erschließen, die mit dem Mobiltelefon verbunden sind und von denen sie sich soziale Integration und Anerkennung erhoffen. Dabei fehlen nicht nur konsumbezogene Fähigkeiten für den Umgang mit dem kommerziellen Warenmarkt, sondern auch kritisch-reflexive Kompetenzen und ethisches Verantwortungsgefühl in Bezug auf das Verhandeln von sozialen Beziehungen. In der Konsequenz geben die Jugendlichen phasenweise sehr viel Geld für die Kommunikation mit ihrem Mobiltelefon aus und beschäftigen sich mit (audio-) visuellen Inhalten, die entwicklungsbeeinträchtigend oder gar -schädigend sein können. Folglich sind Eltern sowie Pädagoginnen und Pädagogen vor allem in dieser „heißen Phase“ auf besondere Weise gefordert und müssen sich neue erzieherische bzw. pädagogische Konzepte und Handlungsstrategien aneignen, um Jugendliche vor problematischen Umgangsweisen zu bewahren und vor allem ihre medienbezogenen Kompetenzen zu stärken.

Im Hinblick auf das Aushandeln und Differenzieren von Beziehungen als Entwicklungsaufgabe lässt sich an dieser Stelle resümierend festhalten, dass vor allem jener Zeitraum auf besondere Weise von mediatisierter Kommunikation durchdrungen ist, der als die Kernphase des Jugendalters gilt. In dieser Phase verdichtet sich das Bedürfnis von Jugendlichen nach Umstrukturierung und Neuorientierung. Um dabei einen authentischen Lebenssinn und ein Gefühl der Kohärenz zu erhalten und zu bewahren, brauchen Jugendliche mehr denn je ihre Beziehungsnetze und sind in diesem Zusammenhang auch grundlegend auf digitale Medien wie das Mobiltelefon angewiesen. Dabei unterscheiden sie sich von allen anderen Menschen, weil die Jugendphase eine besondere Zeit der Neuorientierungen und Umstrukturierungen ist, die für alle anschließenden Lebensphasen prägend ist.

Voranschreitende Mediatisierungsprozesse:

Beitrag der Forschungsarbeit und Forschungsperspektiven

Insgesamt liefern diese Ergebnisse zu mediatisierter Sozialisation und dem Wandel kommunikativer Praktiken in Beziehungsnetzen Jugendlicher einen wichtigen Beitrag für die Kommunikationswissenschaft und das aus mehreren Gründen.

Erstens stellt die Erforschung von Mediatisierungsprozessen aus der Perspektive der Menschen eine für das Fach sehr aktuelle Herangehensweise dar. Diese Mediatisierungsprozesse wurden in der vorliegenden Arbeit mit Erkenntnissen zu sozialen Beziehungen im Jugendalter verknüpft und damit das Zusammenspiel von digitalen Medien und Sozialisation theoretisch fundiert und empirisch sichtbar gemacht. Dabei wurde über die Verknüpfung von kommunikationswissenschaftlichen Theorien mit entwicklungspsychologischen sowie sozialisations- und netzwerktheoretischen Erkenntnissen ein theoretisches Konzept entwickelt, mit dem sich nicht nur einzelne Medien und deren Funktionen, sondern solche mediatisierten Kommunikationspraktiken untersuchen lassen, die in sozialen Beziehungsnetzen und im Kontext komplexer Medien- und Kommunikationsumgebungen stattfinden.

Zweitens befasst sich das Buch mit den mediatisierten Kommunikationspraktiken von ausgewählten Jugendlichen und liefert mittels einer ethnografisch angelegten Langzeitstudie dichte Daten zu deren spezifischen Aneignungsweisen des Mobiltelefons. Die daraus abgeleiteten Schlüsselkategorien beinhalten jedoch datennahe Verallgemeinerungen, die als materialbasierte Theorie neue Erkenntnisse zu mediatisierter Sozialisation liefern.

Schließlich wird drittens über die Verknüpfung von neuen theoretischen Konzepten und empirischen Ergebnissen mit Überlegungen zum gesetzlichen und vor allem zum präventiven Jugendmedienschutz ein Transfer kommunikationswissenschaftlicher Erkenntnisse in die medienpädagogische Praxis geleistet.

Ausblickend bleibt anzumerken, dass die vorgestellten Ergebnisse eine ausgewählte Momentaufnahme von Mediatisierungsprozessen liefert, die auch zukünftig weiter voranschreiten und für Jugendliche mit neuen Möglichkeiten der Kommunikation in sozialen Beziehungsnetzen verbunden sein werden. Dabei entwickelt sich vor allem das Mobiltelefon immer mehr zu einem Medium, das als tragbarer multifunktionaler Kleincomputer sämtliche Formen und Möglichkeiten sozialer Vernetzung in sich vereint und darüber auch die Bedeutung als persönliches und beziehungsrelevantes Universalmedium weiter zunimmt. Beispielsweise besitzen immer mehr Jugendliche ein eigenes Smartphone (MPFS 2010: 54), das mit einem Betriebssystem ausgestattet ist und viel umfassendere computerbezogene Funktionen und Möglichkeiten bietet als ein herkömmliches

Mobiltelefon. Von besonderer Relevanz sind in diesem Zusammenhang die sogenannten „Applications“ oder „Apps“, die als zusätzliche Programme von jeder Handybesitzerin und jedem Handybesitzer individuell ausgewählt und installiert werden können. Zu solchen „Apps“ gehören Anwendungen, die sich auf alle Lebensbereiche der Menschen beziehen, angefangen vom Schlafen, Kochen und Sport treiben über Wetter, Nachrichten und Reisen, bis hin zu Weiterbildung, Lernen und Unterhaltung. Für Jugendliche besonders relevant dürften die Anwendungen sein, die für soziale Netzwerkplattformen wie SchülerVZ oder Facebook angeboten werden. Mittels dieser „Apps“ ist es möglich, aktuelle Befindlichkeiten und Aktivitäten mittels Textnachricht, Foto oder Video unmittelbar und jederzeit im sozialen Netzwerk zu veröffentlichen. Dabei sind die meisten dieser Anwendungen und das Veröffentlichen kostenlos, sodass nur Ausgaben für das Onlinegehen mit dem Smartphone anfallen. Hier werden inzwischen recht kostengünstige Flatrates angeboten, die es erlauben, 24 Stunden am Tag mit dem Internet und den sozialen Netzwerkplattformen verbunden zu sein.

Für Jugendliche liefern diese Entwicklungen Potenziale, mit denen sie ihre beziehungsrelevanten Aushandlungen noch flexibler und umfassender bündeln und die Strukturierung und Organisation ihres sozialen Alltags noch weiter auf das Mobil- beziehungsweise Smartphone verlagern können. Um diese Entwicklungen und ihre Bedeutung mediatisierte Sozialisation theoretisch und empirisch zu untersuchen, bietet die vorliegende Arbeit wesentliche Anknüpfungspunkte. Dabei wäre es auch bedeutsam, über altersphasenspezifische Wandlungsprozesse hinaus Differenzen hinsichtlich Geschlecht und Bildung systematisch in den Blick zu nehmen.

Weiter zu verfolgen wäre beispielsweise die Frage, in welchem Zusammenhang die Aneignung des Mobiltelefons mit der Herausbildung von Geschlechtsidentität steht. Die empirischen Ergebnisse der Langzeitstudie haben einige Hinweise darauf geliefert, dass Jugendliche ihr Handy als Projektionsfläche sowie Präsentations- und Reflexionsmedium benutzen, um ihren Vorstellungen von Weiblichkeit oder Männlichkeit Ausdruck zu verleihen. Solche Formen der Aneignung weisen einen sozialisationsrelevanten Bezug auf und sind für die Herausbildung von Identität sicherlich höchst relevant.

Darüber hinaus muss vertiefend erforscht werden, ob und auf welche Weise sich die Bedeutung von Bildungsunterschieden bei der Aneignung von digitalen Medien verändert. In der Langzeit- und Erweiterungsstudie hat sich gezeigt, dass auch Jugendliche mit hohem Bildungsniveau phasenweise Aneignungspraktiken realisieren, die einen Bezug zu extremen finanziellen Ausgaben und problematischen Handyinhalten aufweisen und die aus dem Fehlen wichtiger Medienkompetenzen resultieren. Es stellt sich also die Frage, ob es sich hier um ein phasen-

spezifisches Phänomen nahezu aller Jugendlichen handelt oder ob nur diejenigen diesen Zeitraum überwinden können, bei denen die entsprechenden bildungsrelevanten, sozialen und pädagogischen Rahmenbedingungen gegeben sind. Um solche digitalen Klüfte zu schließen oder gar nicht aufkommen zu lassen und möglichst allen Jugendlichen die Chance zu bieten, sich digitale Medien als Ressource für soziales Kapital zu erschließen, sind aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse ebenso bedeutsam wie gesetzlicher und präventiver Jugendmedienschutz.

Literatur

- Adloff, Frank / Mau, Steffen (Hrsg.) (2005):** Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main: Campus.
- Androutsopoulos, Jannis / Schmidt, Gurdy (2001):** SMS-Kommunikation. Ethnographische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. In: Zeitschrift für angewandte Linguistik, 2001 (36), S. 49–79.
- Anfang, Günther (2006):** Ohrenblick mal! Erster bundesweiter Handyclipwettbewerb. In: Anfang, Günter / Demmler, Katrin / Ertelt, Jürgen / Schmidt, Ulrike (Hrsg.): Handy. Eine Herausforderung für die Pädagogik. Materialien zur Medienpädagogik. München: kopaed, S. 123–125.
- Anfang, Günther / Demmler, Kathrin / Ertelt, Jürgen / Schmidt, Ulrike (Hrsg.) (2006):** Handy. Eine Herausforderung für die Pädagogik. Materialien zur Medienpädagogik. München: kopaed.
- Ang, Ien (1995):** Watching Dallas. Soap Opera and the Melodramatic Imagination. London/New York: Methuen.
- Arbeitsgemeinschaft der Landesmedienanstalten in der Bundesrepublik (ALM) (2002):** Gewalt in der Gesellschaft – Gewalt in den Medien. Gesamtkonferenz der ALM. Positionspapier. Quelle: http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/alm_gesamtkonferenz/alm_gesamtkonferenz.html [02. 07. 2012].
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973):** Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Atkinson, Paul / Delamont, Sara / Housley, William (2008):** Contours of Culture: Complex Ethnography and the Ethnography of Complexity. Lanham, Md (u. a.): Altamira Press.
- Baacke, Dieter (1980):** Kommunikation und Kompetenz. Grundlegung einer Didaktik der Kommunikation und ihrer Medien. München: Juventa.
- Baacke, Dieter (1987):** Jugend und Jugendkulturen. Weinheim/München: Juventa.
- Baacke, Dieter (1989):** Sozialökologie und Kommunikationsforschung. In: Baacke, Dieter / Kübler, Hans-Dieter (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Konzepte und Erprobungen. Tübingen: Niemeyer, S. 87–134.
- Baacke, Dieter (1997):** Medienpädagogik. Tübingen: Niemeyer.
- Baacke, Dieter (1998):** Zum Konzept und zur Operationalisierung von Medienkompetenz: Universität Bielefeld. Quelle: http://www.produktive-medienarbeit.de/ressourcen/bibliothek/fachartikel/baacke_operationalisierung.shtml [02. 07. 2012].

- Baacke, Dieter (2005):** Die 13-18-Jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters. Weinheim/Basel: Beltz.
- Baacke, Dieter (2007):** Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung. Weinheim/München: Juventa.
- Baacke, Dieter / Sander, Uwe / Vollbrecht, Ralf (1990):** Lebenswelten sind Medienwelten. Opladen: Leske + Budrich.
- Bachmair, Ben (1994):** Handlungsleitende Themen: Schlüssel zur Bedeutung der bewegten Bilder für Kinder. In: Deutsches Jugendinstitut (DJI) (Hrsg.): Handbuch Medienerziehung im Kindergarten. Teil 1: Pädagogische Grundlagen. Opladen: Leske + Budrich, S. 171–184.
- Bachmair, Ben (2007):** Mediensozialisation: Entwicklung von Subjektivität in medialen und kulturellen Figurationen. In: Hoffmann, Dagmar / Mikos, Lothar (Hrsg.): Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS, S. 67–91.
- Bachmann, Götz / Wittel, Andreas (2006):** Medienethnographie. In: Ayaß, Ruth / Bergmann, Jörg (Hrsg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 146–182.
- Barthelmes, Jürgen / Sander, Ekkehard (1997):** Medien in Familie und Peer-Group. Vom Nutzen der Medien für 13- und 14-jährige. Medienerfahrungen von Jugendlichen. Band 1. München: DJI.
- Barthelmes, Jürgen / Sander, Ekkehard (2001):** Erst die Freunde, dann die Medien. Medien als Begleiter in Pubertät und Adoleszenz. Medienerfahrungen von Jugendlichen. Band 2. Opladen: Leske + Budrich.
- Bausinger, Hermann (1984):** Media, Technology and Daily Life. In: Media, Culture and Society, 1984 (6), S. 343–351.
- Baym, Nancy (2000):** Tune in, Log on: Soaps, Fandom, and Online Community. Thousand Oaks: Sage.
- Beck, Klaus (2006):** Computervermittelte Kommunikation im Internet. München: Oldenburg.
- Beck, Ulrich (1986):** Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994a):** Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 10–39.
- Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994b):** Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Howard Paul (1956):** Man in Reciprocity. Introductory Lectures on Culture, Society, and Personality. New York: F. A. Praeger.
- Berg, Klaus / Kiefer, Marie-Luise (1986):** Jugend und Medien. Eine Studie der ARD/ZDF-Medienkommission und der Bertelsmann Stiftung. Frankfurt am Main: Alfred Metzner.
- Berker, Thomas / Hartmann, Maren / Punie, Yves / Ward, Katie J. (2006):** Introduction. In: Berker, Thomas / Hartmann, Maren / Punie, Yves / Ward, Katie J. (Hrsg.): Domestication of Media and Technology. Maidenhead, Berkshire (u.a.): Open University Press, S. 1–17.
- Berking, Helmuth (1996):** Schenken. Zur Anthropologie des Gebens. Frankfurt am Main: Campus.
- Bertram, Björn (2010):** Medienkompetenz ist der beste Jugendmedienschutz. Quelle: [http://www.jugendserver-niedersachsen.de/index.php?id=3568&no_cache=1&tx_ttnews\[tt_news\]=3182](http://www.jugendserver-niedersachsen.de/index.php?id=3568&no_cache=1&tx_ttnews[tt_news]=3182) [02. 07. 2012].
- Bayerisches Landesjugendamt BLJA (2002):** Technischer Jugendmedienschutz. Quelle: http://www.elternimnetz.bayern.de/kinder/erziehungsfragen/medien/technischer_jugendmedienschutz.php [02. 07. 2012].
- Blumer, Herbert (1973):** Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 80–147.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (2002):** Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage. Quelle: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/jugendliche-in-deutschland-ipos-2004,property=pdf.pdf> [17. 06. 2011].
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (2007):** Handy ohne Risiko? Mit Sicherheit mobil – ein Ratgeber für Eltern. Quelle: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/handy-ohne-risiko-broschuere,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [02. 07. 2012].
- Boberski, Heiner (2004):** Adieu Spaßgesellschaft. Wollen wir uns zu Tode amüsieren? Klosterneuburg: EDITION VA bENE.
- Bofinger, Jürgen (2001):** Schüler – Freizeit – Medien. Eine empirische Studie zum Freizeit- und Medienverhalten 10- bis 17-jähriger Schülerinnen und Schüler. München: kopaed.
- Bofinger, Jürgen (2007):** Digitale Medien im Fachunterricht. Schulische Medienarbeit auf dem Prüfstand. München: Auer.
- Bond, Emma (2010):** The Mobile Phone = Bike Shed? Children, Sex and Mobile Phones. In: New Media & Society, 13(4), S. 587–604.
- Boneva, Bonka S. / Quinn, Amy / Kraut, Robert / Kiesler, Sara / Shklovski, Irina (2006):** Teenage Communication in the Instant Messaging Era. In: Kraut, Robert / Brynin, Malcolm / Kiesler, Sara (Hrsg.): Computer, Phones and the Internet. New York: Oxford University Press, S. 201–217.
- Bonfadelli, Heinz / Priska, Bucher / Hanetseder, Christa / Hermann, Thomas / Ideli, Mustafa / Moser, Heinz (2008):** Jugend, Medien und Migration: Empirische Ergebnisse und Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Bourdieu, Pierre (1997):** Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre (2005):** Die Ökonomie der symbolischen Güter. In: Adloff, Frank / Mau, Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main: Campus, S. 140–155.
- Bovill, Moira / Livingstone, Sonja (2001):** Bedroom Culture and the Privatization of Media Use. In: Livingstone, Sonia / Bovill, Moira (Hrsg.): Children and their Changing Media Environment. A Comparative European Study. Mawah/New York (u.a.): Erlbaum, S. 179–200.

- boyd, danah (2006):** Friends, Friendsters, and Top 8: Writing Community Into Being on Social Network Sites. In: *First Monday*, 11(12). Quelle: <http://www.firstmonday.org/htbin/cgiwrap/bin/ojs/index.php/fm/article/view/1418/1336> [02. 07. 2012].
- boyd, danah (2008):** Why Youth ♥ Social Network Sites: The Role of Networked Publics in Teenage Social Life. In: Buckingham, David (Hrsg.): *Youth, Identity and Digital Media*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 119–142.
- Bragg, Sara / Buckingham, David (2007):** „Sie sind glücklich. Und darauf kommt es schließlich an ...“. Wie Heranwachsende auf Darstellungen von Liebe, Sexualität und Beziehungen in den Medien reagieren. In: Mikos, Lothar / Hoffmann, Bernward / Winter, Rainer (Hrsg.): *Mediennutzung, Identität und Identifikationen. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen*. Weinheim / München: Juventa, S. 83–100.
- Breitenbach, Eva (2000):** Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. Eine fallrekonstruktive Untersuchung von Gleichaltrigengruppen. Opladen: Leske + Budrich.
- Breunig, Christian (2006):** Mobile Medien im digitalen Zeitalter. Neue Entwicklungen, Angebote, Geschäftsmodelle und Nutzung. In: *Media Perspektiven*, 2006 (1), S. 2–15.
- Breunig, Christian (2008):** Handy-TV vor ungewisser Zukunft. In: *Media Perspektiven*, 2008 (12), S. 598–611.
- Breyvogel, Wilfried (2005):** Eine Einführung in die Jugendkulturen. Veganismus und Tattoos. Wiesbaden: VS.
- Brosius, Hans-Bernd / Koschel, Friederike / Haas, Alexander (2009):** Methoden der empirischen Kommunikationsforschung: Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- Brüggen, Niels / Müller, Britta (2010):** Evaluation von Web 2.0-Werkstätten. Medienpraktische Bildungsarbeit mit benachteiligten Jugendlichen im Web 2.0. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 2010 (1), S. 97–102.
- Buckingham, David (2005):** The Media Literacy of Children and Young People: A Review of the Research Literature on Behalf of Ofcom. Quelle: <http://eprints.ioe.ac.uk/145/1/Buckinghammedialiteracy.pdf> [02. 07. 2012].
- Bühler, Charlotte (1932):** Jugendtagebuch und Lebenslauf. Zwei Mädchentagebücher mit einer Einleitung. Jena: Gustav Fischer.
- BjM (Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien) (2006):** Gewalt und Pornovideos auf Schülerhandys. Rechtliche Bewertung und medienpädagogischer Umgang. Quelle: <http://www.bundespruefstelle.de/bpjm/redaktion/PDF-Anlagen/bpjm-aktuell-gewalt-und-pornovideos-auf-schuelerhandys-aus-03-06,property=pdf,bereich=bpjm,rwb=true.pdf> [02. 07. 2012].
- BjM (Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien) (2009):** Wegweiser Jugendmedienschutz. Ein Überblick über Aufgaben und Zuständigkeiten der Jugendmedienschutzinstitutionen in Deutschland. Bonn. Quelle: <http://www.bundespruefstelle.de/bpjm/redaktion/PDF-Anlagen/bpjm-thema-wegweiser-jugendmedienschutz,property=pdf,bereich=bpjm,sprache=de,rwb=true.pdf> [02. 07. 2012].
- Burkart, Günter (2000):** Das Mobiltelefon und die Veränderung der Kommunikation im sozialen Raum. In: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis*, 51(2), S. 209–227.
- Burkart, Günter (2008):** Familiensoziologie. Konstanz: UVK.
- Busemann, Katrin / Gscheidle, Christoph (2009):** Web 2.0: Communitys bei jungen Nutzern beliebt. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2009. In: *Media Perspektiven*, 2009 (7), S. 356–364.
- BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) (2010):** Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-jährigen und ihren Eltern. Aktueller Schwerpunkt Migration. Köln: Rasch/Bramsche.
- Campbell, Marilyn (2005):** The Impact of the Mobile Phone on Young People's Life. Paper presented at the Social Change in the 21st Century Conference, 28 October 2005, QUT Carseldine, Brisbane.
- Castells, Manuel (2002):** *The Rise of the Network Society*. Oxford (u. a.): Blackwell.
- Castells, Manuel / Fernández-Ardèvol, Mireia / Qiu, Jack Linchuan / Sey, Araba (2007):** *Mobile Communication and Society. A Global Perspective*. Cambridge, MA/London: MIT Press.
- Charlton, Michael / Neumann-Braun, Klaus (1992):** *Medienkindheit – Medienjugend. Eine Einführung in die aktuelle kommunikationswissenschaftliche Forschung*. München: Quintessenz.
- Charon, Joel M. (2004):** *Symbolic Interactionism. An Introduction, An Interpretation, An Integration*. New Jersey: Pearson.
- Christensen, Toke Haunstrup (2009):** „Connected Presence“ in Distributed Family Life. In: *New Media & Society*, 11(3), S. 433–451.
- Corinth, Ernst (2006):** Ein zweites Video zeigt die ganze Hinrichtung Saddams. *telepolis*. Quelle: <http://www.heise.de/tp/artikel/24/24344/1.html> [02. 07. 2012].
- Corsaro, William A. / Eder, Donna (1990):** Children's Peer Cultures. In: *Annual Review of Sociology*, 1990 (16), S. 197–220.
- Cotterell, John (1996):** *Social Networks and Social Influences in Adolescence*. London / New York: Routledge.
- Couldry, Nick (2008):** Mediatization or Mediation? Alternative Understandings of the Emergent Space of Digital Storytelling. In: *New Media & Society*, 10 (3), S. 373–391.
- Couldry, Nick / Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich (Hrsg.) (2010):** *Media Events in a Global Age*. London (u. a.): Routledge.
- Daiber, Valentina (2006):** Jugendschutz im Mobilfunk aus Sicht der Mobilfunkbranche. In: Anfang, Günther / Demmler, Katrin / Ertelt, Jürgen / Schmidt, Ulrike (Hrsg.): *Handy. Eine Herausforderung für die Pädagogik. Materialien zur Medienpädagogik*. Band 8. München: kopaed, S. 58–60.
- de Certeau, Michel (1988):** *Die Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.
- Detering, Sebastian (2008):** Virtual Communities. In: Hitzler, Ronald / Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Entwicklungen*. Wiesbaden: VS, S. 115–131.
- Deutsche Vermögensberatung AG (2011):** Raus aus dem Minus: Wie Teenager ihre Finanzen wieder in den Griff bekommen. Pressemeldung. Quelle: <http://www.dvag-presseservice.de/2011/02/22/raus-aus-dem-minus-wie-teenager-ihre-finanzen-wieder-in-den-griff-bekommen> [02. 07. 2012].
- Diaz-Bone, Rainer (1997):** *Ego-zentrierte Netzwerke und familiäre Beziehungssysteme*. Wiesbaden: DUV.
- Diaz-Bone, Rainer (2010):** *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie*. Wiesbaden: VS.

- Dittmar, Norbert (2009):** Transkription. Ein Leitfaden mit Aufgaben für Studenten, Forscher und Laien. Wiesbaden: VS.
- Domínguez, Daniel / Beaulieu, Anne / Estalella, Adolfo / Gómez, Edgar / Schnettler, Bernt / Read, Rosie (2007):** Virtuelle Ethnografie. In: FQS Forum Qualitative Sozialforschung, 8(3).
- Döring, Nicola (2002):** Klingeltöne und Logos auf dem Handy. Wie neue Medien der Uni-Kommunikation genutzt werden. In: M&K, 50(2), S. 376–401.
- Döring, Nicola / Hellwig, Katharina / Klimsa, Paul (2005):** Mobile Communication Among Youth. In: Nyíri, Kristof (Hrsg.): A Sense of Place. The Global and the Local in Mobile Communication. Wien: Passagen, S. 209–217.
- Dreher, Eva / Dreher, Michael (1985a):** Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Bedeutung und Bewältigungskonzepte. In: Liepmann, Detlef / Stiksrud, Arne (Hrsg.): Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz. Sozial- und entwicklungspsychologische Perspektiven. Göttingen: Hogrefe, S. 56–70.
- Dreher, Eva / Dreher, Michael (1985b):** Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zum Konzept einer Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters. In: Oerter, Rolf (Hrsg.): Lebensbewältigung im Jugendalter. Weinheim: VCH, S. 30–61.
- du Gay, Paul / Hall, Stuart / Janes, Linda / Mackay, Hugh / Negus, Keith (2003):** Doing Cultural Studies. The Story of the Walkman. London: Sage.
- Dunphy, Dexter C. (1963):** The Social Structure of Urban Adolescent Peer Groups. In: Sociometry, 26(2), S. 230–246.
- Dupuis, Ann (2002):** HyperRESEARCH™. A Software Tool for Qualitative Data Analysis. Quelle: http://www.sagepub.com/mssw3/resources/Updated_HyperResearch.pdf [02.07.2012].
- Düvel, Caroline (2009):** Lokal – translokal – digital: Kommunikative Mehrfachvernetzung und die Aneignung digitaler Medienumgebungen in der russischen Diaspora. In: Kissau, Kathrin / Hunger, Uwe (Hrsg.): Internet, Migration und Politik. Wiesbaden: VS, S. 259–279.
- Ecarius, Jutta (2002):** Jugend und Familie. In: Krüger, Heinz-Hermann / Grunert, Cathleen (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 519–540.
- Eckert, Roland / Vogelgesang, Waldemar / Wetzstein, Thomas A. (1993):** Computerkulturen. Eine ethnographische Studie. In: Publizistik, 38(2), S. 167–186.
- Elias, Norbert (1978):** Zum Begriff des Alltags. In: Hammerich, Kurt / Klein, Michael (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Sonderheft 20/1978 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 22–29.
- Elias, Norbert (1987):** Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erikson, Erik H. (1995):** Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Faber, Marlene (2001):** Medienrezeption als Aneignung. In: Holly, Werner / Püschel, Ulrich / Bergmann, Jörg (Hrsg.): Der sprechende Zuschauer. Wie wir uns Fernsehen kommunikativ aneignen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 25–40.
- Feffer, Melvin H. / Gourevitch, Vivian (1982):** Kognitive Aspekte der Perspektivenübernahme bei Kindern. In: Geulen, Dieter (Hrsg.): Perspektivenübernahme und soziales Handeln: Texte zur sozial-kognitiven Entwicklung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 205–222.
- Feierabend, Sabine / Kutteroff, Albrecht (2008):** Medien im Alltag. Jugendlicher – multimedial und multifunktional. In: Media Perspektiven, 2008 (12), S. 612–624.
- Feilitzen, Cecilia von (2009):** Influences of Mediated Violence. A Brief Research Summary. Göteborg: Nordicom.
- Feldhaus, Michael (2004):** Mobile Kommunikation im Familiensystem. Zu den Chancen und Risiken mobiler Kommunikation für das familiäre Zusammenleben. Würzburg: Ergon.
- Feldhaus, Michael (2005):** Mobile Kommunikation in der Familie: Chancen und Risiken. Empirische Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung. In: Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian (Hrsg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 159–177.
- Feldhaus, Michael (2007):** Mobilkommunikation im Familienalltag. In: Röser, Jutta (Hrsg.): MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS, S. 199–209.
- Feldhaus, Michael / Logemann, Niels (2006):** Die Kommunikationsmedien Internet und Mobiltelefon im familialen Alltag. In: medien + erziehung, 50(2), S. 30–37.
- Fend, Helmut (1998):** Eltern und Freunde. Soziale Entwicklung im Jugendalter. Bern: Hans Huber.
- Fend, Helmut (2005):** Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Wiesbaden: VS.
- Ferchhoff, Wilfried (2005):** Gesellungsformen, Kulturen und Praxen von Jugendlichen. In: Hafenecker, Benno (Hrsg.): Subjektdiagnosen. Subjekt, Modernisierung und Bildung. Schwalbach/Ts.: Wochenschauverlag, S. 111–134.
- Ferchhoff, Wilfried (2007):** Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden: VS.
- Ferchhoff, Wilfried / Hugger, Kai-Uwe (2010):** Zur Genese und zum Bedeutungswandel von Gleichaltrigengruppen. Lokale, de-lokale und virtuelle Tendenzen. In: Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Digitale Jugendkulturen. Wiesbaden: VS, S. 90–101.
- Fine, Gary Alan / Kleinman, Sherry (1983):** Network and Meaning. An Interactionist Approach to Structure. In: Symbolic Interaction, 6(1), S. 97–110.
- Fisch, Martin / Gscheidle, Christoph (2007):** Onliner 2007: Das „Mitmach-Netz“ im Breitbandzeitalter. In: Media Perspektiven, 2007 (8), S. 393–405.
- Fisch, Martin / Gscheidle, Christoph (2008):** Mitmachnetz Web 2.0: Rege Beteiligung nur in Communitys. In: Media Perspektiven, 2008(7), S. 356–364.
- Fiske, John (1997):** Television Culture. London: Routledge.
- Flammer, August / Alsaker, Françoise D. (2002):** Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter. Bern: Huber.
- Flavell, John H. / Hurley, John (1975):** Rollenübernahme und Kommunikation bei Kindern. Weinheim/Basel: Beltz.
- Fleer, Bernhard / Klein-Heßling, Johannes / Hassebrauck, Manfred (2002):** Konzepte der Qualität von Paarbeziehungen im Jugendalter. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 34(1), S. 21–29.

- Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (2004):** Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 13–29.
- Fortunati, Leopoldina (2005a):** Der menschliche Körper, Mode und Mobiltelefone. In: Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Mobiler Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder*. Frankfurt am Main: Lang, S. 223–248.
- Fortunati, Leopoldina (2005b):** Mediatization of the Net and Internetization of the Mass Media. In: *Gazette*, 67(1), S. 27–44.
- Fortunati, Leopoldina (2005c):** The Telephone and the Presentation of Self. In: Ling, Rich / Pedersen, Per E. (Hrsg.): *Mobile Communications. Re-Negotiations of the Social Sphere*. London: Springer, S. 203–218.
- Franz, Gerhard (2010):** Mobile Onlinenutzer in der crossmedialen Markenkommunikation. Ergebnisse einer Onlinebefragung. In: *Media Perspektiven*, 2010(5), S. 235–246.
- Freienstein, Jörg (2002):** Von Connectivity zu Content. Mehrwertdienste für die Telekommunikation: Kritische Erfolgsfaktoren und Rahmenbedingungen unter besonderer Berücksichtigung der Endnutzer. In: Karmasin, Matthias / Winter, Carsten (Hrsg.): *Mediale Mehrwertdienste und die Zukunft der Kommunikation*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 121–136.
- Fries, Karin R. / Göbel, Peter H. / Lange, Elmar (2007):** Teure Jugend. Wie Teenager kompetent mit Geld umgehen. Opladen: Barbara Budrich.
- Fritz, Karsten / Sting, Stephan / Vollbrecht, Ralf (2003):** Mediensozialisation. Pädagogische Perspektiven des Aufwachsens in Medienwelten. Opladen: Leske + Budrich.
- Fuhse, Jan Arendt (2006):** Gruppe und Netzwerk – eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 2006(2), S. 245–262.
- Fuhse, Jan Arendt (2008a):** Gibt es eine Phänomenologische Netzwerktheorie? Geschichte, Netzwerk und Identität. In: *Soziale Welt*, 2007(59), S. 31–52.
- Fuhse, Jan Arendt (2008b):** Menschen in Netzwerken. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Die Natur der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus, S. 2933–2943.
- Fuhse, Jan Arendt (2009):** The Meaning Structure of Social Networks. In: *Sociological Theory*, 27(1), S. 51–73.
- Funiok, Rüdiger (2000):** Zuerst kommt das Forschen, dann die Moral? Sieben ethische „Einmerker“ in das Pflichtheft des qualitativ Forschenden. In: Paus-Haase, Ingrid / Schorb, Bernd (Hrsg.): *Qualitative Kinder- und Jugend-Medienforschung. Theorie und Methoden: Ein Arbeitsbuch*. München: kopaed, S. 227–235.
- Furman, Wyndol / Simon, Valerie A. (1998):** Advice from Youth: Some Lessons from the Study of Adolescent Relationships. In: *Journal of Social and Personal Relationships*, 1998(15), S. 723–739.
- Ganguin, Sonja / Sander, Uwe (2005):** Medienökologie. In: Mikos, Lothar / Wegener, Claudia (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung*. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 130–140.
- Garfinkel, Harold (1973):** Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 189–261.
- Garfinkel, Harold (2003):** *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Gebhardt, Julian / Höflich, Joachim R. / Rössler, Patrick (2008):** Breaking the Silence? The Use of the Mobile Phone in a University Library. In: Hartmann, Maren / Rössler, Patrick / Höflich, Joachim R. (Hrsg.): *After the Mobile Phone? Social Change and the Development of Mobile Communication*. Berlin: Frank & Timme, S. 203–218.
- Geertz, Clifford (2007):** *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geser, Hans (2006):** Untergräbt das Handy die soziale Ordnung? Das Mobiltelefon aus soziologischer Sicht. In: Glotz, Peter / Bertschi, Stefan / Locke, Chris (Hrsg.): *Daumenkultur: Das Mobiltelefon in der Gesellschaft*. Bielefeld: transcript, S. 25–39.
- Geulen, Dieter (1989):** *Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung der Sozialisationstheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony (1994):** *Living in a Post-Traditional Society*. In: Beck, Ulrich / Giddens, Anthony / Lash, Scott (Hrsg.): *Reflexive Modernization. Politics, Traditions and Aesthetics in the Modern Social Order*. Cambridge: Polity Press, S. 56–109.
- Gille, Martina / Sardei-Biermann, Sabine / Gaiser, Wolfgang / de Rijke, Johann (2006):** Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-jähriger. Wiesbaden: VS.
- Girtler, Roland (1992):** *Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit*. Wien (u. a.): Böhlau.
- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm L. (1998):** *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Hans Huber.
- Gläser, Jochen (2005):** Neue Begriffe, alte Schwäche: Virtuelle Gemeinschaft. In: Jäckel, Michael / Mai, Manfred (Hrsg.): *Online-Vergesellschaftung*. Wiesbaden: VS, S. 52–72.
- Gleich, Uli (2006):** Nutzung neuer Medien. In: *Media Perspektiven*, 2006(10), S. 538–544.
- Gleich, Uli (2007):** Nutzung und Funktionen neuer Medien bei Kindern und Jugendlichen. In: *Media Perspektiven*, 2007(10), S. 529–534.
- Gleich, Uli (2009):** Nutzung mobiler Medien. In: *Media Perspektiven*, 2009 (10), S. 554–559.
- Gleich, Uli (2011):** Nutzung und Funktionen von Social Communitys. In: *Media Perspektiven*, 2011 (2), S. 115–120.
- Goffman, Erving (1971):** *Relations in Public*. New York: Basic Books.
- Goffman, Erving (1982):** *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1983):** *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goffman, Erving (1993):** *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2005):** *Interaction Ritual. Essays in Face to Face Behavior*. New Brunswick/New Jersey: Transaction Publishers.
- Goffman, Erving (2006):** *Interaktionsrituale*. In: Belliger, Andréa / Krieger, David J. (Hrsg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: VS, S. 321–336.
- Goldman, Martin (2002):** *Dear Emily Postnews. Die Geschichte der Netikette*. In: Schulzki-Haddouti, Christiane (Hrsg.): *Bürgerrechte im Netz*. Opladen: Leske + Budrich, S. 336–348.

- Göppel, Rolf (2005):** Das Jugendalter. Entwicklungsaufgaben – Entwicklungskrisen – Bewältigungsformen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Göttlich, Udo (2008):** Zur Kreativität des Handelns in der Medienaneignung. Handlungs- und praxistheoretische Aspekte als Herausforderung der Rezeptionsforschung. In: Winter, Carsten / Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich (Hrsg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklung. Wiesbaden: VS, S. 383–399.
- Göttlich, Udo (2009):** Raymond Williams: Materialität und Kultur. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Thomas, Tanja (Hrsg.): Schlüsselwerke der Cultural Studies. Wiesbaden: VS, S. 94–103.
- Götz, Maya (Hrsg.) (2002):** Alles Seifenblasen? Die Bedeutung von Daily Soaps im Alltag von Kindern und Jugendlichen. München: kopaed.
- Götzenbrucker, Gerit (2011):** Beyond Impression. Riskante Formen der Selbstpräsentation auf sozialen Netzwerkseiten am Beispiel von StudiVZ. In: Fuhse, Jan Arendt / Stegbauer, Christian (Hrsg.): Kultur und mediale Kommunikation in sozialen Netzwerken. Wiesbaden: VS, S. 107–123.
- Grabitz, Ileana (2009):** Schuldenfallen lauern überall. Welt Online. Quelle: <http://www.welt.de/finanzen/article3618008/Schuldenfallen-lauern-ueberall.html> [02. 07. 2012].
- Granovetter, Mark S. (1977):** The Strength of Weak Ties. In: The American Journal of Sociology, 78(6), S. 1360–1380.
- Granovetter, Mark S. (1983):** The Strength of Weak Ties: A Network Theory Revisited. In: Sociological Theory, 1983 (1), S. 201–233.
- Green, Nicola / Haddon, Leslie (2009):** Mobile Communications. An Introduction to New Media. Oxford/New York: Berg.
- Greenfield, Patricia M. / Gross, Elisheva F. / Subrahmanyam, Kaveri / Suzuki, Lalita K. / Tynes, Brendesha (2006):** Teens on the Internet. Interpersonal Connection, Identity and Information. In: Kraut, Robert / Brynin, Malcolm / Kiesler, Sara (Hrsg.): Computer, Phones, and the Internet. New York: Oxford University Press, S. 185–200.
- Grimm, Jürgen (2006):** Super Nannys. Ein TV Format und sein Publikum. Konstanz: UVK.
- Grimm, Petra (2008):** Prügeln für die Kamera. Über den Umgang Jugendlicher mit Gewaltvideos auf dem Handy. In: Pöttinger, Ida / Ganguin, Sonja (Hrsg.): Lost? Orientierung in Medienwelten – Konzepte für Pädagogik und Medienbildung. Bielefeld: GMK, S. 24–34.
- Grimm, Petra / Rhein, Stefanie (2007):** Slapping, Bullying, Snuffing! Zur Problematik von gewalthaltigen und pornografischen Videoclips auf Mobiltelefonen von Jugendlichen. Berlin: VISTAS.
- Grimm, Petra / Rhein, Stefanie / Clausen-Muradian, Elisabeth (2008):** Gewalt im Web 2.0. Der Umgang Jugendlicher mit gewalthaltigen Inhalten und Cyber-Mobbing sowie die rechtliche Einordnung der Problematik. Hannover: VISTAS.
- Grob, Alexander / Flammer, August (1997):** Der Berner Jugendlängsschnitt: Das Design und ausgewählte Resultate. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, S. 244–255.
- Grob, Alexander / Jaschinski, Uta (2003):** Erwachsen werden. Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Weinheim/Basel/Berlin: Beltz.
- Groening, Stephen (2010):** From ‚A Box in the Theater of the World‘ to ‚The World as Your Living Room‘: Cellular Phones, Television and Mobile Privatization. In: New Media & Society 12(8), S. 1331–1347.
- Habermas, Jürgen (1995):** Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Tilmann (1996):** Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Haddon, Leslie (2000):** An Agenda for ‚Mobility in Everyday Life‘ for ICT researchers: COST. Quelle: http://cost269.free.fr/c_workgroup/mobility/Mobilityagenda.htm [02. 07. 2012].
- Haddon, Leslie (2004):** Information and Communication Technologies in Everyday Life. A Concise Introduction and Research Guide. Oxford: Berg.
- Haddon, Leslie (2006):** Empirical Studies Using the Domestication Framework. In: Berker, Thomas / Hartmann, Maren / Punie, Yves / Ward, Katie J. (Hrsg.): Domestication of Media and Technology. Maidenhead, Berkshire (u. a.): Open University Press, S. 103–122.
- Haddon, Leslie / de Gourn, Chantal / Lohan, Maria / Östlund, Britt / Kilegran, Maud / Sapiro, Bartolomeo / Palombini, Isabella (2002):** From Mobile to Mobility: The Consumption of ICTs and Mobility in Everyday Life: COST269 Mobility Workgroup. Quelle: <http://www2.lse.ac.uk/media@lse/whosWho/AcademicStaff/LeslieHaddon/Mobility%20and%20ICTs.pdf> [02. 07. 2012].
- Haddon, Leslie / Vincent, Jane (2009):** Children's Broadening Use of Mobile Phones. In: Goggin, Gerard / Hjort, Lariss (Hrsg.): Mobile Technologies. From Telecommunication to Media. New York: Routledge, S. 37–59.
- Hajok, Daniel (2006):** Theoretische Konzepte und empirische Fakten zur Mediensozialisation: Fernsehen als Sozialisationsagentur Jugendlicher. In: Prokop, Ulrike / Jansen, Mechthild M. (Hrsg.): Doku-Soaps, Reality-TV, Affekt-Talkshow, Fantasy-Rollenspiele. Neue Sozialisationsagenturen im Jugendalter. Marburg: Tectum, S. 129–166.
- Hakken, David (1999):** Cyborgs@Cyberspace? An Ethnographer Looks to the Future. New York (u. a.): Routledge.
- Hall, Stuart / Jefferson, Tony (Hrsg.) (2004):** Resistance through Rituals. Youth Subcultures in Post-War Britain. London: Routledge.
- Hammersley, Martyn / Atkinson, Paul (2007):** Ethnography: Principles in Practice. London (u. a.): Routledge.
- Hans-Bredow-Institut (2006):** Docu-Watch Digitales Fernsehen. Eine Sichtung ausgewählter Dokumente und wissenschaftlicher Studien. Themenheft Handy TV, 2006(3). Hamburg. Quelle: http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/20 [02. 07. 2012].
- Hartmann, Maren (2006):** A Mobile Ethnographic View on (Mobile) Media Usage? In: Höflich, Joachim. R. / Hartmann, Maren (Hrsg.): Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections. Berlin: Frank & Timme, S. 273–297.
- Hartmann, Maren / Hepp, Andreas (Hrsg.) (2010):** Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS.
- Hartmann, Maren / Wimmer, Jeffrey (2011):** Digitale Medientechnologien: Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. In: Hartmann, Maren / Wimmer, Jeffrey (Hrsg.): Digitale Medientechnologien. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Wiesbaden: VS, S. 7–26.

- Hartup, Willard W. (1993):** Adolescents and Their Friends. In: Laursen, Brett (Hrsg.): Close Friendship in Adolescence. San Francisco: Jossey-Bass Publishers, S. 3–22.
- Hasebrink, Uwe (2002):** Konvergenz aus medienpolitischer Perspektive. In: Theunert, Helga / Wagner, Ulrike (Hrsg.): Medienkonvergenz: Angebot und Nutzung. Eine Fachdiskussion veranstaltet von BLM und ZDF. München: Fischer, S. 91–101.
- Hasebrink, Uwe (2003a):** Konvergenz aus Nutzerperspektive. Zur Integration neuer Medien in die Nutzungsmuster von Jugendlichen. In: Bug, Judith / Karmasin, Matthias (Hrsg.): Telekommunikation und Jugendkultur. Eine Einführung. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 29–46.
- Hasebrink, Uwe (2003b):** Nutzungsforschung. In: Bentele, Dieter / Brosius, Hans-Bernd / Jarren, Ottfried (Hrsg.): Öffentliche Kommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 101–127.
- Hasebrink, Uwe / Livingstone, Sonja / Haddon, Leslie (Hrsg.) (2008):** Comparing Children's Online Opportunities and Risks Across Europe. Cross-National Comparisons for EU Kids Online. Deliverable D3.2. EU Kids Online, London, UK. Quelle: http://eprints.lse.ac.uk/21656/1/D3.2_Report-Cross_national_comparisons.pdf [02. 07. 2012].
- Hasebrink, Uwe / Mikos, Lothar / Prommer, Elisabeth (2004):** Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen: Zur Einführung. In: Hasebrink, Uwe / Mikos, Lothar / Prommer, Elisabeth (Hrsg.): Mediennutzung in konvergierenden Medienumgebungen. München: Fischer, S. 9–17.
- Hasebrink, Uwe / Schröder, Hermann-Dieter / Schumacher, Gerlinde (2012):** Kinder- und Jugendmedienschutz aus Sicht der Eltern. In: Media Perspektiven, 2012 (1), S. 18–30.
- Havighurst, Robert J. (1972):** Developmental Tasks and Education. New York: McKay.
- Hearing, Anne (2007):** Bis zu den Knien im Dispo. Spiegel Online. Schulspiegel. Quelle: <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,496846,00.html> [02. 07. 2012].
- Hebdige, Dick (2002):** Subculture. The Meaning of Style. London/New York: Routledge.
- Heintz, Bettina (2003):** Gemeinschaft ohne Nähe? Virtuelle Gruppen und reale Netze. In: Thiedeke, Udo (Hrsg.): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 180–210.
- Helle, Horst Jürgen (1977):** Verstehende Soziologie und Theorie des Symbolischen Interaktionismus. Stuttgart: Teubner.
- Hepp, Andreas (1999):** Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher.
- Hepp, Andreas (2005):** Kommunikative Aneignung. In: Mikos, Lothar / Wegener, Claudia (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 67–79.
- Hepp, Andreas (2006):** Kommunikative Mobilität als Forschungsperspektive: Anmerkungen zur Aneignung mobiler Medien- und Kommunikationstechnologie. In: Ästhetik & Kommunikation, 37(135), S. 15–21.
- Hepp, Andreas (2009):** Differentiation: Mediatization and Cultural Change. In: Lundby, Knut (Hrsg.): Mediatization. Concepts, Changes, Consequences. New York: Peter Lang, S. 139–157.
- Hepp, Andreas (2010):** Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- Hepp, Andreas (2011):** Kommunikationsnetzwerke und kulturelle Verdichtung. Theoretische und methodologische Überlegungen. In: Fuhse, Jan Arendt / Stegbauer, Christian (Hrsg.): Kultur und mediale Kommunikation in sozialen Netzwerken. Wiesbaden: VS, S. 13–29.
- Hepp, Andreas / Bozdag, Cigdem / Suna, Laura (2011):** Mediale Migranten. Mediatisierung und die kommunikative Vernetzung der Diaspora. Wiesbaden: VS.
- Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Moores, Shaun / Winter, Carsten (Hrsg.) (2006):** Konnektivität, Netzwerk und Fluss. Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie. Wiesbaden: VS.
- Hillebrandt, Frank (2009):** Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden: VS.
- Hine, Christine (2000):** Virtual Ethnography. London (u. a.): Sage.
- Hine, Christine (2005):** Virtual Methods. Issues in Social Research on the Internet. New York: Berg.
- Hipfl, Brigitte / Hug, Theo (2006):** Introduction: Media Communities – Current Discourses and Conceptual Analyses. In: Hipfl, Birgit / Hug, Theo (Hrsg.): Media Communities. Münster: Waxmann, S. 9–32.
- Hitzler, Ronald (2001):** Erlebniswelt Techno. Aspekte einer Jugendkultur. In: Hitzler, Ronald / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Techno-Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen: Leske + Budrich, S. 11–27.
- Hitzler, Ronald (2008):** Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung. Über Jugend-szenen. In: Hitzler, Ronald / Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden: VS, S. 55–71.
- Hitzler, Ronald / Bucher, Thomas / Niederbacher, Arne (2005):** Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden: VS.
- Hitzler, Ronald / Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2008):** Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen. Wiesbaden: VS.
- Hitzler, Ronald / Niederbacher, Arne (2010):** Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden: VS.
- Hitzler, Ronald / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2001):** Techno-Soziologie. Erkundungen einer Jugendkultur. Opladen: Leske + Budrich.
- Hofer, Manfred / Wild, Elke / Noack, Peter (2002):** Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Göttingen (u. a.): Hogrefe.
- Hoffmann, Dagmar (2005):** Körpererfahrungen, Sexualität und Geschlechtsidentität – Jugendliche auf der Suche nach der Norm, dem Ideal und nach sich selbst. In: Merken, Hans / Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung. Band 5. Wiesbaden: VS, S. 199–218.
- Hoffmann, Dagmar (2007):** Plädoyer für eine integrative Mediensozialisationstheorie. In: Hoffmann, Dagmar / Mikos, Lothar (Hrsg.): Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS, S. 11–26.
- Hoffmann, Dagmar / Mikos, Lothar (Hrsg.) (2007):** Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS.
- Höflich, Joachim R. (1996):** Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher.

- Höflich, Joachim R. (2001):** Das Handy als „persönliches Medium“ – Zur Aneignung des Short Message Services (SMS) durch Jugendliche. Quelle: http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B1_2001_Hoeflich.pdf [02. 07. 2012].
- Höflich, Joachim R. (2003):** Mensch, Computer und Kommunikation. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Höflich, Joachim R. (2004):** Kommunikation im Cyberspace und der Wandel von Vermittlungskulturen: Zur Veränderung sozialer Arrangements mediatisierter Alltagskommunikation. In: Thiedeke, Udo (Hrsg.): Soziologie des Cyberspace: Medien, Strukturen und Semantiken. Wiesbaden: VS, S. 144–169.
- Höflich, Joachim R. (2005a):** An mehreren Orten gleichzeitig. Mobile Kommunikation und soziale Arrangements. In: Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian (Hrsg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 19–41.
- Höflich, Joachim R. (2005b):** Mobile Kommunikation und die Privatisierung des öffentlichen Raumes. Ergebnisse einer explorativen Studie. In: Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian. (Hrsg.): Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 135–157.
- Höflich, Joachim R. (2006):** Places of Life – Places of Communication: Observation of Mobile Phone Usage in Public Places. In: Höflich, Joachim R. / Hartmann, Maren (Hrsg.): Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections. Berlin: Frank & Timme, S. 19–51.
- Höflich, Joachim R. (2009):** In der Mitte der Stadt. Nutzung des Mobiltelefons auf einer Piazza. In: Tully, Claus J. (Hrsg.): Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume. Weinheim & München: Juventa, S. 77–90.
- Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian / Steuber, Stefanie (2003):** SMS im Medienalltag Jugendlicher. Ergebnisse einer qualitativen Studie. In: Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian (Hrsg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief. E-Mail. SMS. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 265–289.
- Höflich, Joachim R. / Hartmann, Maren (2007):** Grenzverschiebungen – Mobile Kommunikation im Spannungsfeld von öffentlichen und privaten Sphären. In: Röser, Jutta (Hrsg.): MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS, S. 211–221.
- Höflich, Joachim R. / Hartmann, Maren (Hrsg.) (2006):** Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections. Berlin: Frank & Timme.
- Höflich, Joachim R. / Kircher, Georg F. (2010):** Moving and Lingering: The Mobile Phone in Public Space. In: Höflich, Joachim R. / Kircher, Georg F. / Linke, Christine / Schlote, Isabel (Hrsg.): Mobile Media and the Change of Everyday Life. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 61–95.
- Hollstein, Betina (2006):** Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – ein Widerspruch? In: Hollstein, Betina / Straus, Florian (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS, S. 11–36.
- Honer, Anne (2004):** Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 194–204.
- Hopf, Christel (2004):** Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 589–600.
- Hradil, Stefan (2005):** Soziale Ungleichheit in Deutschland. Wiesbaden: VS.
- Hugger, Kai-Uwe (2008):** Medienkompetenz. In: Sander, Uwe / Gross, Friederike von / Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS, S. 93–99.
- Humphreys, Lee (2010):** Mobile Social Networks and Urban Public Space. In: New Media & Society, 12(5), S. 763–778.
- Hunecke, Marcel / Tully, Claus J. / Bäumer, Doris (Hrsg.) (2002):** Mobilität von Jugendlichen. Psychologische, soziologische und umweltbezogene Ergebnisse und Gestaltungsempfehlungen. Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, Bettina / Hammer, Michael / Stelberg, Klaus (1996):** Familienmitglied Fernsehen: Fernsehgebrauch und Probleme der Fernseherziehung in verschiedenen Familienformen. Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, Klaus (2001):** Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. Weinheim/Basel: Beltz.
- Hurrelmann, Klaus (2002):** Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim/Basel: Beltz.
- Hurrelmann, Klaus (2005):** Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/München: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus (2006):** Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim/Basel: Beltz.
- Hurrelmann, Klaus (2007):** Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/München: Juventa.
- Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd (2005):** Medienpädagogik. In: Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd (Hrsg.): Grundbegriffe Medienpädagogik. München: kopaed, S. 265–276.
- Iconkids & Youth International Research GmbH (2010):** Trend Tracking Kids 2010. Ergebnisse zur High Interest Themen bei 6- bis 19-jährigen Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Quelle: http://www.iconkids.com/deutsch/download/news/2010/05_12/TTK_2010.pdf [02. 07. 2012].
- Imhof, Kurt (2006):** Mediengesellschaft und Medialisierung. In: M&K, 54(2), S. 191–215.
- Imhof, Kurt / Blum, Roger / Bonfadelli, Heinz / Jarren, Ottfried (2004):** Mediengesellschaft. Strukturen, Merkmale, Entwicklungsdynamiken. Wiesbaden: VS.
- IPOS (2009):** Jugendstudie 2009 – Wirtschaftsverständnis und Finanzkultur: Bankenverband. Quelle: http://www.schulbank.de/2009-07-03_Demoskopie_Jugendstudie_BDB.pdf [02. 07. 2012].
- Ito, Mizuko (2005):** Mobile Phones, Japanese Youth and the Re-Placement of Social Contact. In: Ling, Rich / Pedersen, Per E. (Hrsg.): Mobile Communications: Re-Negotiation of the Social Sphere. London: Springer, S. 131–148.
- Ito, Mizuko / Davidson, Cathy / Jenkins, Henry / Lee, Carol / Eisenberg, Michael / Weiss, Joanne (2008):** Foreword. In: Buckingham, David (Hrsg.): Youth, Identity and Digital Media. Cambridge, MA: MIT Press, S. vii-ix.

- Ito, Mizuko / Horst, Heather / Bittanti, Matteo / boyd, danah/Herr-Stephenson, Becky / Lange, Patricia G. / Pascoe, C.J. / Robinson, Laura (2008):** Living and Learning with New Media: Summary of Findings from the Digital Youth Project: The John D. and Catherine T. MacArthur Foundation Reports on Digital Media and Learning. Quelle: <http://digitalyouth.ischool.berkeley.edu/files/report/digitalyouth-WhitePaper.pdf> [02.07.2012].
- Jacke, Christoph (2009):** John Clarke, Toni Jefferson, Paul Willis und Dick Hebdige: Subkulturen und Jugendstile. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Thomas, Tanja (Hrsg.): Schlüsselwerke der Cultural Studies. Wiesbaden: VS, S. 138–155.
- Jakobsen, Roman (1960):** Closing Statement: Linguistics and Poetics. In: Sebeok, Thomas A. (Hrsg.): Style in Language. New York: Wiley (u. a.), S. 350–377.
- James, Carrie / Davis, Katie / Flores, Andrea / Francis, John M. / Pettingill, Lindsay / Rundle, Margaret / Gardner, Howard (2009):** Young People, Ethics, and the New Digital Media: A Synthesis from the Good Play Project. Cambridge/London: MIT Press.
- Jansen, Dorothea (2003):** Einführung in die Netzwerkanalyse. Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. Opladen: Leske + Budrich.
- Jansson, Andre (2002):** The Mediatization of Consumption: Towards an Analytical Framework of Image Culture. In: Journal of Consumer Culture, 2(1), S. 5–31.
- Jenkins, Henry (2006):** Convergence Culture: Where Old And New Media Collide. New York/London: New York University Press.
- Jenkins, Henry / Clinton, Katie / Ravi Purushotma, Ravi / Robison, Alice J. / Weigel, Margaret (2006):** Confronting the Challenges of Participatory Culture: Media Education for the 21st Century. Quelle: http://digitalllearning.macfound.org/atf/cf/%7B7E45C7E0-A3E0-4B89-AC9C-E807E1B0AE4E%7D/JENKINS_WHITE_PAPER.PDF [02.07.2012].
- Johnson, Richard (1999):** Was sind eigentlich Cultural Studies? In: Bromley, Richard / Göttlich, Udo / Winter, Carsten (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: zu Klampen, S. 139–188.
- Junge, Matthias (2004):** Sozialisierungstheorien vor dem Hintergrund von Modernisierung, Individualisierung und Postmodernisierung. In: Hoffmann, Dagmar / Merken, Hans (Hrsg.): Jugendsoziologische Sozialisierungstheorie. Weinheim/München: Juventa, S. 35–50.
- Kahl, Heidrun / Schaffrath Rosario, Angelika / Schlaud, Martin (2007):** Sexuelle Reifung von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, 50, S. 677–685.
- Kahn, Robert L. / Antonucci, Toni C. (1980):** Convoys Over the Life Course: Attachment, Roles, and Social Support. In: Baltes, Paul B. / Brim, Olim G. (Hrsg.): Life-Span Development and Behavior. New York: Academic Press, S. 253–286.
- Kammerl, Rudolf (2009):** Medienpädagogik in der Lehrerbildung: Fehlannonce? In: tendenz. Das Magazin der bayrischen Landeszentrale für neue Medien, 2009(4), S. 12–14.
- Kardorff, Ernst von (1989):** Soziale Netzwerke. Konzepte und sozialpolitische Perspektiven ihrer Verwendung. In: Kardorff, Ernst von / Stark, Wolfgang / Rohner, Robert / Wiedemann, Peter (Hrsg.): Zwischen Netzwerk und Lebenswelt – Soziale Unterstützung im Wandel. Wissenschaftliche Analysen und praktische Strategien. München: Profil, S. 27–60.
- Kardorff, Ernst von (2006):** Virtuelle Netzwerke – eine neue Form der Vergesellschaftung? In: Hollstein, Betina / Straus, Florian (Hrsg.): Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS, S. 63–97.
- Karmasin, Matthias (2006):** Kinder und Medien = (Mehr-)Wert. Medienökonomische Aspekte der Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen. In: Marci-Boehncke, Gudrun / Rath, Matthias (Hrsg.): Jugend – Werte – Medien: Der Diskurs. Weinheim/Basel: Beltz, S. 45–56.
- Kasesniemi, Eija-Liisa (2003):** Mobile Messages. Young People and a New Communication Culture. Tampere: University Press.
- Kasesniemi, Eija-Liisa / Rautiainen, Pirjo (2002):** Mobile Culture of Children and Teenagers in Finland. In: Katz, James E. / Aakhus, Mark (Hrsg.): Perpetual Contact. Mobile Communication, Private Talk, Public Performance. Cambridge: Cambridge University Press, S. 170–192.
- Katz, James E. / Sugiyama, Satomi (2005):** Mobile Phones As Fashion Statements: The Co-Creation of Mobile Communications Public Meaning. In: Ling, Richard. / Pedersen, Per E. (Hrsg.): Mobile Communications. Re-Negotiation of the Social Sphere. London: Springer, S. 63–81.
- Keniston, Kenneth (1975):** Youth as a Stage of Life. In: Havighurst, Robert J. / Dreyer, Philip H. (Hrsg.): Youth. The Seventy-Fourth Yearbook of the National Society for the Study of Education. Chicago: Chicago Press, S. 3–26.
- Kepler, Angela (1994):** Tischgespräche: über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Konstanz: Suhrkamp.
- Kepler, Angela (2010):** Variationen des Selbstverständnisses: Das Fernsehen als Schauplatz der Formung sozialer Identität. In: Hartmann, Maren / Hepp, Andreas (Hrsg.): Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS, S. 115–126.
- Keupp, Heiner (2005):** Die reflexive Modernisierung von Identitätskonstruktionen. Wie heute Identität geschaffen wird. In: Hafenecker, Benno (Hrsg.): Subjekt Diagnosen. Subjekt, Modernisierung und Bildung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau, S. 60–91.
- Keupp, Heiner (2008):** Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Keupp, Heiner (2010):** Vom Ringen um Identität in der Spätmoderne. Vortrag bei den 60. Lindauer Physiotherapiewochen am 18. April 2010 in Lindau. Quelle: www.lptw.de/archiv/vortrag/2010/keupp_h.pdf [02.07.2012].
- Keupp, Heiner / Höfer, Renate / Jain, Anil K. / Kraus, Wolfgang / Straus, Florian (2000):** Zum Formenwandel sozialer Landschaften in der reflexiven Moderne – Individualisierung und posttraditionale Ligaturen. In: Psychologie & Gesellschaftskritik, 2000(24), S. 11–34.
- Klaus, Elisabeth / O'Connor, Barbara (2009):** Aushandlungsprozesse im Alltag: Jugendliche Fans von Castingshows. In: Röser, Jutta / Thomas, Tanja / Peil, Corinna (Hrsg.): Alltag in den Medien – Medien im Alltag. Wiesbaden: VS, S. 48–72.

- Kleining, Gerhard (1986):** Das qualitative Experiment. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1986(38), S. 724–750.
- Kleining, Gerhard (1995):** Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Keupp, Heiner / Rosenstiel, Lutz von / Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz, S. 11–22.
- Klingler, Walter (2008):** Jugendliche und ihre Mediennutzung 1998 bis 2008. In: Media Perspektiven, 2008 (12), S. 625–634.
- Kloos, Nadine (2010):** Orientierungs- und Informationsbedarf von Eltern. In: medien + erziehung, 54(4), S. 38–44.
- Kluge, Norbert (2006):** Frühpubertät im Verständnis des „säkularen Trends“: Kennzeichen, Tatbestände, Ursachen, auffällige Verhaltensweisen. Beiträge zur Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik, 14. Quelle: http://www.uni-landau.de/kluge/Beitraege_zur_S.u.S/Fruehpubertaet_im_Verstaendnis.pdf [02.07.2012].
- Knipscheer, Kees / Antonucci, Toni C. (1980):** Social Network Research. Substantive Issues and Methodological Questions. Amsterdam: Swets & Zeitlinger.
- Knoblauch, Hubert (2001):** Fokussierte Ethnographie. In: sozialersinn, 2001(1), S. 123–141.
- Kohlberg, Lawrence (1996):** Die Psychologie der Moralentwicklung. Herausgegeben von Wolfgang Althof unter Mitarbeit von Gil Noam und Fritz Oser. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kolip, Petra (1993):** Freundschaften im Jugendalter. Der Beitrag sozialer Netzwerke zur Problembewältigung. Weinheim/München: Juventa.
- Kozinets, Robert V. (2010):** Netnography. Doing Ethnographic Research Online. London: Sage.
- Krappmann, Lothar / Oswald, Lothar (1983):** Beziehungsgeflechte und Gruppen von gleichaltrigen Kindern in der Schule. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 420–450.
- Krönert, Veronika (2009):** Michel de Certeau: Alltagsleben, Aneignung und Widerstand. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Thomas, Tanja (Hrsg.): Schlüsselwerke der Cultural Studies. Wiesbaden: VS, S. 47–57.
- Krotz, Friedrich (2001):** Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Wiesbaden: Westdeutscher.
- Krotz, Friedrich (2002):** Die Mediatisierung von Alltag und sozialen Beziehungen und die Formen sozialer Integration. In: Imhof, Kurt / Jarren, Ottfried / Blum, Roger (Hrsg.): Integration und Medien. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 184–200.
- Krotz, Friedrich (2003):** Die Mediatisierung der Lebensräume von Jugendlichen. Perspektiven für die Forschung. In: Bug, Judith / Karmasin, Matthias (Hrsg.): Telekommunikation und Jugendkultur. Eine Einführung. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 167–183.
- Krotz, Friedrich (2005a):** Einführung: Mediengesellschaft, Mediatisierung, Mythen – Einige Begriffe und Überlegungen. In: Krotz, Friedrich / Rössler, Patrick (Hrsg.): Mythen der Mediengesellschaft – The Media Society and its Myth. Konstanz: UVK, S. 9–30.
- Krotz, Friedrich (2005b):** Neue Theorien entwickeln. Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische Sozialforschung und die Ethnographie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung. Köln: Halem.
- Krotz, Friedrich (2005c):** Von Modernisierungs- über Dependenz- zu Globalisierungstheorien. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Winter, Carsten (Hrsg.): Globalisierung der Medienkommunikation. Wiesbaden: VS, S. 21–43.
- Krotz, Friedrich (2006a):** Ethnography, Related Research Approaches and Digital Media. In: Höfllich, Joachim R. / Hartmann, Maren (Hrsg.): Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections. Berlin: Frank & Timme, S. 299–319.
- Krotz, Friedrich (2006b):** Konnektivität der Medien: Konzepte, Bedingungen und Konsequenzen. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Moores, Shaun / Winter, Carsten (Hrsg.): Konnektivität, Netzwerk und Fluss: Konzepte gegenwärtiger Medien-, Kommunikations- und Kulturtheorie. Wiesbaden: VS, S. 21–42.
- Krotz, Friedrich (2007):** Mediatisierung: Fallstudien zum Wandel von Kommunikation. Wiesbaden: VS.
- Krotz, Friedrich (2008a):** Handlungstheorien und Symbolischer Interaktionismus als Grundlage kommunikationswissenschaftlicher Forschung. In: Winter, Carsten / Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich (Hrsg.): Theorien der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden: VS, S. 29–47.
- Krotz, Friedrich (2008b):** Kultureller und gesellschaftlicher Wandel im Kontext des Wandels von Kommunikation und Medien. In: Thomas, Tanja (Hrsg.): Medienkultur und soziales Handeln. Wiesbaden: VS, S. 43–62.
- Krotz, Friedrich (2008c):** Mediatized Figurations. Contextualising Mobil Phones and the Social and Cultural Change. Vortrag bei der Tagung „(Mobile) Media and the Change of Everyday Life Conference“ am 30.09.2008 in Erfurt.
- Krotz, Friedrich (2009a):** Die Veränderung von Privatheit und Öffentlichkeit in der heutigen Gesellschaft. In: medien + erziehung, 53(8), S. 12–21.
- Krotz, Friedrich (2009b):** Mediatization: A Concept With Which to Grasp Media and Societal Change. In: Lundby, Knut (Hrsg.): Mediatization. Concepts, Changes, Consequences. New York: Peter Lang, S. 21–40.
- Krotz, Friedrich (2011):** Rekonstruktion der Kommunikationswissenschaft: Soziales Individuum, Aktivität, Beziehung. In: Hartmann, Maren / Wimmer, Jeffrey (Hrsg.): Digitale Medientechnologien. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Wiesbaden: VS, S. 27–51.
- Krotz, Friedrich / Hepp, Andreas / Hjarvard, Stig / Lundby, Knut (2010):** Special Issue Mediatization. In: Communications. The European Journal of Communication Research, 35(3).
- Krotz, Friedrich / Hepp, Andreas (Hrsg.) (2012):** Mediatisierte Welten. Forschungsfelder und Beschreibungsansätze. Wiesbaden: VS.
- Krotz, Friedrich / Schulz, Iren (2006):** Vom mobilen Telefon zum kommunikativen Begleiter in neu interpretierten Realitäten. Die Bedeutung des Mobiltelefons in Alltag, Kultur und Gesellschaft. In: Ästhetik & Kommunikation, 37(135), S. 59–65.
- Krotz, Friedrich / Thomas, Tanja (2007):** Domestizierung, Alltag, Mediatisierung. Ein Ansatz zu einer theoriegerichteten Verständigung. In: Röser, Jutta (Hrsg.): Medien-Alltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien. Wiesbaden: VS, S. 31–42.

- Kubicek, Herbert (1997):** Das Internet auf dem Weg zum Massenmedium? Ein Versuch, Lehren aus der Geschichte alter und neuer Medien zu ziehen. In: Werle, Raymund / Lang, Christa (Hrsg.): *Modell Internet? Entwicklungsperspektiven neuer Kommunikationsnetze*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 213–239.
- Kunczik, Michael / Zipfel, Astrid (2004):** Medien und Gewalt. Befunde der Forschung seit 1998. Berlin: BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend).
- Kurtz, Daniela (2011):** Die Schuldenfalle: Meistens liegt's am Handy. yaez. Quelle: <http://www.yaez.de/20110606/Erwachsenwerden/745/58/Die-Schuldenfalle-Meistens-liegt-s-am-Handy.html> [02.07.2012].
- Lamnek, Siegfried (2005):** *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Lampert, Claudia / Schmidt, Jan-Hinrik / Schulz, Wolfgang (2009):** Jugendliche und Social Web – Fazit und Handlungsbereiche. In: Schmidt, Jan-Hinrik / Paus-Hasebrink, Ingrid / Hasebrink, Uwe (Hrsg.): *Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. Berlin/Düsseldorf: VISTAS, S. 275–297.
- Lang, Frieder R. (2003):** Die Gestaltung und Regulation sozialer Beziehungen im Lebenslauf: Eine entwicklungspsychologische Perspektive. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 13(2), S. 175–195.
- Lange, Elmar (2001):** Jugendkonsum: Zunahme irrationaler Konsummuster? In: Mansel, Jürgen / Schweins, Wolfgang / Ulbrich-Herrmann, Matthias (Hrsg.): *Zukunftsperspektiven Jugendlicher. Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung für die Lebensplanung*. Weinheim/München: Juventa, S. 181–199.
- Lange, Elmar / Fries, Karin R. (2006):** Jugend und Geld 2005. Eine empirische Untersuchung über den Umgang von 10-17-jährigen Kindern und Jugendlichen mit Geld. Quelle: http://www.schufamachtschule.de/media/teamwebservices/downloads/studie_jugend_und_geld_2005.pdf [02.07.2012].
- Lasen, Amparo (2006):** How to be in Two Places at the Same Time? In: Höflich, Joachim R. / Hartmann, Maren (Hrsg.): *Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections*. Berlin: Frank & Timme, S. 227–254.
- Laursen, Brett (1993):** Conflict Management Among Close Peers. In: Laursen, Brett (Hrsg.): *Close Friendship in Adolescence*. San Francisco: Jossey-Bass Publishers, S. 39–54.
- Lee, Junghee / Lee, Hyunjoo (2010):** The Computer-Mediated Communication Network: Exploring the Linkage between the Online Community and Social Capital. In: *New Media & Society*, 12(5), S. 711–727.
- Lehmann, Jutta (2009):** Digitale Generation? Der Umgang von Heranwachsenden mit neuen Medien am Beispiel des Handys. Rostock: Baltic Sea Press.
- Lemor, Anna Maria Russo (2006):** Making a ‚Home‘. The Domestication of Information and Communication Technologies in Single Parents' Households. In: Berker, Thomas / Hartmann, Maren / Punie, Yves / Ward, Katie J. (Hrsg.): *Domestication of Media and Technology*. Maidenhead, Berkshire (u. a.): Open University Press, S. 165–184.
- Lenz, Karl (1986):** Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Lenz, Karl (1988):** Die vielen Gesichter der Jugend. Jugendliche Handlungstypen in biographischen Portraits. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Lenz, Karl (1989):** Jugendliche heute. Lebenslagen, Lebensbewältigung und Lebenspläne. Linz: Veritas.
- Licoppe, Christian (2008):** The Mobile Phones Ring. In: Katz, James E. (Hrsg.): *Handbook of Mobile Communication Studies*. Cambridge: MIT Press, S. 140–152.
- Lindesmith, Alfred R. / Strauss, Anselm L. (1974):** Symbolische Bedingungen der Sozialisation. Eine Sozialpsychologie. Teil 1. Düsseldorf: Schwann.
- Lindesmith, Alfred R. / Strauss, Anselm L. (1975):** Symbolische Bedingungen der Sozialisation. Eine Sozialpsychologie. Teil 2. Düsseldorf: Schwann.
- Ling, Richard (2002):** Adolescent Girls and Young Adult Men: Two Sub-Cultures of the Mobile Telephone. In: *Revista de Estudios de Juventud (Journal of Studies on Youth)*, 57 (2), S. 33–47.
- Ling, Richard (2004):** The Mobile Connection. The Cellphone's Impact on Society. Amsterdam (u. a.): Morgan Kaufmann.
- Ling, Richard (2005):** Das Mobiltelefon und die Störung des öffentlichen Raums. In: Höflich, Joachim R. / Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Mobile Kommunikation. Perspektiven und Forschungsfelder*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 115–134.
- Ling, Richard (2007):** Children, Youth, and Mobile Communication. In: *Journal of Children and Media*, 1(1), S. 60–67.
- Ling, Richard (2008a):** The Mediation of Ritual Interaction via the Mobile Telephone. In: Katz, James E. (Hrsg.): *Handbook of Mobile Communication Studies*. Cambridge: MIT Press, S. 165–176.
- Ling, Richard (2008b):** New Tech, New Ties. How Mobile Communication is Reshaping Social Cohesion. Cambridge, MA (u. a.): MIT Press.
- Ling, Richard / Donner, Jonathan (2009):** *Mobile Communication*. Cambridge: Polity Press.
- Ling, Richard / Yttri, Brigitte (2002):** Hyper-Coordination via Mobile Phones in Norway. In: Katz, James E. / Aakhus, Mark (Hrsg.): *Perpetual Contact. Mobile Communication, Private Talk, Public Performance*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 137–169.
- Ling, Richard / Yttri, Brigitte (2006):** Control, Emancipation, Status: The Mobile Telephone in the Teen's Parental and Peer Group Control Relationships. In: Kraut, Robert / Brynin, Malcolm / Kiesler, Sara (Hrsg.): *Computer, Phones, and the Internet*. New York: Oxford University Press, S. 219–234.
- Livingstone, Sonia (2001):** Children and Their Changing Media Environment. In: Livingstone, Sonia / Bovill, Moira (Hrsg.): *Children and Their Changing Media Environment. A Comparative European Study*. Mawah/New York (u. a.): Erlbaum, S. 307–333.
- Livingstone, Sonia (2002):** *Young People and New Media: Childhood and the Changing Media Environment*. London: Sage.
- Livingstone, Sonia (2006):** Children's Privacy Online. Experimenting with Boundaries Within and Beyond the Family. In: Kraut, Robert / Brynin, Malcolm / Kiesler, Sara (Hrsg.): *Computer, Phones, and the Internet*. New York: Oxford University Press, S. 128–144.
- Livingstone, Sonia (2008):** Taking Risky Opportunities in Youthful Content Creation: Teenagers' Use of Social Networking Sites for Intimacy, Privacy and Self-Expression. In: *New Media & Society*, 10(3), S. 393–411.

- Livingstone, Sonia (2009):** On the Mediation of Everything: ICA Presidential Address 2008. In: *Journal of Communication*, 59(1), S. 1–18.
- Livingstone, Sonia (2010):** Balancing Opportunities and Risks in Teenagers' Use of the Internet: The Role of Online Skills and Internet Self-Efficacy. In: *New Media & Society*, 12(2), S. 309–329.
- Livingstone, Sonia / Haddon, Leslie / Görzig, Anke / Olafsson, Kjartan (2011):** Risks and Safety on the Internet. The Perspective of European Children. Full Findings. London: LSE: EU Kids Online. Quelle: <http://www2.lse.ac.uk/media@lse/research/eukidsonline/eukidsii%20%282009-11%29/eukidsonlineireports/d4fullfindings.pdf> [02. 07. 2012].
- Livingstone, Sonia / Helsper, Ellen (2007):** Gradations in Digital Inclusion: Children, Young People and the Digital Divide. In: *New Media & Society*, 9(4), S. 671–696.
- Livingstone, Sonia / Lemish, Dafna (2001):** Doing Comparative Research with Children and Young People. In: Livingstone, Sonia / Bovill, Moira (Hrsg.): *Children and their Changing Media Environment. A Comparative European Study*. Mahwah/New York (u. a.): Erlbaum, S. 31–50.
- Livingstone, Sonia / Ólafsson, Kjartan / Staksrud, Elisabeth (2011):** Social Networking, Age and Privacy. London: LSE: EU Kids Online. Quelle: <http://www2.lse.ac.uk/media@lse/research/eukidsonline/shortsns.pdf> [02. 07. 2012].
- Logemann, Niels / Feldhaus, Michael (2002):** Zwischen SMS und Download – Erste Ergebnisse zur Untersuchung der neuen Medien Mobiltelefon und Internet in der Familie. Quelle: http://www.ssoar.info/ssoar/files/K.G/3/B2_2002_Logemann_Feldhaus.pdf [02. 07. 2012].
- Lüders, Christian (2004):** Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Flick, Uwe / Kardorff, Ernst von / Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 384–401.
- Lundby, Knut (Hrsg.) (2009):** Mediatization. Concepts, Changes, Consequences. New York: Peter Lang.
- Lundby, Knut (Hrsg.) (2013):** Mediatization of Communication. Berlin: de Gruyter Mouton (in Vorbereitung).
- Lüpke, Marcus (2010):** Gewaltprävention und Neue Medien. Vom Pausenkonflikt zur aktiven Medienerziehung. In: Lüpke, Marcus / Neumann, Ulf (Hrsg.): *Gewaltprävention 2.0. Digitale Herausforderungen*. Marburg: Schüren Verlag, S. 192–203.
- Machwirth, Eckart (1999):** Die Gleichaltrigengruppe (peer-group) der Kinder und Jugendlichen. In: Schäfers, Bernd (Hrsg.): *Einführung in die Gruppensoziologie*. Wiesbaden: Quelle & Meyer, S. 248–268.
- Malinowski, Bronislaw (1923):** The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, Charles K. / Richards, I. A. (Hrsg.): *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*. London: Routledge & Kegan Paul, S. 296–336.
- Marcus, George E. (1995):** Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: *Annual Review of Anthropology*, 1995 (24), S. 95–117.
- Matzat, Uwe (2005):** Die Einbettung der Online-Interaktion in soziale Netzwerke der Offline-Welt: Möglichkeiten der sozialen Gestaltung von Online-Gruppen. In: Jäckel, Michael / Mai, Manfred (Hrsg.): *Online-Vergesellschaftung*. Wiesbaden: VS, S. 175–199.
- Mauss, Marcel (1996):** Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayring, Philipp (2002):** Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Mead, George Herbert (1968):** Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2003):** Lehrer/-innen und Medien 2003. Nutzung, Einstellungen und Perspektiven. Baden-Baden.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) (2006):** JIM-Studie 2007. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Baden-Baden.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.) (2007):** JIM-Studie 2007. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Baden-Baden.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (MPFS) (Hrsg.) (2008):** JIM-Studie 2008. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Baden-Baden.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (MPFS) (Hrsg.) (2009):** JIM-Studie 2009. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Baden-Baden.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (MPFS) (Hrsg.) (2010):** JIM-Studie 2010. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Baden-Baden.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (MPFS) (Hrsg.) (2011):** JIM-Studie 2011. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Baden-Baden.
- Meister, Dorothee M. / Moser, Hans / Niesyto, Horst / Wagner, Ulrike / Tillmann, Angela / Neuss, Norbert / Hoffmann, Dagmar / Hoffmann, Bernward / Schorb, Bernd / Funiok, Rüdiger / Hasebrink, Uwe / Lampert, Claudia (2009):** Keine Bildung ohne Medien! Medienpädagogisches Manifest: MedienPädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung. Quelle: http://www.medienpaed.com/manifest_2009.pdf [02. 07. 2012].
- Meyen, Michael (2009):** Medialisierung. In: *M&K*, 57(1), S. 23–38.
- Meyrowitz, Joshua (1990):** Überall und nirgends dabei. Die Fernsehgesellschaft I. Weinheim/Basel: Beltz.
- Michels, Stefanie (2009).** *Sexualisierung in der Bravo: „Dr. Sommer & Co. Sexualisierung in den Medien und Jugendliche“*. Universität Erfurt (unveröffentlichte Hausarbeit).
- Mikos, Lothar (2001):** Rezeption und Aneignung – eine handlungstheoretische Perspektive. In: Rössler, Patrick / Hasebrink, Uwe / Jäckel, Michael (Hrsg.): *Theoretische Perspektiven der Rezeptionsforschung*. München: Reinhard Fischer, S. 59–71.
- Mikos, Lothar (2004a):** Fernsehen, Kult und junge Zuschauer. In: *televizion*, 17(2), S. 38–41.
- Mikos, Lothar (2004b):** Medien als Sozialisationsinstanz und die Rolle der Medienkompetenz. In: Hoffmann, Dagmar / Merckens, Hans (Hrsg.): *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie. Impulse für die Jugendforschung*. Weinheim/München: Juventa, S. 157–171.

- Mikos, Lothar (2007):** Mediensozialisation als Irrweg – Zur Integration von medialer und sozialer Kommunikation aus der Sozialisationsperspektive. In: Hoffmann, Dagmar / Mikos, Lothar (Hrsg.): Mediensozialisationstheorien. Neue Modell und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS, S. 27–46.
- Mikos, Lothar (2009):** John Fiske: Populäre Texte und Diskurs. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Thomas, Tanja (Hrsg.): Schlüsselwerke der Cultural Studies. Wiesbaden: VS, S. 156–164.
- Montgomery, Kathryn C. (2007):** Generation Digital. Politics, Commerce, and Childhood in the Age of the Internet. Boston, MA: MIT Press.
- Moores, Shaun (1993):** Interpreting Audiences. The Ethnography of Media Consumption. London: Sage.
- Morley, David (1986):** Family Television. Cultural Power and Domestic Leisure. London: Comedia.
- Morley, David (2000):** Home Territories: Media, Mobility and Identity. London: Routledge.
- Morley, David (2007):** Media, Modernity and Technology. The Geography of the New. London: Routledge.
- Morley, David / Silverstone, Roger (1990):** Domestic Communication – Technologies and Meanings. In: Media, Culture and Society, 12(1), S. 31–56.
- Moser, Hans (2010):** Einführung in die Medienpädagogik: Aufwachsen im Medienzeitalter. Wiesbaden: VS.
- Müller, Kathrin Friederike (2010):** Frauenzeitschriften aus der Sicht ihrer Leserinnen: die Rezeption von „Brigitte“ im Kontext von Biografie, Alltag und Doing Gender. Bielefeld: transcript.
- Münch, Thomas (2006):** Sammeln, Tauschen und mehr. Jugendliche Musiknutzer on- und offline. In: Tillmann, Angela / Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Abenteuer Cyberspace. Jugendliche in virtuellen Welten. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 133–148.
- Mutzl, Johanna (2005):** „Die Macht von Dreien ...“. Medienhexen und moderne Fangemeinschaften. Bedeutungskonstruktionen im Internet. Bielefeld: transcript.
- Neumann-Braun, Klaus (2005):** Strukturanalytische Rezeptionsforschung. In: Wegener, Claudia / Mikos, Lothar (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Konstanz: UVK, S. 58–65.
- Neumann-Braun, Klaus / Mikos, Lothar (2006):** Geschlechterpräsentation [in Musikvideos]. In: Neumann-Braun, Klaus / Mikos, Lothar (Hrsg.): Videoclips und Musikfernsehen. Eine problemorientierte Kommentierung der aktuellen Forschungsliteratur. Berlin: VISTAS, S. 42–52.
- Neumann-Braun, Klaus / Deppermann, Anulf (1998):** Ethnographie der Kommunikationskulturen Jugendlicher. Zur Gegenstandskonzeption und Methodik der Untersuchung von Peer-Groups. In: Zeitschrift für Soziologie, 27(4), S. 239–255.
- Neumann-Braun, Klaus / Deppermann, Anulf / Schmidt, Axel (2002):** Identitätswettbewerbe und unernste Konflikte: Interaktionspraktiken in Peer-Groups. In: Merken, Hans / Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 241–264.
- Neuss, Norbert (2008):** Web 2.0 – Mögliche Gewinner und medienpädagogische Herausforderungen. In: Laufer, Jürgen / Röllecke, Renate (Hrsg.): Berühmt im Netz? Neue Wege in der Jugendhilfe mit Web 2.0. Bielefeld: Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur, S. 16–37.

- Neverla, Irene (2010):** Medien als sozialer Zeitgeber im Alltag: Ein Beitrag zur kultursoziologischen Wirkungsforschung. In: Hartmann, Maren / Hepp, Andreas (Hrsg.): Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS, S. 182–194.
- Niesyto, Horst (2007):** Kritische Anmerkungen zu Theorien der Mediennutzung und -sozialisation. In: Hoffmann, Dagmar / Mikos, Lothar (Hrsg.): Mediensozialisationstheorien. Neue Modell und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS, S. 47–65.
- Niesyto, Horst (2009):** Digitale Medien, soziale Benachteiligung und soziale Distinktion. Medienpädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung. Medienpädagogik, 2009(17). Quelle: www.medienpaed.com/17/niesyto0906.pdf [02. 07. 2012].
- Noack, Peter (1990):** Jugendentwicklung im Kontext. Zum aktiven Umgang mit sozialen Entwicklungsaufgaben in der Freizeit. München: Psychologie Verlags Union.
- Noack, Peter (1999):** Adolescent Peer Relations in Times of Social Change. In: Silbereisen, Rainer K. / Eye, Alexander von (Hrsg.): Growing Up in Time of Social Change. New York: de Gruyter, S. 51–72.
- Noller, Patricia (1994):** Relationships with Parents in Adolescence: Process and Outcome. In: Montemayor, Raymond / Adams, Gerald. R. / Gulotta, Thomas P. (Hrsg.): Personal Relationships during Adolescence. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage, S. 37–77.
- O'Reilly, Karen (2009):** Key Concepts in Ethnography. Los Angeles (u. a.): Sage.
- Oerter, Rolf / Dreher, Eva (1998):** Jugendalter. In: Oerter, Rolf / Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Psychologie Verlags Union, S. 310–395.
- Oksman, Virpi (2005):** MMS and its „Early Adopters“ in Finland. In: Nyíri, Kristof (Hrsg.): A Sense of Place. The Global and the Local in Mobile Communication. Wien: Passagen, S. 349–361.
- Oksman, Virpi (2006):** Mobile Visuality and Everyday Life in Finland. An Ethnographic Approach to Social Usage of Mobile Image. In: Höflich, Joachim R. / Hartmann, Maren (Hrsg.): Mobile Communication in Everyday Life: Ethnographic Views, Observations and Reflections. Berlin: Frank & Timme, S. 103–119.
- Oksman, Virpi / Turtiainen, Jussi (2004):** Mobile Communication as a Social Stage. In: New Media & Society, 6(3), S. 319–339.
- Opaschowski, Horst (1999):** Generation @. Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder: Leben im Informationszeitalter. Hamburg: Mairs Geographischer Verlag.
- Oserby, Bill (2004):** Youth Media. London and New York: Routledge.
- Otto, Hans-Uwe / Kutscher, Nadia / Klein, Alexandra / Iske, Stefan (2005):** Soziale Ungleichheit im virtuellen Raum: Wie nutzen Jugendliche das Internet? Erste Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zu Online-Nutzungsdifferenzen und Aneignungsstrukturen von Jugendlichen. Quelle: <https://pub.uni-bielefeld.de/luur/download?func=downloadFile&recordId=2315442&fileId=2319791> [02. 07. 2012].
- Palfrey, John / Gasser, Urs (2008):** Born Digital: Understanding the First Generation of Digital Natives. New York: Basic Books.
- Paus-Haase, Ingrid / Hasebrink, Uwe / Mattusch, Uwe / Keuneke, Susanne / Krotz, Friedrich (1999):** Talkshows im Alltag von Jugendlichen. Der tägliche Balanceakt zwischen Orientierung, Amüsement und Ablehnung. Opladen: Leske + Budrich.

- Paus-Hasebrink, Ingrid (2005):** Forschung mit Kindern und Jugendlichen. In: Mikos, Lothar / Wegener, Claudia (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK, S. 222–239.
- Peil, Corinna (2011):** Mobilkommunikation in Japan. Zur kulturellen Infrastruktur der Handy-Aneignung. Bielefeld: transcript.
- Peschke, André (2010):** Hip Hop in Deutschland. Analyse einer Jugendkultur aus pädagogischer Perspektive. Hamburg: Diplomica.
- Piaget, Jean (1972):** Urteil und Denkprozesse des Kindes. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Piaget, Jean / Inhelder, Bärbel (1991):** Die Psychologie des Kindes. München: dtv / Klett-Cotta.
- Piotrowski, Kati (2006):** Offline:Online – Soziale Netzwerke von Jugendlichen. In: Tillmann, Angela / Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): *Abenteuer Cyberspace. Jugendliche in virtuellen Welten*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 51–63.
- Pöttinger, Ida / Anritter, Wolfgang (2009):** Die Balance zwischen Pflicht und Freiheit. In: *tendenz. Das Magazin der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien*, 2009(4), S. 16–18.
- Rauchfuß, Katja (2003):** Soziale Netze. Zum Wandel sozialer Netze durch die Nutzung des Internets. Marburg: Tectum.
- Reinders, Heinz (2005):** Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden. München/Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Reinders, Heinz (2009):** Freundschaften im Jugendalter. Quelle: <http://www.familienhandbuch.de/cms/Jugendforschung-Freundschaften.pdf> [02. 07. 2012].
- Reißmann, Wolfgang / Schulz, Iren (2012):** Jugendliche, digitale Medien und der Umgang mit sexualisierten Inhalten. In: Schuegraf, Martina / Tillmann, Angela (Hrsg.): *Pornografisierung von Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 169–178.
- Reißmann, Wolfgang (2010):** Zweideutige Bilder. Jugendliche Selbstpräsentation in Onlinenetzen. In: *medien + erziehung*, 54(3), S. 27–31.
- Reißmann, Wolfgang (2011):** Jugendliche und soziale Netzwerkplattformen. In: *Jugendpolitik*, 37(1), S. 6–11.
- Rheingold, Howard (2000):** *The Virtual Community: Homesteading on the Electronic Frontier*. Cambridge, MA (u. a.): MIT Press.
- Ritter, Susanne (2010):** Internetnutzung von Jugendlichen für einen Auslandsaustausch. Wiesbaden: VS.
- Röser, Jutta (2007a):** Der Domestizierungsansatz und seine Potenziale zur Analyse alltäglichen Medienhandelns. In: Röser, Jutta (Hrsg.): *MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien*. Wiesbaden: VS, S. 15–30.
- Röser, Jutta (2007b):** Wenn das Internet das Zuhause erobert. Dimensionen der Veränderung aus ethnografischer Perspektive. In: Röser, Jutta (Hrsg.): *MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien*. Wiesbaden: VS, S. 157–172.
- Röser, Jutta (2009):** David Morley: Aneignung, Ethnografie und die Politik des Wohnzimmers. In: Hepp, Andreas / Krotz, Friedrich / Thomas, Tanja (Hrsg.): *Schlüsselwerke der Cultural Studies*. Wiesbaden: VS, S. 277–289.
- Röser, Jutta / Peil, Corinna (2012):** Das Zuhause als mediatisierte Welt im Wandel. Fallstudien und Befunde zur Domestizierung des Internet als Mediatisierungsprozess. In: Krotz, Friedrich / Hepp, Andreas (Hrsg.): *Mediatisierte Welten. Forschungsfelder und Beschreibungsansätze*. Wiesbaden: VS, S. 138–163.
- Schäfers, Bernhard (1994):** *Soziologie des Jugendalters*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schäfers, Bernhard / Scherr, Albert (2005):** *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien*. Wiesbaden: VS.
- Scheibelhofer, Bettina (2006):** Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – ein Widerspruch? In: Hollstein, Betina / Straus, Florian (Hrsg.): *Migration, Mobilität und Beziehungen im Raum: Egozentrierte Netzwerkzeichnungen als Erhebungsmethode*. Wiesbaden: VS, S. 311–331.
- Schell, Fred (2003):** *Aktive Medienarbeit mit Jugendlichen. Theorie und Praxis*. München: kopaed.
- Schell, Fred (2005):** *Aktive Medienarbeit*. In: Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd (Hrsg.): *Grundbegriffe Medienpädagogik*. München: kopaed, S. 9–17.
- Schell, Fred (2007):** *Jugendmedium Handy. Motive und Problemlagen im Zusammenhang mit der Nutzung gewalthaltiger und pornografischer Inhalte*. In: Anfang, Günther / Demmler, Kathrin / Ertelt, Jürgen / Schmidt, Ulrike (Hrsg.): *Handy. Eine Herausforderung für die Pädagogik*. München: kopaed, S. 36–44.
- Schenk, Michael (1984):** *Soziale Netzwerke und Kommunikation*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Schenk, Michael (1995):** *Soziale Netzwerke und Massenmedien*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Schischmanjan, Anjela / Wünsch, Michaela (Hrsg.) (2007):** *Inszenierung von Weiblichkeit – Die Darstellung von Rapperinnen im Musikvideo*. Mainz: Ventil.
- Schleyer, Anja (2010):** Gefahren der Digitalisierung. In: *kjm informiert*, S. 7.
- Schmidt-Denter, Ulrich (2005):** *Soziale Beziehungen im Lebenslauf. Lehrbuch der sozialen Entwicklung*. Basel: Beltz.
- Schmidt, Axel (2004):** *Doing Peer-Group. Die interaktive Konstitution jugendlicher Gruppenpraxis*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Schmidt, Jan-Hinrik / Paus-Hasebrink, Ingrid / Hasebrink, Uwe / Lampert, Claudia (2009):** Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Kurzfassung des Endberichts für die Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen (LfM). Hamburg/Salzburg: Hans-Bredow-Institut. Quelle: http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/367 [02. 07. 2012].
- Schmidt, Jan-Hinrik / Hasebrink, Uwe / Paus-Hasebrink, Ingrid (Hrsg.) (2009):** *Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0 – Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. Berlin: VISTAS.
- Schmied, Gerhard (1996):** *Schenken. Über eine Form sozialen Handelns*. Opladen: Leske + Budrich.
- Scholl, Wolfgang / Sydow, Hubert (Hrsg.) (2002):** *Mobilität im Jugend- und Erwachsenenalter*. München: Waxman.
- Schorb, Bernd (1997):** *Medienkompetenz*. In: Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd (Hrsg.): *Grundbegriffe Medienpädagogik*. München: kopaed, S. 234–240.
- Schorb, Bernd (2005):** *Medienkompetenz*. In: Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd (Hrsg.): *Grundbegriffe Medienpädagogik*. München: kopaed, S. 257–262.

- Schorb, Bernd (2008):** Handlungsorientierte Medienpädagogik. In: Sander, Uwe / Gross, Friederike von / Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS, S. 75–86.
- Schorb, Bernd / Stiehler, Hans-Jörg (Hrsg.) (1996):** Medienlust – Medienlast. Was bringt die Rezeptionsforschung den Rezipienten. München: kopaed.
- Schorb, Bernd / Theunert, Helga (2001):** Jugendmedienschutz. Praxis und Akzeptanz. Eine Untersuchung von Bevölkerung und Abonnenten des digitalen Fernsehens zum Jugendmedienschutz, zur Fernseherziehung und zum Jugendschutzinstrument Vor-sperr. Berlin: VISTAS.
- Schorb, Bernd / Theunert, Helga (Hrsg.) (2000):** „Ein bisschen wählen dürfen ...“: Jugend – Politik – Fernsehen. Eine Untersuchung zur Rezeption von Fernsehinformation durch 12- bis 17-Jährige. München: kopaed.
- Schuegraf, Martina (2007):** Medienkonvergenz und Subjektbildung. Mediale Interaktion am Beispiel von Musikfernsehen und Internet. Wiesbaden: VS.
- Schuh, Rainer F. (2007):** Die mobile Generation. Jugendliche und ihr Handy. Saarbrücken: VDM.
- Schulmeister, Rolf (2008):** Gibt es eine „Net Generation“? (Work in Progress). Quelle: http://www.zhw.uni-hamburg.de/pdfs/Schulmeister_Netzgeneration.pdf [02. 07. 2012].
- Schultes, Anna (2011):** Schuldenfallen für Schüler. Sueddeutsche.de. Quelle: <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/dachau/interview-schuldenfallen-fuerschueler-1.1050405> [02. 07. 2012].
- Schulz, Iren (2010):** Mediatisierung und der Wandel von Sozialisation: Die Bedeutung des Mobiltelefons für Beziehungen, Identität und Alltag im Jugendalter. In: Hartmann, Maren / Hepp, Andreas (Hrsg.): Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS, S. 231–242.
- Schulz, Iren (2011a):** Mediatisierte Kommunikationskultur und der Wandel von Beziehungsnetzen im Jugendalter. Die Bedeutung des Mobiltelefons für Beziehungen, Identität und Alltag. In: Fuhse, Jan Arendt / Stegbauer, Christian (Hrsg.): Kultur und mediale Kommunikation in sozialen Netzwerken. Wiesbaden: VS, S. 149–166.
- Schulz, Iren (2011b):** Visual Mobile Phone Content and Developmental Challenges. The Mediatization of Social Relationships in Adolescence. In: Martin, Corinne / Pape, Thilo von (Hrsg.): Images in Mobile Communication. New Content, New Uses, New Perspectives? Wiesbaden: VS Research.
- Schulz, Iren / Kaufmann, Stefan / Kettenhofen, Claudia / Hochbach, Andree (2008):** Challenges and Changes: Mediated Communication in Social Networks of Adolescents. Poster präsentiert auf der Tagung „The (Mobile) Media and the Change of Everyday Life“ am 01. 10. 2008 in Erfurt.
- Schulz, Winfried (2004):** Reconstructing Mediatization as an Analytical Concept. In: European Journal of Communication, 19(1), S. 87–101.
- Schulz, Winfried (2008):** Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. Wiesbaden: VS.
- Schulze, Gerhard (1992):** Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (1979):** Strukturen der Lebenswelt. Band 1–2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schwartz, Morris S. / Schwartz, Charlotte Green (1955):** Problems in Participant Observation. In: American Journal of Sociology, 60(4), S. 343–353.
- Schweiger, Wolfgang (2002):** Cross-Media zwischen Fernsehen und Web. Versuch einer theoretischen Fundierung des Crossmedia-Konzepts. In: Theunert, Helga / Wagner, Ulrike (Hrsg.): Medienkonvergenz: Angebot und Nutzung. Eine Fachdiskussion veranstaltet von BLM und ZDF. München: Fischer, S. 123–136.
- Scifo, Barbara (2005):** The Domestication of Camera-Phone and MMS-Communication. In: Nyíri, Kristof (Hrsg.): A Sense of Place. The Global and the Local in Mobile Communication. Wien: Passagen, S. 363–374.
- Selman, Robert L. (1984):** Die Entwicklung des sozialen Verstehens. Entwicklungspsychologische und klinische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Selman, Robert L. / Schultz, Lynn Hickey (1990):** Making a Friend in Youth. Developmental Theory and Pair Therapy. Chicago: Chicago Press.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2006):** Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2010):** Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Siggelkow, Bernd / Büscher, Wolfgang (2008):** Deutschlands sexuelle Tragödie: Wenn Kinder nicht lernen, was Liebe ist. Asslar: Gerth Medien.
- Silverstone, Roger (1994):** Television and Everyday Life. London (u. a.): Routledge.
- Silverstone, Roger (2002):** Complicity and Collusion in the Mediation of Everyday Life. In: New Literary History, 33(5), S. 745–764.
- Silverstone, Roger (2005):** Mediation and Communication (Vol. 188–207). London: Sage.
- Silverstone, Roger (2006):** Domesticating Domestication. Reflections on the Life of a Concept. In: Berker, Thomas / Hartmann, Maren / Punie, Yves / Ward, Katie J. (Hrsg.): Domestication of Media and Technology. Maidenhead, Berkshire (u. a.): Open University Press, S. 227–248.
- Silverstone, Roger / Hirsch, Eric / Morley, David (1999):** Information and Communication Technologies and the Moral Economy of the Household. In: Silverstone, Roger / Hirsch, Erich (Hrsg.): Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London: Routledge, S. 15–31.
- Silverstone, Roger / Hirsch, Erich (Hrsg.) (1999):** Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London/New York: Routledge.
- Simmel, Georg (1908):** Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Soff, Marianne (1989):** Jugend im Tagebuch. Analysen zur Ich-Entwicklung in Jugendentagebüchern verschiedener Generationen. Weinheim/München: Juventa.
- Spanhel, Dieter (2009):** Anspruch und Wirklichkeit. Wie lässt sich Medienerziehung im Sinne umfassender Medienbildung am besten in den Schulalltag integrieren. In: tendenz. Das Magazin der bayrischen Landeszentrale für neue Medien, 2009(4), S. 4–11.
- SPoKK (Hrsg.) (1997):** Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim: Bollmann.

- Stald, Gitta (2008):** Mobile Identity: Youth, Identity, and Mobile Communication Media. In: Buckingham, David (Hrsg.): Youth, Identity and Digital Media. Cambridge, MA: MIT Press, S. 143–164.
- Statistisches Bundesamt Deutschland (SBA) (2009a):** Bevölkerung am 31. 12. 2009 nach Alters- und Geburtsjahren in Deutschland. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt Deutschland (unveröffentlichte Tabellen).
- Statistisches Bundesamt Deutschland (SBA) (2009b):** Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 12. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung: Wiesbaden: Statistisches Bundesamt Deutschland. Quelle: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/VorausberechnungBevoelkerung/BevoelkerungDeutschland2060Presse5124204099004.pdf?__blob=publicationFile [02. 07. 2012].
- Statistisches Bundesamt Deutschland (SBA) (2010):** Jeder vierte Jugendliche lebt in einer alternativen Familienform (Pressemitteilung Nr. 042 vom 04. 02. 2010): Statistisches Bundesamt Deutschland. Quelle: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2010/02/PD10_042_122.html [02. 07. 2012].
- Stauch, Helmut (2000):** Neues Rollenverständnis bei Lehrern und Schülern während internetgestützter Arbeit? In: Leutner, Detlef/Brünken, Roland (Hrsg.): Neue Medien in Unterricht, Aus- und Weiterbildung. Aktuelle Ergebnisse empirischer pädagogischer Forschung. Münster: Waxmann, S. 133–141.
- Stegbauer, Christian (2001):** Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsforen. Wiesbaden: Westdeutscher.
- Stegbauer, Christian (2002):** Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. Wiesbaden: Westdeutscher.
- Stegbauer, Christian (2005):** Soziale Formen im Internet. In: Jäckel, Michael/Mai, Manfred (Hrsg.): Online-Vergesellschaftung. Wiesbaden: VS, S. 201–209.
- Stegbauer, Christian (2008):** Soziale Netzwerkanalyse. In: Sander, Uwe/Gross, Friederike von/Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS, S. 166–172.
- Steuten, Ulrich (1998):** Das Ritual in der Lebenswelt des Alltags. Gießen: Focus.
- Straus, Florian (2002):** Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Strawbridge, Matthew (2006):** Netiquette. Internet Etiquette in the Age of the Blog. Ely/Cambridge: Software Referende Ltd.
- Strömbäck, Jesper (2008):** Four Phases of Mediatization: An Analysis of the Mediatization of Politics. In: The International Journal of Press/Politics, 13(3), S. 228–246.
- Struckmeyer, Kati (2010):** Handy – Potenziale und Probleme des Jugendmediums Nr. 1. In: Cleppien, Georg/Lerche, Ulrike (Hrsg.): Soziale Arbeit und Medien. Wiesbaden: VS, S. 177–187.
- Subrahmanyam, Kaveri/Greenfield, Patricia (2008):** Online Communication and Adolescent Relationships. In: The Future of Children, Children and the Electronic Media, 18(1), S. 119–146.
- Suoninen, Annikka (2001):** The Role of Media in Peer-Group Relation. In: Livingstone, Sonia/Bovill, Moira (Hrsg.): Children and their Changing Media Environment. A Comparative European Study. Mawah/New York (u. a.): Erlbaum, S. 201–219.
- Süss, Daniel (2004):** Mediensozialisation von Heranwachsenden. Dimensionen – Konstanten – Wandel. Wiesbaden: VS.
- Süss, Daniel (2007):** Mediensozialisation zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und Identitätskonstruktion. In: Hoffmann, Dagmar/Mikos, Lothar (Hrsg.): Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion. Wiesbaden: VS, S. 109–130.
- Süss, Daniel/Lampert, Claudia/Wijnen, Christine W. (2010):** Medienpädagogik. Ein Studienbuch zur Einführung. Wiesbaden: VS.
- Süss, Daniel/Schlienger, Armin/Kunz Heim, Doris/Basler, Markus/Böhi, Stefan/Frischknecht, Daniel (2003):** Jugendliche und Medien. Merkmale des Medienalltags unter besonderer Berücksichtigung der Mobilkommunikation. Quelle: http://www.zhaw.ch/fileadmin/user_upload/psychologie/Downloads/Forschung/F_Jugendliche_und_Medien.pdf [02. 07. 2012].
- Tapscott, Don (2009):** Grown up Digital: How the Net Generation is Changing Your World. New York (u. a.): McGraw Hill.
- Taylor, Alexander S./Harper, Richard (2003):** The Gift of the Gab? A Design Oriented Sociology of Young People's Use of ‚MobilZe!' In: Journal of Computer Supported Cooperative Work (JCSW), 12(3), S. 267–296.
- Theunert, Helga (1996):** „Da kann ich lernen, was ich nicht machen soll“. Kinder rezipieren Reality-TV. In: Stiehler, Hans-Jörg/Schorb, Bernd (Hrsg.): Medienlust – Medienlast. Was bringt die Rezipientenforschung den Rezipienten? München: kopaed, S. 17–30.
- Theunert, Helga (2000):** Lehrstücke fürs Leben in Fortsetzung: Serienrezeption zwischen Kindheit und Jugend. München: Fischer.
- Theunert, Helga (2002):** Heranwachsen mit dem Medienensemble – Forschungsperspektiven zur Medienkonvergenz aus der Nutzerperspektive. In: Theunert, Helga/Wagner, Ulrike (Hrsg.): Medienkonvergenz: Angebot und Nutzung. Eine Fachdiskussion veranstaltet von BLM und ZDF. München: Fischer, S. 249–280.
- Theunert, Helga (2005):** Ist die „Super-Nanny“ wirklich super? Fernsehen als Lebenshelfer in der Erziehung: Quelle: <http://www.netmoms.de/fragen/detail/ist-die-super-nanny-wirklich-super-215371> [02. 07. 2012].
- Theunert, Helga (2009a):** Medienkompetenz. In: Schorb, Berg/Anfang, Günther/Demmler, Kathrin (Hrsg.): Grundbegriffe Medienpädagogik – Praxis. München: kopaed, S. 199–204.
- Theunert, Helga (Hrsg.) (2009b):** Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien. München: kopaed.
- Theunert, Helga (Hrsg.) (2010):** Medien – Bildung – soziale Ungleichheit. Differenzen und Ressourcen im Mediengebrauch Jugendlicher. München: kopaed.
- Theunert, Helga/Schorb, Bernd (1995):** Mordsbilder. Kinder und Fernsehinformation. Eine Untersuchung zum Umgang von Kindern mit realen Gewaltdarstellungen in Nachrichten und Reality-TV. Berlin: VISTAS.
- Theunert, Helga/Schorb, Bernd (1996):** Begleiter der Kindheit. Zeichentrick und die Rezeption durch Kinder. München: Fischer.
- Theunert, Helga/Schorb, Bernd (2004):** Sozialisation mit Medien: Interaktion von Gesellschaft – Medien – Subjekt. In: Hoffmann, Dagmar/Merkens, Hans (Hrsg.): Jugendsoziologische Sozialisationstheorie. Impulse für die Jugendforschung. Weinheim/München: Junfermann, S. 203–219.

- Theunert, Helga / Schorb, Bernd (2010):** Sozialisation, Medienaneignung und Medienkompetenz in der mediatisierten Gesellschaft. In: Hartmann, Maren / Hepp, Andreas (Hrsg.): Die Mediatisierung der Alltagswelt. Wiesbaden: VS, S. 243–254.
- Thiedeke, Udo (2003):** Virtuelle Gruppen: Begriff und Charakteristik. In: Thiedeke, Udo (Hrsg.): Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 23–67.
- Thomas, Tanja (2007):** „Showtime“ für das unternehmerische Selbst – Reflektionen über Reality-TV als Vergesellschaftungsmodus. In: Mikos, Lothar / Hoffmann, Dagmar / Winter, Rainer (Hrsg.): Mediennutzung, Identität und Identifikationen. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen. Weinheim/München: Juventa, S. 51–66.
- Thomas, Tanja / Krotz, Friedrich (2008):** Medienkultur und soziales Handeln: Begriffsarbeiten zur Theorieentwicklung. In: Thomas, Tanja (Hrsg.): Medienkultur und soziales Handeln. Wiesbaden: VS, S. 17–42.
- Thulin, Eva / Vilhelmson, Bertil (2007):** Mobiles Everywhere: Youth, the Mobile Phone and Changes in Everyday Practice. In: Young, Nordic Journal of Youth Research, 15(3), S. 235–253.
- Tillmann, Angela (2006):** Identitätsspielraum Internet. Lernprozesse und Selbstbildungspraktiken von Mädchen und jungen Frauen in der virtuellen Welt. Weinheim/München: Juventa.
- Tillmann, Klaus-Jürgen (1993):** Sozialisierungstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Tomlinson, John (1999):** Globalization and Culture. Chicago: University of Chicago Press.
- Trezzini, Bruno (1998):** Theoretische Aspekte der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 24(3), S. 511–544.
- Tully, Claus J. / Stockhausen, Tino (2006):** Das Handy. Ein Objekt im Jugendalltag – und ein Thema der Jugendarbeit. In: deutsche jugend, 54(3), S. 105–113.
- Tulodziecki, Gerhard (2002):** Computer & Internet im Unterricht: Medienpädagogische Grundlagen und Beispiele. Berlin: Cornelsen Scriptor.
- Tulodziecki, Gerhard (2008):** Medienerziehung. In: Sander, Uwe / Gross, Friederike von / Hugger, Kai-Uwe (Hrsg.): Handbuch Medienpädagogik. Wiesbaden: VS, S. 110–115.
- Turkle, Sherry (2008):** Always-On/Always-Off-You: The Tethered Self. In: Katz, James E. (Hrsg.): Handbook of Mobile Communication Studies. Cambridge: MIT Press, S. 122–137.
- Turner, Victor (1989):** Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Turner, Victor (1995):** Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- United Nations (2003):** World Youth Report. Quelle: <http://social.un.org/index/WorldYouthReport/2003.aspx> [02. 07. 2012].
- Vanderbosch, Heidi / Van Cleemput, Katrien (2009):** Cyberbullying among Youngsters: Profiles of Bullies and Victims. In: New Media & Society, 11(8), S. 1349–1371.
- Vincent, Jane (2006):** Emotionale Bindungen im Zeichen des Mobiltelefons. In: Glotz, Peter / Bertschi, Stefan / Locke, Chris (Hrsg.): Daumenkultur: Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld: transcript, S. 135–142.
- Vincent, Jane (2010):** Living with Mobile Phones. In: Höflich, Joachim R. / Kircher, Georg F. / Linke, Christine / Schlotte, Isabel (Hrsg.): Mobile Media and the Change of Everyday Life. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 155–170.
- Vogelgesang, Waldemar (1990):** Die neue Lust am Grauen – Zur Sozialwelt der jugendlichen und erwachsenen Horrorfans. In: Psychosozial, 13(4), S. 42–49.
- Vogelgesang, Waldemar (1994):** Jugend- und Medienkulturen. Ein Beitrag zur Ethnographie medienvermittelter Jugendwelten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46(3), S. 464–491.
- Vogelgesang, Waldemar (1995):** Videocliquen. Action- und Horrorvideos als Kristallisationspunkte von jugendlichen Fangemeinschaften. In: Ferchhoff, Wilfried / Sander, Ekkehard / Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Weinheim/München: Juventa, S. 120–132.
- Vogelgesang, Waldemar (2002a):** Auswirkungen der neuen Medien auf Kindheit und Jugend. Quelle: <http://www.neuhland.de/haupt/pdf/NeueMedien.pdf> [20. 08. 2008].
- Vogelgesang, Waldemar (2002b):** Computer und Internet und deren Bedeutung für jugendliche Lebenswelten. In: Theunert, Helga / Wagner, Ulrike (Hrsg.): Medienkonvergenz: Angebot und Nutzung. Eine Fachdiskussion veranstaltet von BLM und ZDF. München: Fischer, S. 233–248.
- Vogelgesang, Waldemar (2002c):** Jugendkulturen und Medien. Aktuelle Ergebnisse der Jugendmedienforschung. Quelle: <http://www.waldemar-vogelgesang.de/pdf/jugendkulturen.pdf> [02. 07. 2012].
- Vogelgesang, Waldemar (2006):** Kulturelle und mediale Praxisformen Jugendlicher. In: Hepp, Andreas / Winter, Rainer (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS, S. 440–454.
- Vollbrecht, Ralf (1997):** Von Subkulturen zu Lebensstilen. Jugendkulturen im Wandel. In: SPoKK (Hrsg.): Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim: Bollmann, S. 22–31.
- Vollbrecht, Ralf (2001):** Einführung in die Medienpädagogik. Weinheim/Basel: Beltz.
- Vollbrecht, Ralf (2002):** Jugendmedien. Tübingen: Niemeyer.
- Vollbrecht, Ralf (2003):** Aufwachsen in Medienwelten. In: Fritz, Karsten / Sting, Stephan / Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Mediensozialisation. Pädagogische Perspektiven des Aufwachsens in Medienwelten. Opladen: Leske + Budrich, S. 13–24.
- Vollbrecht, Ralf (2006):** „Close the World – Open the nExt.“ Jugendliche im Cyberspace. In: Tillmann, Angela / Vollbrecht, Ralf (Hrsg.): Abenteuer Cyberspace. Jugendliche in virtuellen Welten. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 17–32.
- Vollbrecht, Ralf / Ferchhoff, Wilfried / Baacke, Dieter (1997):** Kinder und Jugendliche in medialen Netzen und Welten. Prozesse der Mediensozialisation. In: Fritz, Jürgen / Fehr, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch Medien. Computerspiele. Bonn: BpB, S. 31–57.
- Vowe, Gerhard (2006):** Mediatisierung der Politik? In: Publizistik, 51(4), S. 437–455.
- Wagner, Ulrike (2009):** Facetten medialer Identitätsarbeit: Kommunikatives und produktives Medienhandeln in Online-Räumen. In: Theunert, Helga (Hrsg.): Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien. München: kopaed, S. 115–125.

- Wagner, Ulrike (2010):** Partizipation mit und über Medien. In: *medien + erziehung*, 54(5), S. 11–17.
- Wagner, Ulrike (Hrsg.) (2008):** Medienhandeln in Hauptschulmilieus. Mediale Interaktion und Produktion als Bildungsressource. München: kopaed.
- Wagner, Ulrike / Eggert, Susanne (2007):** Quelle für Information und Wissen oder unterhaltsame Action? Bildungsbenachteiligung und die Auswirkungen auf den Medienumgang Heranwachsender. In: *medien + erziehung*, 51(5), S. 15–23.
- Wagner, Ulrike / Theunert, Helga (Hrsg.) (2006):** Neue Wege durch die konvergente Medienwelt. München: Reinhard Fischer.
- Wagner, Ulrike / Theunert, Helga / Gebel, Christa / Lauber, Achim (2004):** Zwischen Vereinnahmung und Eigensinn – Konvergenz im Medienalltag Heranwachsender. München: Fischer Verlag.
- Wahl, Klaus / Hees, Katja (Hrsg.) (2006):** Helfen „Super Nanny“ und Co.? Ratlose Eltern – Herausforderung für die Elternbildung. Berlin: Cornelson Scriptor.
- Weber, Max (1984):** Soziologische Grundbegriffe. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Weber, Max (1990):** Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Wegener, Claudia (2007):** Medienpersonen als Sozialisationsagenten. Zum Umgang Jugendlicher mit medialen Bezugspersonen. In: Hoffmann, Dagmar / Mikos, Lothar (Hrsg.): *Mediensozialisierungstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion*. Wiesbaden: VS, S. 185–199.
- Weibel, Peter (2005):** Logokultur und Jugendindustrie. In: Neumann-Braun, Klaus / Richard, Birgit (Hrsg.): *Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 57–64.
- Weisskirch, Robert S. (2009):** Parenting by Cell Phone: Parental Monitoring of Adolescents and Family Relations. In: *Journal of Youth and Adolescents*, 38(8), S. 1123–1139.
- Wellman, Barry (2003):** Die elektronische Gruppe als soziales Netzwerk. In: Thiedeke, Udo (Hrsg.): *Virtuelle Gruppen. Charakteristika und Problemdimensionen*. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 126–159.
- Wierth-Heining, Mathias (2006):** Themen und Bewertungen im Kontext von Film-erzählungen. Bedeutungszuweisungen Jugendlicher in Rezeptionsprozessen. In: Marci-Boehncke, Gudrun / Rath, Matthias (Hrsg.): *Jugend-Werte-Medien. Der Diskurs*. Weinheim/Basel: Beltz, S. 116–129.
- Wiesner, Reinhard (Hrsg.) (2006):** SGB VIII (SGB) – Kinder- und Jugendhilfe. München: Beck Juristischer Verlag.
- Williams, Raymond (2003):** *Television: Technology and Cultural Form*. London (u. a.): Routledge.
- Willis, Paul (2002):** *Common Culture*. Buckingham: Open University Press.
- Winnicott, Donald W. (1989):** *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winter, Carsten (2002):** Die Zukunft medialer Mehrwertdienste: Eine kommunikationswissenschaftliche fächerübergreifende Einführung. In: Karmasin, Matthias / Winter, Carsten (Hrsg.): *Mediale Mehrwertdienste und die Zukunft der Kommunikation*. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 9–32.
- Winter, Carsten (2003):** Die konvergente Re-Artikulation von Kinder- und Jugendkulturen zwischen spielerischer Taktik und kommerziellen Strategien. In: Bug, Judith / Karmasin, Matthias (Hrsg.): *Telekommunikation und Jugendkultur. Eine Einführung*. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 47–75.
- Winter, Rainer (1997):** Vom Widerstand zur kulturellen Reflexivität. Die Jugendstudien der britischen Cultural Studies. In: Charlton, Michael / Schneider, Silvia (Hrsg.): *Rezeptionsforschung. Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien*. Wiesbaden: Westdeutscher, S. 59–72.
- Winter, Rainer (1998):** Die Bedeutung der Ethnographie für die Medienforschung. In: *medien praktisch. Zeitschrift für Medienpädagogik*, 3, S. 14–18.
- Winter, Rainer (2006):** Reflexivität, Interpretation und Ethnografie: Zur kritischen Methodologie von Cultural Studies. In: Hepp, Andreas / Winter, Rainer (Hrsg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Wiesbaden: VS, S. 82–92.
- Winter, Rainer (2010):** Fans und kulturelle Praxis. In: Roose, Jochen / Schäfer, Mike Steffen / Schmidt-Lux, Thomas (Hrsg.): *Fans. Soziologische Perspektiven*. Wiesbaden: VS, S. 161–182.
- Winter, Rainer / Mikos, Lothar (Hrsg.) (2001):** *Die Fabrikation des Populären*. Der John Fiske-Reader. Bielefeld: transcript.
- Witzel, Andreas (1985):** Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Weinheim: Beltz, S. 227–256.
- Witzke, Margit (2009):** Medialer Selbstausdruck: Thematisierungs- und Kommunikationspotenziale im Kontext von identitätsbildenden Prozessen. In: Theunert, Helga (Hrsg.): *Jugend – Medien – Identität. Identitätsarbeit Jugendlicher mit und in Medien*. München: kopaed, S. 127–143.
- Wolf, Markus (2003):** Befähigung statt Repression – Jugendschutz unter den Bedingungen globaler Kommunikation. In: Hausmanninger, Thomas (Hrsg.): *Handeln im Netz. Bereichsethiken und Jugendschutz im Internet*. München: Wilhelm Fink, S. 193–204.
- Wulff, Hans J. (1993):** Phatische Gemeinschaft/Phatische Funktion. In: *Montage/AV*, 2(1), S. 142–163.
- Youniss, James / Smollar, Jaqueline (1985):** *Adolescent Relations with Mothers, Fathers and Friends*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Zillien, Nicole (2009):** *Digitale Ungleichheit. Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Zimmermann, Peter (2000):** *Grundwissen Sozialisation*. Opladen: Leske + Budrich.
- Zinnecker, Jürgen / Behnken, Imbke / Maschke, Sabine / Stecher, Ludwig (2002):** *Null Zoff & Voll Busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts*. Opladen: Leske + Budrich.

Anhang

Beobachtungsprotokoll (Vorstudie)

Ort und Uhrzeit, Dauer der „Situation“, Witterungsverhältnisse	Personen (Anzahl, Alter, Geschlecht, Aussehen und Kleidung) Beziehung (Freunde, Eltern/Kind etc.)	Art der Situation (Warten, Verweilen, Veränderungen in der Gruppenkonstellation etc.)	Medienbezogene Kommunikation (Medienausstattung, Nutzungsart, Dauer der Nutzung)	Medienbezogene Kommunikation und soziales Handeln (Anschlusskomm., Abgrenzung, Kontaktaufnahme etc.)
				(innerhalb der Gruppe und externe Personen)

Kontaktdaten (Studie der Universität Erfurt zu Jugendlichen und mobilen Medien, Verweis auf Seriosität, Datenschutz und Eltern, Visitenkarte)

Name, Vorname	
Alter/Bildung	
Telefonnummer	

Leitfaden: Beispiel Freundschaftsbeziehung (Vorstudie)

Assoziation

- „Denkt mal an eure Beziehung und an eure Handys. An welche drei Sachen/Worte müsst ihr zuerst denken?“ > Nachhaken

Beziehungsanbahnung/Kontaktaufnahme

- Wie/Wo/Wann kennen gelernt?
- Wie kam das Handy ins Spiel und ab wann? Mit welchen Funktionen?
- Veränderungen der genutzten Funktionen in ihrer Wichtigkeit? Warum? Bedeutung/Wichtigkeit?
- Wie sind die Kommunikate gespeichert? (SMS, Fotos) Warum?
- Einbettung in andere Medien (Chat, Festnetztelefon, etc.)

Beziehungsentwicklung/-pflege/-gestaltung

- Definition der Beziehung mittels des Handys > Kommunikation nach außen (wie demonstriert man mit dem Handy, dass man eine Beziehung hat)
- Mit welchen Funktionen und Möglichkeiten des Handys (Abkürzungen, Icons etc.): Intimität, Nähe, Privatheit, Angrenzung (von Eltern und anderen Jugendlichen)
- Regelmäßigkeiten und Routinen im Alltag, Bedeutung des Handys während der gemeinsam verbrachten Zeit, Bewertung von und Umgang mit Abweichungen
- Erwartungshaltungen und Konsequenzen bei Enttäuschungen

Konflikte in und Beenden von Beziehungen

- Bisherige Beziehungen und das Handy
- Aktuelle Beziehung: Streit/Konflikte/Probleme und das Handy
- Einbezug anderer Personen (Freunde/Eltern) Zeigen von SMS, Diskussionen, Absprachen

> Das alles im Verhältnis zu vergangenen/anderen Beziehungen

Imagination: „Was würde sich in eurer Beziehung verändern, wenn ihr eine Woche lang keine Handys hättet?“

- Nähe, Intimität
- Ersatz der Kontakte wodurch?
- Positive oder/und negative Konsequenzen

Tagesablaufprotokoll (Langzeitstudie)

Name: Tag 1:

Was war das heute für ein Tag? Wie warst du drauf? Ist etwas Besonderes passiert?

.....

Zeitraum	Wo warst du? Was hast du gemacht? Wer war dabei? Wie warst du drauf?	Hast du dein Handy in die Hand genommen? Warum? Beschreib so genau wie möglich, was du mit dem Handy gemacht hast! Nach welcher Zeit hast du es wieder weg getan? Warum? Wohin hast du es getan?	Welche anderen Medien hast du genutzt? Was hast du mit diesen Medien gemacht? Warum?

Leitfaden: Handyrückgabe bei der Intervention (Langzeitstudie)

Assoziation (Karteikarten/Stift)

- Ohne Handy ist man ... (3 Worte)
- Wenn du dich an deine Erlebnisse in den letzten Tagen ohne Handy erinnerst – an welche Personen musst du denken? (3 Namen)

Einschalten der Handys: Erwartungen und tatsächliche Kontakte

Vor dem Einschalten

- Was denkt ihr, wer geschrieben hat? Begründungen
- Was denkt ihr wer euch versucht hat, anzurufen? Woher wisst ihr das? Verlauf?

Nach dem Einschalten

- Wer hat tatsächlich geschrieben? Worum ging's?
- Haben dich diejenigen schon auf anderem Weg erreicht?
- Was haben sie dazu gesagt, dass sie dich nicht auf dem Handy erreichen?
- Wie werdet ihr „antworten“ > auf welchem Weg, mit welchem Inhalt?

Reflexion der vergangenen Tage

Was habt ihr denn in den letzten Tagen zusammen gemacht? > genauer Tagesablauf!

- Gemeinsame Unternehmungen + Kommunikation davor, dabei und danach:
- Kommunikationsformen, Zusatz- und Ersatzkommunikation (Internet, Festnetz, F2F)
- Intention/Ziel, Verlauf, Flexibilität der Absprachen, Missverständnisse, Probleme

Veränderungen in der Gruppe

- Was war zwischen euch dreien anders als sonst: positiv + negativ?
- (Häufigkeit der Kommunikation, Kommunikationsformen, Missverständnisse)
- Was war am schwierigsten? Was war vielleicht sogar einfacher als sonst?
- Unterschiede Ferientage, Wochenende, Schultage? > vgl. normalerweise?
- Veränderung im Zeitverlauf: Einschränkungen <> Befreiungen

Experiment als Gesprächsanlass

- Wann habt ihr drei das erste Mal drüber geredet/Situation/worum ging es genau?
- Habt ihr Unterschiede zwischen euch festgestellt?
- Wem ist es am schwersten, wem am leichtesten gefallen?

Reaktionen der anderen auf euch (Beziehungsskizze)

- Freundinnen und Freunde
- Wie haben die mitbekommen, dass ihr kein Handy habt?
- Was haben sie dazu gesagt? Wie haben sie sich drauf eingestellt?
- Vor jmd. verheimlicht/nicht ganz die Wahrheit gesagt, was mit dem Handy ist?
- Wie bewertet ihr diese Reaktionen und Meinungen?

Option auf Verlängerung

- Das Experiment um eine Woche verlängern: Was würdet ihr davon halten?
- Erläuterungen und Begründungen
- Vermuteter Verlauf: persönliche Konsequenzen und Konsequenzen in Beziehungen

Erwartungen wie es weiter geht

- Was macht ihr jetzt als erstes mit dem Handy?

Unklarheiten/Anmerkungen

- Zu den Fragen in den Umschlägen
- Zur Durchführung des Experiments

Leitfaden: Elterninterview (Erweiterungsstudie)

Aktuelle Situation: „Eine Woche ohne Handy“

Elternperspektive

- Wie, wann und warum hat XY Ihnen Bescheid gesagt?
- Ihr erster Gedanke? erste Reaktionen? > Begründungen!
- Veränderungen: Positiv + negativ? > Begründungen!

Perspektive der Jugendlichen

- Wie ergeht es Ihrer Tochter in dieser Woche? Was vermisst sie besonders?
- Beobachtete und erlebte Veränderungen?
- Denken Sie, XY könnte ohne Handy auskommen?
- Was denken Sie, warum ist es für XY wichtig, ein Handy zu haben? (Funktionen/Situationen/Beziehungen (Freundinnen, Jungs))

Lebenswelt der Jugendlichen

- Familie: Eltern > Wer ist die wichtigere Bezugsperson?, Geschwister
- Freundschaften
- Beziehungen zu Jungs
- Freizeitgestaltung: Schulzeit, Wochenende, Ferien
- Charakter der Jugendlichen in 3 Worten

Handy in der Eltern-Kind-Beziehung

- XY erstes Handy? > Begründungen!
- Neues Handy? > Erläuterung und Begründungen!
- In welchen Situationen ist es für Sie wichtig, d. XY ein Handy hat? > Beispiele!
- Wann ist XY genervt, wenn Sie versuchen, Sie per Handy zu erreichen?
- Kommunikationsformen (SMS, Telefonieren) und Inhalte
- Kommunikationsrichtung (XY > Mutter/Vater, Mutter/Vater > XY)
- Andere Kommunikationswege (Festnetz ...?)

Manche Eltern meinen ja, seit die Jugendlichen alle ein eigenes Handy haben, weiß man noch weniger was die so treiben. Andere Eltern meinen, dass sie so besser über ihre Kinder Bescheid wissen. Was denken Sie?

- Was ist für Eltern jetzt leichter, weil die Kinder ein Handy haben?
- Was ist für Eltern jetzt schwieriger, weil die Kinder ein Handy haben?
- Inwieweit lässt Sie XY an ihrer Handykommunikation teilhaben?
- Würden Sie manchmal gern in das Handy ihrer Tochter schauen?

Eigener Handyumgang

- Erstes Handy, aktuelles Modell und Bezahlsystem
- Monatliche Ausgaben, wichtige Funktionen
- Nutzung im Tagesablauf, Wochenende, Urlaub
- Gespeicherte Nummern: Anzahl + Personen, wichtigste Nummer?

Medienerziehung

- Erziehung allgemein, Ge- und Verbote, Regeln und Rituale
- Verhältnis Eltern – Tochter
- Taschengeld
- Gespräche über XY Handyumgang
- Diskussionen und Probleme (finanziell, Erreichbarkeit etc.)
- Verantwortliche/Jugendmedienschutz
- Wünsche: Kontroll-Software PC-Mobiltelefon (Ortungssysteme)

Soziodemografie

- Schulabschluss, Ausbildung, Beruf, aktueller Job, Freizeitgestaltung
- gemeinsame Unternehmungen

Übersicht: Wortbildungen & Workshops (Erweiterungsstudie)

- 12/10 Workshop „Cybermobbing, Bullying, Slapping. Neue Formen und Wege der Gewalt“ bei der Fachtagung „Generation digital. Neue Medien in der analogen Beratung“ der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung (bke) zusammen mit dem Bundesfamilienministerium in Bonn.
- 11/10 Fachtag „Social Web – Tummelplatz für digital Natives – Prävention und Intervention gegen Gewalt und Cybermobbing. Handlungsorientierungen für Jugendarbeit.“ des Stadtjugendring Gera e.V. zusammen mit der Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Thüringen e.V. in Gera.
- 11/10 Fortbildung: „Handy – Internet – Gewalt an Schulen. Befunde, Hintergründe, Handlungsfelder“ (zus. mit W. Reißmann) des Sächsischen Bildungsinstituts (SBI) in Meißen.
- 11/10 Vortrag „Cyber-Mobbing und Happy-Slapping als Realität in der Mediengesellschaft von Kindern und Jugendlichen“ bei der Fachtagung „Cyber-Mobbing und Happy-Slapping als Realität in der Mediengesellschaft. Möglichkeiten der pädagogischen Intervention und Prävention.“ des Landesinstituts für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM) in Berlin.
- 05/09 Keynote „Der Blick ins Handy – Wie Kinder und Jugendliche das Mobiltelefon nutzen“ beim „Kommunikationsforum 2009“ des Informationszentrums für Mobilfunk (IZFM) in Berlin.
- 11/08 Workshop zur Handynutzung von Jugendlichen im Rahmen der 8. Thüringer Schul-Medientage mit dem Thema „Mobile Medien verändern unser Leben. Chancen und Risiken“ in Gera.
- 06/08 Vortrag „Handynutzung von Jugendlichen. Aktuelle Forschungsergebnisse und Konsequenzen für die medienpädagogische Praxis“ bei der Gründung des „Medienkompetenz-Netzwerks Thüringen“ in Erfurt.
- 02/08 Vortrag „Problematischer Umgang mit Mobiltelefonen. Gefahren und Prävention“ beim Kriminalpräventiven Rat der Stadt Erfurt.
- 03/07 Vortrag „Mobiltelefon und Jugendmedienschutz am Beispiel problematischer audiovisueller Inhalte“ bei der Kommission für Jugendmedienschutz (KJM) in Erfurt.

Codeliste (Beispiel: Freundschaftsgruppe der jüngeren Mädchen)

- Eigenschaften Katja
Mobiltelefon Katja
Sonstige Medien Katja
- Eigenschaften Liliane
Sonstige Medien Liliane
Mobiltelefon Liliane
- Eigenschaften Rebekka
Mobiltelefon Rebekka
Sonstige Medien Rebekka
- Eigenschaften Tabea
Mobiltelefon Tabea
Sonstige Medien Tabea
- Freundschaftsgruppe Eigenschaften
Freundschaftsgruppe Mobiltelefon
Freundschaftsgruppe Sonstige Medien
- Paarbeziehungen Eigenschaften
Paarbeziehung Mobiltelefon
Paarbeziehung Sonstige Medien
- Peer Beziehung Mobiltelefon
Peer Beziehung Sonstige Medien
Peer Beziehungen Eigenschaften
- Familienbeziehungen Eigenschaften
Familienbeziehungen Mobiltelefon
Familienbeziehung Sonstige Medien
- Sonstige Beziehungen Eigenschaften
Sonstige Beziehungen Mobiltelefon
Sonstige Beziehungen Sonstige Medien
- Medienerziehung
Medienkompetenz

Analysekategorien (mit Subkategorien und ihren Eigenschaften)

Merkmale der Persönlichkeit

- Soziodemografie (*Alter, Geschlecht, Wohnort/-egend*)
- Persönlichkeitsmerkmale (*Vorlieben/Wünsche, Beruf/Zukunft, persönlicher Alltag*)
- Finanzielle Rahmenbedingungen (*Taschengeld, Geldgeschenke, Einkommen der Eltern*)

Merkmale des Beziehungsnetzes

- Beste Freundschaften (*Beziehungsstruktur, Beziehungskonzept, kommunikative Praktiken*)
- Peerbeziehungen (*Beziehungsstruktur, Beziehungskonzept, kommunikative Praktiken*)
- Paarbeziehungen (*Beziehungsstruktur, Beziehungskonzept, kommunikative Praktiken*)
- Familienbeziehungen (*Beziehungsstruktur, Beziehungskonzept, kommunikative Praktiken*)
- Sonstige Beziehungen (*Beziehungsstruktur, Beziehungskonzept, kommunikative Praktiken*)

Mediatisierte Kommunikationspraktiken im Beziehungsnetz

- Beste Freundschaften (*Beziehungsorganisation, Beziehungsintegration, Konflikte und Brüche, Mobiltelefon im Medienensemble*)
- Peerbeziehungen (*Beziehungsorganisation, Beziehungsintegration, Konflikte und Brüche, Mobiltelefon im Medienensemble*)
- Paarbeziehungen (*Beziehungsorganisation, Beziehungsintegration, Konflikte und Brüche, Mobiltelefon im Medienensemble*)
- Familienbeziehungen (*Beziehungsorganisation, Beziehungsintegration, Konflikte und Brüche, Mobiltelefon im Medienensemble*)
- Sonstige Beziehungen (*Beziehungsorganisation, Beziehungsintegration, Konflikte und Brüche, Mobiltelefon im Medienensemble*)

Mediatisierter Kommunikationspraktiken: Mobiltelefon als individualisierbare Technologie

- Personalisierung von Technik (*persönliches Verhältnis und Wichtigkeit, individuelle Gestaltung, persönlich bedeutsame Themen und Interessen*)
- Beziehungen (*Erreichen-können, Erreicht-werden, Dokumentation und Reflexion von Beziehungen, Kontrolle in Beziehungen*)
- Alltag (*Organisation des Alltags, Dokumentation des Alltags, persönlicher Begleiter im Alltag*)

Medienerzieherischer Praktiken sowie Jugendmedienschutz und Medienkompetenz

- Strukturelle Bedingungen (*Zugang, Ausstattung, Finanzieller Rahmen*)
- Medienkompetenz (*technische Kompetenzen, Nutzungskompetenzen, kritisch-reflexive Kompetenzen, Wünsche und Kritik*)
- Pädagogische Kompetenzen (*Konzepte zur Medienerziehung, Praxis der Medienerziehung, Praxis des Jugendmedienschutz*)

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Forschungsdesign der Langzeitstudie	152
Abbildung 2: Zentrale Schlüsselkategorien	165

Danksagung

Das vorliegende Buch ist die überarbeitete und gekürzte Fassung meiner Promotionsschrift, die im Juni 2011 im Seminar für Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität Erfurt eingereicht wurde. Zum Gelingen der Arbeit haben viele Personen beigetragen, denen mein herzlichster Dank gilt.

An erster Stelle möchte ich mich bei meinen Doktorvater Friedrich Krotz bedanken. Von meinen ersten Schritten bei der Entwicklung einer Forschungsidee bis zur Fertigstellung der Arbeit und auch heute ist er für mich ein inspirierender Wissenschaftler, geduldiger Zuhörer und zuverlässiger Ansprechpartner. Mit seinen wertvollen Ratschlägen und konstruktiven Fragen hat er mir neue Blickwinkel eröffnet, mich zum Weiterdenken motiviert und mir dabei immer die Freiheit eingeräumt, meinen eigenen Weg als Wissenschaftlerin zu finden und zu gehen. Herzlich bedanken möchte ich mich auch bei meinem Zweitgutachter Joachim R. Höflich für den unkomplizierten Austausch und die anregenden Gespräche. Dankbar bin ich zudem Maren Hartmann und Helena Bilandzic, die sich in vielerlei Hinsicht Zeit für mich genommen haben und die mir als erfolgreiche Frauen in der Kommunikationswissenschaft ein Vorbild sind. Ebenso möchte ich Andreas Hepp und Patrick Rössler für die hilfreichen Ratschläge und strategischen Tipps danken, die mir den Weg zum Dokortitel erleichtert haben.

Großer Dank gilt darüber hinaus der Thüringer Landesmedienanstalt (TLM). Nicht nur die finanzielle Unterstützung mit einem zweijährigen Promotionsstipendium und die damit verbundene Finanzierung der Publikation, sondern auch der inhaltliche Austausch bei Workshops und Präsentationen haben die Durchführung des Promotionsvorhabens überhaupt erst ermöglicht und vorangetrieben.

Maßgeblich zum Gelingen des empirischen Buchteils beitragen haben zudem zahlreiche Personen, die während der Datenerhebungen zu Wort kamen. Ich bin vor allem den Jugendlichen und ihren Familien zu Dank verpflichtet, die mich während der Langzeitstudie in unzähligen Treffen an ihrem Beziehungsalltag und

Medienhandeln teilhaben ließen. Ohne ihr Entgegenkommen, ihre Offenheit, Geduld und Flexibilität wäre die methodische Anlage der Studie nicht möglich gewesen. Darüber hinaus bedanke ich mich ganz herzlich bei den Jugendlichen und Erwachsenen, die mit ihren Beiträgen die Vorstudie und die Erweiterungsstudie mit Leben gefüllt haben.

Ein besonderer Stützpfeiler im gesamten Promotionsprozess waren meine Mitstreiterinnen Caroline Düvel, Veronika Krönert, Corinna Peil und Laura Sūna. In unserem ‚translokalen‘ Doktorandinnenkolloquium haben sie mir nicht nur aus wissenschaftlicher Perspektive immer wieder inspirierende und hilfreiche Anregungen gegeben, sondern auch auf zwischenmenschlicher Ebene emotionale Unterstützung und motivierende Abwechslung geliefert. Wichtige Feedbacks zu meiner Arbeit und viele Aufmunterungen in schwierigen Phasen habe ich außerdem von den Kolleginnen und Kollegen am Erfurter Seminar für Medien- und Kommunikationswissenschaft erhalten. Ebenso dankbar bin ich Florian Hohmann, Bea Müller, Alexandra Samoleit und Freya Sukulla, die mich bei der Transkription der Daten geduldig unterstützt haben, sowie Jens Dolbinow, Stefan Kaufmann, Juliane Kirchner und Doreen Rörig, denen das Korrekturlesen einzelner Kapitel unter Zeitdruck bestens gelungen ist. Mein Dank gilt auch Jakob Hörtnagl, der mich bei den Korrekturen für die Publikation unterstützt hat.

Von Herzen möchte ich denen danken, die für das Durchhalten der Promotionszeit und das Fertigstellen der Arbeit die Grundsteine gelegt haben. Meine Eltern Brigitte und Klaus sowie meine Schwester Claudia und meine Freundin Kathleen Arendt haben nicht nur finanzielle Unterstützung geleistet, für kulinarische Unterfütterung gesorgt und stundenlange Telefonate gepaart mit schlechter Laune ertragen. Sie haben mich immer wieder konstruktiv motiviert, mich in meinen Entscheidungen bestärkt, gelesen, korrigiert, diskutiert und mir den nötigen Aufschwung gegeben, um diesen Weg zu Ende zu gehen. Bedanken möchte ich mich auch bei Annegret und Roland Schellknecht, die regelmäßig die Betreuung ihres Enkelkindes übernommen und mir so den Rücken freigehalten haben. Meine Tochter Sophie hat mich in den vergangenen zwei Jahren auf diesem Weg der Promotion begleitet und mir die Einsicht beschert, dass es noch eine Welt jenseits der Wissenschaft gibt. Dafür bin ich ihr unendlich dankbar!

Bremen, im Juli 2012

Die Autorin

Dr. Iren Schulz ist seit Juli 2011 als Mitarbeiterin im Koordinationsprojekt des DFG Schwerpunktprogramms 1505 ‚Mediatisierte Welten‘ am Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI) an der Universität Bremen tätig.

Sie forscht zum medienbezogenen Wandel von sozialen Beziehungen, Sozialisation und digitalen Medien, befasst sich mit qualitativer Forschung und führt medienpädagogische Weiterbildungen und Workshops durch.

Von 2006 bis 2008 wurde Iren Schulz mit einem Promotionsstipendium der Thüringer Landesmedienanstalt (TLM) gefördert.

Qualitätsentwicklung in Bürgermedien

Qualitätsentwicklung als Motor der Organisationsentwicklung
bei den Partizipationsmedien der Zivilgesellschaft

Eva Heinold-Krug und Erich Schäfer (Hrsg.)
mit Beiträgen von Torsten Cott, Anne Fanenbruck, Sonja Hartmann,
Eva Heinold-Krug, Liliane Holland-Reichert, Michael Kaden, Ansgar Klein,
Georg May, Cornelia Moersch, Heiko Müller, Cornelia Otto, Ute Reinhöfer,
Martin Ritter und Erich Schäfer

Band 23, 138 Seiten, 1 Abb., DIN A5, 2012

ISBN 978-3-89158-580-1

Euro 12,- (D)

Mediatisierte Sozialisation im Jugendalter

Kommunikatione Praktiken und Beziehungsnetze im Wandel

von Iren Schulz

Band 22, 336 Seiten, 4 Abb., DIN A5, 2012

ISBN 978-3-89158-572-6

Euro 20,- (D)

Chancen lokaler Medien

Modelle, Bewertungen und Anforderungen von lokalem Hörfunk und Fernsehen –
zwei explorative Untersuchungen

Band 21, 310 Seiten, 29 Abb./Tab., DIN A5, 2010

ISBN 978-3-89158-519-1

Euro 20,- (D)

Alter(n) und Medien

Theoretische und empirische Annäherungen an ein Forschungs- und Praxisfeld

von Anja Hartung, Bernd Schorb, Daniela Küllertz und Wolfgang Reißmann

Band 20, 128 Seiten, 2 Abb./Tab., DIN A5, 2009

ISBN 978-3-89158-511-5

Euro 12,- (D)